Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

Theil III. IV.

Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Vierte vermehrte Auflage.

Oldenburg, 1874.
Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(C. Berndt & A. Schwartz.)

I.

Ein Winter in Rom.

Terrarum domina gentiumque Roma,
Cui par est nihil et nihil secundum.

Martial.

„Herrin du der Welt und der Völker, Roma,
Der nichts gleich ist und nichts als Zweites ähnlich.“

O ROMA nobilis
Orbis et domina,
Cunctarum urbium
Excellentissima,
Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida,
Salutem dicimus
Tibi per omnia!
Te benedicimus,
Salve per saecula!

(Altlateinischer Hymnus aus dem achten Jahrhundert.)

Rom, den 18. October.

Das erste Gefühl, dem ich von hier aus gegen Dich Worte geben muß, ist die beglückende Empfindung, wieder in Rom zu sein, wo ich gestern Abend mit dem Freunde glücklich angelangt bin. Rom hat von allen Städten der Welt das Eigene, daß es fast jedem Fremden dort bald heimisch wird, und daß sich Jeder, der einmal seinen geheiligten Boden betrat, mit unwiderstehlicher Gewalt wieder und immer wieder dahin zurückgezogen fühlt.

Unsere Rückreise nahmen wir auf der Straße, welche von Capua aus über Calvi und San Germano, Ceprano und Frosinone führt. Die Gegend zwischen Calvi und San Germano ist ungemein einsam; nur selten begegnet man einem vereinzelten Gehöfte, das Reisenden und Fuhrleuten zur Herberge dient. San Germano erreichten wir noch zeitig genug, um einen Blick auf Stadt und Umgegend zu thun. Die Stadt liegt am Fuße der Berge, auf deren Höhen sich an der Stelle eines alten Apollotempels das heiter prachtvolle Benediktinerkloster Monte Casino erhebt. Unterhalb der freundlichen Stadt durchrauscht der wildströmende Rapido ein grünbebuschtes Thal.

Reste alter Bauten, eines Amphitheaters, einer Villa Varro's in der Nähe der Stadt, welche auf den Trümmern der alten Volksskerstadt Casinum erbaut ist, Trümmer von einem Theater, Tempeln und Grabmälern, antike Marmorsäulen in den Kirchen geben Zeugniß von ihrem Glanze in römischer Zeit. Die Gegend ist fruchtbar und die Aussicht auf Thal und Waldgebirge äußerst anmuthig. Leider mußten wir es uns versagen, einen Freund, welcher als Gast der frommen Väter von Monte Casino unter den Schätzen ihrer weltberühmten Bibliothek seine lombardischen Studien verfolgt, dort oben zu besuchen, obschon er uns ihre Gastlichkeit sehr gerühmt hatte. Bei einem Einkommen von dreihunderttausend Scudi, wie es das Kloster besitzen soll, läßt sich allerdings schon Hospitalität üben.

In Ceprano, dem alten Fregellä, erreichten wir um Mitternacht die päpstliche Gränze, und hier erwartete uns bei der Visitation der Päſſe eine traurige Scene. Ein Kaufmann aus dem österreichischen Italien, welcher mit seiner Frau sich unter unserer Reisegesellschaft befand, wurde plötzlich aus dem Wagen zitirt, um sich wegen einer Paßunrichtigkeit zu verantworten. Die guten Leute, welche auf die Nachricht, daß ihr in Rom bei Verwandten zurückgelassenes Kind schwer erkrankt sei, Neapel schleunig verlassen hatten, waren unterwegs mit ihrem Schmerze der Gegenstand unserer allgemeinen Theilnahme gewesen. Die Nachricht von jenem Unglücksfalle hatte den Mann in der Angst seines Herzens die Vorsicht vergessen lassen, sich vor der Abreise zu überzeugen, ob in dem von dem Lohnbedienten in Neapel besorgten Passe auch alle die vielen erforderlichen und von ihm bezahlten Visa richtig vorhanden seien. Jetzt traf ihn wie ein Donnerschlag das Schreckens-

wort des päpstlichen Grenzpolizisten, daß dem sonst völlig in Ordnung befindlichen Passe das Visa des päpstlichen Nuntius zu Neapel fehle. Dies Visa ist neben den übrigen eine reine Formalität, aber die damit für den Nuntius verbundene Einnahme von nahezu einem preußischen Thaler für jede solche Unterschrift ist in einem Lande, wo so viele Tausende von Fremden hin und her reisen, für die päpstlichen Botschafter so bedeutend, daß der allerchristlichste Staat mit aller Strenge gegen jede Umgehung verfährt. So waren denn auch alle Bitten und Vorstellungen fruchtlos. Die armen Eltern mußten ihre Plätze in der Diligence aufgeben und in dem erbärmlichsten aller Felsennester so lange zurück bleiben, bis ihr Paß zurück nach Neapel gesendet und von da mit dem fehlenden Vermerk versehen wieder nach Ceprano zurückgelangt sein würde, worüber im besten Falle so ziemlich eine Woche vergehen konnte. Nach deren Ablaufe, wenn Alles gut ging, mochten sie zusehen, wie sie von Ceprano weiter nach dem noch siebzig Miglien entfernten Rom kommen wollten, da die Deligence, welche nur zweimal wöchentlich diese Straße passirt, zu dieser Zeit selbst in Neapel schon immer auf einige Tage voraus besetzt war. Der stumme Jammer der unglücklichen Eltern rührte selbst das Herz des armen Polizeibeamten, der in seiner armseligen, drei Stock hohen Spelunke, wohin wir uns, um vorzubitten, hinaufgetastet hatten, wiederholt betheuerte: daß er die Herrschaft gern durchlassen möchte, — „wenn es mich nicht," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „meinen Dienst kostete." Als wir in den Wagen stiegen, wünschten wir uns Glück, daß unser Paßbesorger ehrlicher gewesen war. Von allen Behörden aber, mit denen ein moderner europäischer Paßmensch zu thun hat, sind die päpstlichen Nuntien die theuersten und

saumseligsten, und manchen italienischen Platzbedienten habe ich bei seinen Gängen klagen hören, daß keine Polizeibehörde, kein Konsul und Ambassadore sie so viel vergebliche Gänge machen lasse, als diese nuntii maledetti des allerheiligsten Vaters zu Rom.

Von Ceprano nach Frosinone führt der Weg auf der alten Via Latina durch ebenes Buschland und über wohlangebaute Hügel aufsteigend am Gebirge hin nach Frosinone, dem Hauptorte der Provinzia di Campagna, das hoch oben auf einem steilabschüssigen Felsen uns in der aufgehenden Morgensonne entgegenglänzte. Mit der wilden Romantik der Gegend standen Bauart des Ortes und Physiognomien der Bewohner in Einklang. Ich erinnere mich nicht an irgend einem Orte des römischen Gebirges diesen Ausdruck trotziger Verwegenheit gefunden zu haben, der hier alle Gesichter bezeichnete. Lautlos und finster, ohne Erwiederung unserer Grüße, starrten sie uns an, als wir zu Fuße die durch den Felsen gesprengte Straße passirten, welche sich mitten durch die Reihen düsterer Spelunken hindurchzieht. Von Frosinone abwärts senkt sich die Straße hinab in das Thal der Campagna, welches, rechts von den Sabiner- und links von den Volskergebirgen begränzt, sich bis nach Ceprano fortsetzt. Sieben Miglien weiter sahen wir hart am Wege Ferentino mit seinen Bruchstücken klyklopischer Mauern und römischer und mittelalterlicher Baureste ragen. Ferentino ist ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Frauen, deren einige uns in ihrer malerischen Tracht begegneten: Mieder von rothem und hellgrünem Sammet, mit mit flatternden, gleichfarbigen Bändern geschnürt, die Arme von den glänzend weißen Hemden bedeckt, blaue, schmale Für-

tücher mit breiten weißen Querstreifen, auf den Köpfen weiße Schleier, die Hüften von dem weißen Halbrock umwallt.

Je näher man Valmontone kommt, desto freundlicher und angebauter wird das bisher öde Thal, aus dem sich Hügel mit Gärten und Weinpflanzungen erheben, die aber bald wieder verschwinden, je mehr man sich der grabesstillen Einsamkeit nähert, welche die heilige Roma umgiebt. Lugnano, ein elendes, verfallendes Städtchen, liegt auf der Höhe der Campagnafläche, die von dem Tiberthale unmerklich sich bis zu neunhundert Fuß über dem Meere erhebt. Von hier aus hat man die weiteste Aussicht auf die Albaner- und Sabinerhöhen mit ihren Felsenstädtchen und Burgtrümmern. Hart am Wege, auf einem einsamen Tuffsteinfelsen, an dessen Fuße ein schilfiger Sumpfsee pestschwangere Dünste aushaucht, an der Stätte des alten Labicum, liegt Colonna, der Stammsitz der einst mächtigsten römischen Fürstenfamilie, jetzt im tiefsten Verfalle. Dort, eine halbe Stunde davon, rechts am Wege, schimmert ein Wasserspiegel in der Höhlung eines ausgebrannten Kraters. Es ist der See Regillus, an dessen binsenumkränzten Ufern das Heldengedicht der ersten römischen Geschichte den Heroenkampf der jungen Römerrepublik mit den Latinern geschehen läßt, jenen Riesenkampf, worin die Götter sichtbar eintreten und entscheiden, und in welchem das fluchbeladene Geschlecht der Tarquinier unterging. — —

Wie friedlich ruht der goldene Spätsonnenschein des schönsten Herbsttages auf dem gelbbraunen Hügelmeere der stillen Campagna, deren Trümmerwelt sich von der Höhe herab vor uns ausbreitet, und bei deren Wiedererblicken uns vor Freuden das Herz aufgeht! Selbst das Gesicht des mürrischen Kondukteurs überfliegt ein Strahl der stolzen Freude, mit

welcher jeder Römer den Namen seiner Stadt ausspricht, als er eben jetzt mit der Hand auf die majestätisch am Horizonte auftauchende Peterskuppel zeigend sein Ecco Roma! ausruft. Dort auf der Höhe jener weißschimmernden Bogenreihe strömen die Wasser der Acqua Felice, des fünften Sixtus ruhmvolles Geschenk, der Stadt zu, welche seit diesem Träger der dreifachen Krone keinen seines Gleichen mehr gesehen. Die altergebräunten Trümmer von Gräbern und Villen, von mittelalterlichen Kastellen und antiken Wasserleitungen zur Rechten und Linken des Weges flammen dunkelroth in der sinkenden Sonne. Hirtenkinder spielen mit zottigen Hunden vor dem Eingange eines Mausoleums, dessen Inneres die Asche der Todten den Lebendigen zum Wohnsitze überlassen hat. Da ist Torre Pignattara, einst der Grabtempel der Mutter Konstantin's, deren großer Porphyrsarg längst in das Museum des Vatikans gewandert ist. Höher und höher herauf steigt die Siebenhügelstadt. Der schwarzjäckige Postillon schwingt mit lautem jauchzenden Rufe die Geißel um den grauen Spitzhut, und läßt sie knallend zwischen die Schimmel niedersausen. In wilderen Sprüngen brausen sie dahin; noch eine halbe Stunde und der kolossale, inschriftbedeckte Bogen der Klaudischen Wasserleitung, Porta Maggiore geheißen, führt uns hinein in die Stadt der Städte, in das uralte, ewige Rom.

Zwei päpstliche Gensdarmen zu Pferde eskortiren uns durch die ganze Länge der Stadt bis zur Dogana, welche in dem säulengezierten Bau eines alten Tempels ihren Sitz aufgeschlagen hat. Während die Zöllner dort unsere Sachen durchwühlten, besahen wir draußen die alte, marmorne Tempelfaçade mit den eilf prächtigen, vierzig Fuß hohen Marmorsäulen. Endlich war auch die Zöllnerpein überstanden, und zehn Mi-

nuten später empfing uns unsere freundliche Wohnung auf der kleinen, ruhigen Piazza di Poli, zwischen Korso und Quirinal, unweit der Fontana Trevi, deren kühles Rauschen wie Musik durch die stille Abendluft zu uns hinauf drang, während die freundlichsten aller römischen Wirthsleute, Signor Luigi Santini und seine Signora Lucia die heimkehrenden Ankömmlinge mit den herzlichsten Grüßen empfingen.

Den 20. October.

Rom zu sehen, ist ein großes Glück, es wiederzusehen ein noch größeres. Gleicht das erste dem unruhigen Entzücken des Brautstandes, so ist das zweite dem ungleich höheren, ruhigen Genusse zu vergleichen, den die befriedigte Seligkeit einer glücklichen Ehe gewährt. Es geht nichts über die Empfindung, sich in dieser wunderbaren Welt heimisch zu fühlen. Die Straßen, die Plätze, die Menschen, das Leben, die Bauwerke, die Ruinen, die Kunstwerke, das Alles erscheint in einem neuen und doch nicht befremdenden Lichte. Alles Große, Mächtige, Schöne, das ich in den ersten Tagen begierig wieder aufgesucht, erscheint mir noch größer, schöner und erhabener. Es ist, als hätte sich jetzt erst Sinn und Auge genügender geschärft und ausgeweitet, um Alles in seiner wahren Gestalt ganz und völlig aufzunehmen. Kolosseum und Peterskirche, Säulen und Obelisken, Paläste und Triumphbogen schienen mir alle über das frühere Maaß hinausgewachsen.

Ich hatte Rom im Sommer verlassen, öde und fremdenleer, belastet von der

„umwölkt schwermüthigen Fieberluft,“

welche Alles, was ihr irgend zu entfliehen die Mittel besitzt, ja selbst die Bettler der spanischen Treppe, auf die Gebirgshöhen der grünschattigen Albaner- und Sabinergebirge treibt; umqualmt von dem Rauche zahlloser Feuer, die man Abends zum Schutze gegen die Aria cattiva aus allen Vignen und Gärten innerhalb und außerhalb der Stadt auflodern läßt. Die Fiebergöttin, welcher die alten Römer nicht umsonst Tempel und Altäre weihten, hatte ihren Einzug gehalten in die unter der schwülen Sciroccogluth erzitternde Stadt, und die Gewitter, welche von Zeit zu Zeit auf Augenblicke die Atmosphäre plötzlich abkälteten, dienten nur dazu, die Zahl ihrer Opfer zu mehren. Alle Fernen schienen in bleiches Nebelgrau gehüllt, und Rom selbst, von der Ferne aus gesehen, war fast immer von trüben Dunstmassen umgeben, welche sich wie ein Leichentuch über die fieberschwangere Stadt zu breiten schienen.

Wie anders war jetzt das Alles geworden in diesen herrlichen Tagen des scheidenden Octobers, dessen fröhliche Festlust, wenn auch nicht mehr ganz in der Ausgelassenheit, wie sie frühere Reiseberichte schildern, die Stadt belebte. In der krystallhellen Luft erschienen alle Formen und Farben wieder zum Dasein erwacht. Wie entzückt schweifte gestern das Auge von der Höhe des Kolosseums über die weite Fläche der Campagna zu den farbenduftigen Höhenzügen der Sabiner- und Albanergebirge mit ihren schimmernden Felsenstädtchen, ihren immergrünen Eichen- und Kastanienwäldern, während hinter uns der silberreine Himmel sich über der in der Abendsonne glühenden Peterskuppel und den Pinien des Monte Mario wölbte! Wie lustig brodelte das Menschenleben in den engen Straßen in der Nähe des Kapitols und der Piazza Montanara, auf Piazza Barberini und vor und in den Schenken

und Osterien con cucina! Wie lebhaft wogte das Fremdengewühl im Korso und auf der Via del Babuino, auf dem spanischen Platze und dem Monte Pincio! Ueberall begegnen uns bekannte Gesichter, freundliche Empfangsgrüße zurückgekehrter Bekannten und Landsleute, die dem Wiedergekehrten mit jener Herzlichkeit die Hand entgegenstreckten, welche inmitten einer fremden Welt so viel leichter die Menschen verbindet. Und wie war sie wieder gefüllt, die alte spanische Riesentreppe, mit den Modellen von Räubern und Hirten, Pilgrimen, Gebirgsweibern, Schäferknaben und mit den stehenden Figuren ihrer berechtigten Krüppel und Bettler, deren Domaine sie seit unvordenklicher Zeit, und die der Anfang der stagione des Winters alle wieder aus ihrer Villeggiatur nach Rom zurückgeführt hatte. Wie lustig rutschte der weltbekannte Ohnebein in seiner schwarzen Sammetjacke von einer Seite der mittleren Terrasse, auf welche die Doppeltreppe mündet, zur anderen, und ließ sein grüßendes und wiedererkennendes buon giorno Signore, ben tornato Signore! begleitet von dem gewährungssicheren *oggi* c'è qualche cosa pel vostro poverello? una bellissima giornata oggi, Signore! erschallen. Und wie klappern ihm die Bajocchi zu, denn es ist wirklich „ein schönster Tag heute," und man giebt noch einmal so gern, wenn helle Luft das Herz leicht und fröhlich macht, und wenn selbst der wiedererkennende Gruß des Bettlers uns das Heimathgefühl in der Fremde, das Gefühl in Rom heimisch zu sein, zum Herzen trägt!

Ein Octoberfestabend in Rom.

Den 21. October.

Für die noch übrigen Octobertage wird unser Besuch der Alterthümer und Museen noch ausgesetzt. Der October ist der Monat des fröhlichsten Volkslebens in Rom, das überhaupt nur in den Octoberfesten und im Carneval zum Vorscheine kommt. Reumont hat Recht: die Römer sind, was Vergnügungen anlangt, ein genügsames Volk. Das Rennen und Jagen nach Lustbarkeiten und sogenannten Volksfesten, zu denen in unseren großen Städten Hunderte von Vergnügungsorten mit ihren Tivolis, Rutschbahnen, Tagstheatern, Gartenkonzerten, Tanzsälen, Blumenausstellungen, Spielveranstaltungen, Schützenfesten u. s. w. Gelegenheit bieten, ist den Römern ein völlig Fremdes, und ein ächter Bürger Hamburgs, Berlins oder gar der Phäakenstadt an der Donau würde sich hier, wo kaum ein Paar elende Osterien vor den Thoren die Möglichkeit einer Erfrischung bieten, und wo von allen jenen Herrlichkeiten der Konzert- und Caffeegärten gar keine Spur vorhanden ist, zum Sterben langweilen. Mehr oder weniger gilt dasselbe Verhältniß für alle großen Städte Italiens. Der Römer, wie der italische Städtebewohner überhaupt, lebt in der Stadt, deren Korsos und Café's dem einen, wie die räucherigen Osterien mit und ohne Garküche dem anderen Theile der Bevölkerung alle jene nordischen Lustanstalten ersetzen. Die Natur außerhalb der Stadt genießt er höchstens in den Monaten der Villeggiatur; für die übrige Zeit bringt ihn nicht leicht etwas zum Thore und in's Freie hinaus. Volksfeste im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es aber außer den beiden

obengenannten für den Römer keine. Dafür treten die religiösen Kirchenfeste ein, unter denen das Fest des heiligen Antonius von Padua, und das der Assunta der Madonna die populärsten sind. Rechte Fröhlichkeit aber, wie ich sie bei solchen Kirchenfesten in Neapel, und selbst in den kleinen römischen Gebirgsstädtchen Albano, Genzano, Frascati, Marino u. a. beobachtet, zu denen bei solcher Gelegenheit auch wohl Römer hinausziehen, habe ich in Rom selbst bei keinem Kirchenfeste wahrgenommen. Erst seit gestern weiß ich, daß auch die sonst immer ernsten und apathischen Römer der lauten Freude fähig sind.

Es war etwa vier Uhr gestern Nachmittags, als wir, müde vom Sehen der Antikensammlung, aus dem Kasino der Villa Borghese in den stillen Park hinaustraten, welcher in der lautlosen, großartigen Ruhe eines sanften, römischen Herbstnachmittags mit seinen hohen Piniengruppen, immergrünen Eichengängen, seinen frischen, von schönem Vieh beweideten Wiesenmatten, seinen ewig sprudelnden Kaskaden und Springbrunnen, deren eintöniges Rauschen den Frieden und die Stille der Einsamkeit nur noch fühlbarer macht, uns in all seiner Schönheit empfing. An den stillsten und einsamsten Plätzen bildeten hier und da ein Paar Mönche oder sonstige Geistliche eine mit dem sanft schwermüthigen Charakter des Ganzen hormonirende Staffage. In der unbewegten Luft zitterte das milde, halbgebrochene Licht, welches bei leise umschleiertem Himmel der Herbstlandschaft einen so unaussprechlichen Reiz verleiht. Es ist der Zauber, den die Schönheit selbst da über uns ausübt, wo sie schon im Verwelken begriffen erscheint, jener Zauber, welcher oft der sterbenden Rose über die frischeste Blüthe den Sieg verleiht. Niemals erschien mir dieser majestätische Park

mehr der Ehre würdig, der Garten des Volkes der ewigen Stadt zu heißen. Wenige Schritte von ihrem Thore — es ist die Porta del Popolo — öffnet er seine gastlichen Pforten dem römischen Volke von heute, und weit hinauf nach Porta Salara und Ponte Molle zu, sich über Hügel und Thäler streckend, mit Schattengängen und Waldesgrün, Weideplätzen und Fruchtgärten, Weihern und Teichen, ungeheuren freien Plätzen und Weitungen, Nutz= und Prachtgebäuden, breiten Fahrwegen und Wandelgängen, ist er groß genug, ganz Rom an festlichen Tagen nebst allen seinen fremden Gästen in sich aufzunehmen, wie das noch am vergangenen Sonntage bei Gelegenheit des letzten der Octoberfeste der Fall war, welche die Liberalität des fürstlichen Besitzers alljährlich an diesem Tage dem römischen Volke zu geben gewohnt ist.

Der Lärm dieser Volksfeste war verhalt. Sie waren diesmal ungewöhnlich glänzend gewesen, weil die Geburt eines jungen Sprößlings der fürstlichen Familie Veranlassung geboten hatte, sie noch reicher auszustatten. Heute war Alles still, denn die letzten Wochen des Octobers bleiben noch immer der Trauer geweiht über den Tod der schönsten Rose von Rom, der jungen Fürstin Borghese, deren plötzliches Hinscheiden vor einigen Jahren in diesen Octobertagen die jubelnde Festlust in allgemeine Trauer verwandelte.

Ich hatte von diesen Octoberfesten der Villa Borghese wenig gesehen. Erst nach der Mitte des Monats von Neapel zurückgekehrt, hatte mich körperliches Mißbefinden mehrere Tage am Ausgehen verhindert. Jener Verlust war indeß leicht zu verschmerzen. Volksfeste, die dem Volke gegeben werden, sind so ziemlich überall in den Hauptzügen dieselben; und wie sich dergleichen speciell in Rom ausnimmt, hatte ich

zu Anfange meines römischen Lebens im Juni bei dem Feste der Tombola in der Villa Borghese wahrzunehmen Gelegenheit genug gehabt. Desto mehr verlangte mich nach den Octoberfesten, die sich das römische Volk selbst giebt, nach dieser weinfröhlichen „Allegria" der aus dem Alterthume, wie so vieles Andere, erhaltenen Dionysien, deren bacchische Festlust uns die Maler und Poeten so warm und begeistert in unserem Norden vorzuführen seit langen Jahren beflissen gewesen sind. Neulich hatte ich Wilhelm Müller's Schilderung gelesen. Freilich ist in der enthusiastischen Darstellung dieses vortrefflichen Mannes noch ein gewisses arkadisches, schäferhaftes Etwas, ein gewisser rothbebänderter Styl mit Blumenstrauß im Knopfloche, was Alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zusagt. Wir sind nicht mehr so glücklich unbefangen wie diese glückseligen Besucher Italiens, diese schwärmenden Hesperienfahrer aus den ersten zwei- bis dritthalb Jahrzehenten unseres Jahrhunderts. Wir sehen nicht mehr, was sie sahen, weil wir uns dem romantischen Eindrucke nicht mehr so mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunstschöne gerichteten Interesses hinzugeben vermögen. Wir sehen nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuren Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller sein „Rom, Römer und Römerinnen" lebte und schrieb, sehnte sich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegensätze lagen friedlich nebeneinander, die Lämmer spielten bei den Wölfen, und ein deutcher Römer sah z. B. in Mönchen und Pfaffen nur künstlerische Staffagen, oder, wenn er langhaariger, altdeutsch christlicher Frömmigkeit beflissen war — und wie wenige waren das nicht? — ro-

mantisch ehrwürdige Träger des christlichen Geistes. Wie hat sich das jetzt Alles geändert!

Aber nicht bloß unsere Augen und Augengläser haben sich geändert, auch die Menschen und Dinge haben sich dem Einflusse der Zeit selbst hier nicht ganz entziehen können. Rom, Römer und Römerinnen sind auch in der Wirklichkeit nicht mehr ganz und völlig dieselben, wie sie der liebenswürdige Sänger der Müllerlieder sah und beschrieb. Der unglaublich gesteigerte Zudrang der Fremden hat nicht bloß über einen Theil des steinernen Rom den Kalkverputz und die gleißende Tünche einer äußerlich herangekommenen Kultur gebracht. Auch die Ursprünglichkeit und Naivetät der Menschen und Sitten, des ganzen Lebens hat wesentlich unter jenem Einflusse gelitten. Rom macht jedes Jahr einen Schritt mehr seinem Ziele zu, eine Weltstadt in dem Sinne einer modernen Badekönigin zu werden, mit allem Bazar- und Gasthofscharakter und der ganzen Lohnbedientenhaftigkeit solcher Orte. Ungeheure Fremdenkasernen im ächtesten Berliner und Hamburger Geschmack, mit ihren Fronten nichtssagend und geistlos wie die Paradelinie eines Garderegiments, steigen überall empor, zum widerwilligen Grimme der Künstler und alten Römer. Freilich ist eine behagliche Wohnung zu schätzen, und meiner geringen Einsicht nach sind winklichte, ofenlose Stuben, durch deren klaffende Thüren und Fenster der markdurchschneidende römische Winter- und Herbstwind pfeift, sind rauchende Kamine, Unreinlichkeit, Wanzen und Flöhe, dunkle, halsbrechende Treppen u. s. f. kein ganz unentbehrliches Erforderniß zur Glückseligkeit des Fremden in Rom. Moderner Komfort ist eine sehr gute Gottesgabe. Aber darin liegt das Beleidigende, Zurückstoßende, daß aller Luxus äußeren

Lebens, den in den europäischen Kulturstaaten, in Frankreich, England und Deutschland die geistige Bildung, das geistige Bedürfniß erzeugt und veranlaßt hat und fortwährend begleitet, hier in Rom, in Italien überhaupt, völlig abgetrennt von aller geistigen Vermittelung bloß äußerlich übertragen erscheint. Das ist es, dieser Mangel an Zusammenhang von Geistigem und Materiellem, dieser klaffende Sprung ist es, der die italischen Cafés, die Gesellschaften, den Kleiderluxus, das Glacehandschuhmäßige dieser äußerlichen Kultur in Rom wie in Neapel und Palermo so widerlich erscheinen läßt. Alles, was sich durch die Kleidung vom Volke getrennt und losgesagt hat, ist in seiner Erscheinung ein auf zwei Beinen herumwandelnder Widerspruch: kein Pariser und kein Römer, obschon ein Pariser seinen Rock und ein Römer ihn selbst gemacht hat. Daher das Charakterlose, Verblasene und Gemachte in so vielen unter den Paini's, namentlich den Männern. Nur wo die schwarze Sammetjacke und die bunte Schärpe erscheinen, ist noch nationale Bestimmtheit, Energie des Charakteristischen vorhanden.

Unter solchen Gesprächen trat ich mit dem Freunde aus dem Thore der Villa. Wohin jetzt noch? Wo sehen wir Octoberlust und ächte Allegria des Volkes? „Dazu ist heute gerade die beste Gelegenheit," rief uns der Maler Rudolf Lehmann zu, der meine Frage unbemerkt vernommen hatte. „Denn heute ist der Tag des Sanct Crispinus, des Schutzheiligen der edlen Schusterzunft, und vor Porta Angelica findet Ihr heute sicher das lustigste Leben. Denn die Calzolaji von Rom sind ein fröhliches Volk."

Wir folgten dem Rathe und machten uns auf den Weg. Von Villa Borghese bis vor Porta Angelica ist beinahe eine

Fußstunde. Wir waren schon seit drei Stunden auf den Beinen, und der Weg ward uns bitterlich schwer. Aber wer in Rom mit bescheidenen Mitteln lebt, muß sich das Fahren vergehen lassen, zumal in der Zeit, wo man eines Wagens am benöthigtsten wäre, in der Winter- und Regenzeit. Hier gedachten wir seufzend Neapels und seiner so wohlfeilen Droschken und Fiaker. Dort fährt man für einen Carlin (drei Silbergroschen) den weitesten Weg innerhalb der gewaltig langen Stadt, und in den Omnibus noch billiger. In Rom, wo Alles Privilegium ist, wo zum Besten Einzelner die Vornirtheit des Pfaffengouvernements alle Uebrigen in Kontribution setzt, sind die Wagenpreise für Kassen wie die meine unerschwinglich. So z. B. hatten wir für einen Weg nach Villa Pamfili hin und zurück einen Fünffrankenthaler, und am Sonntag für eine Spazierfahrt von zwei Stunden vor den Thoren zwei Scudi (drei Thaler Preußisch) bezahlt. Und das sind nicht etwa Prellpreise. Nein, ein „alter Römer," Freund Steinhäuser, hatte sie bedungen. Omnibus und einspännige Droschken existiren nicht, nur zweispännige Carozze, die dabei keineswegs sehr elegant sind. Wohlfeile Fahrmittel dürfen sich nicht aufthun, weil die Besitzer der Miethkutschen privilegirt sind. Nur an einem einzigen Thore, nämlich an Porta San Paolo, giebt es ein Paar Omnibus, die von Piazza Venezia nach der Kirche San Paolo fuori le mura führen. —

Von Porta del Popolo di Ripetta entlang dem Hause vorbei, wo Goethe von der anmuthigen Mailänderin, seiner reinsten römischen Liebe, einst so schweren Abschied nahm, wanderten wir durch die belebten Gassen der Engelsburg zu. Man merkte den Gruppen der Begegnenden an, daß heute

Octoberfesttag sei. Montag und Donnerstag sind nächst dem Sonntag die rechten Tage der Allegria. Häufiger als in den früheren Tagen begegneten uns heute die Festwagen voll geputzter Mädchen, reiche Blumenkränze auf den schwarzen Spitzhüten oder im freien Haar; in ihren Händen tanzte und schwirrte brausenden Klanges das Tamburin, weithin gellten die hellen Töne der Ritornellgesänge; so fuhren sie sausend und brausend an uns vorüber. Junge Bursche, bald in großen sechs- bis acht- und mehrsitzigen Wagen, zwei- und vierspännig, ihnen nach, eben so festlich mit Blumen und Kränzen geschmückt. So singend und jubelnd mit Tamburin- und Castagnettenklang durch die Straßen zu fahren oder in die nahen Osterien vor dem Thore, und nach augenblicklichem Verweilen weiter zu eilen und Tanz und Sang am nächsten Orte zu erneuern, darin besteht die ganze Hauptlust dieser Octoberfeste. Dem Fremden geht es oft wunderlich. Ich habe gar Manchen getroffen, der von dem Tanz im Freien, in den Höfen und Gartenplätzen der Schenken nichts gesehen hatte, weil er eben nicht zur rechten Stunde oder gar am Ende nicht zum rechten Tage oder am rechten Orte sich eingefunden hatte. Es ist nicht wie bei uns, wo in den Volksschenken dieselbe Gesellschaft Tage und Nächte durchtanzt nach bestellter, bezahlter Musik. Wo sich hier Gesellschaften von Mädchen und Burschen mit einigen Zither- und Mandolinenspielern begegnen, wo ein Tamburin den Saltarello aufrauschen läßt, da beginnt der Tanz, die Allegria. Dann zerstreuen sie sich wieder, die Einen hierin, die Anderen dorthin. Alle Wagen, die uns heute auf unserer Wanderung begegneten, waren mit Minenten besetzt, oder doch mit Familiengruppen der niederen Bürgerklasse des Handwerks- und

Gewerbsstandes. Gute Familienväter, wohlbeleibte Hausmütter — nirgends in der Welt sah ich so viele wohlarrondirte Weibergestalten wie hier in Rom — mit ihren schwarzlockigen Töchtern, gönnten sich heute die Lust der Carozza. Darauf sparen sie, wie auf das Carneval, das ganze Jahr. In Kleidung mäßig, in Wohnung und Hausgeräth über alle unsere Begriffe sich behelfend mit dem Allernothdürftigsten, auch in der Leibesnahrung und Nothdurft des Essens und Trinkens bescheidener als wir nordischen Menschen, ist, neben Schmuck von edlem Metall und Steinen, für den Römer dieser Klassen der höchste Genuß, in carozza zu fahren.

Und wie malerisch, wie wundervoll gruppirt ist solch eine Carozza voll junger Mädchen im bunten Blumenschmuck, wie sie da eben an uns vorüber der Engelsbrücke zufährt! In der zurückgeschlagenen Kutsche lehnen und sitzen sieben bis acht blühender Mädchen, zwei bis drei im Fond, die mittlere etwas erhöht, ihnen zur Seite stehen auf den Kissen zwei der jugendlich schlanksten Gestalten an das halb zurückgeschlagene Gefalte des Wagendaches gelehnt. Auf dem Rücksitze und auf dem Kutschbocke ist gleichfalls Alles besetzt. Die hohen, blumenumkränzten Hüte, die feurigen, scharfgeschnittenen Gesichter mit den stolzen Braunen, den edlen Stirnen, den gluthdunklen Augen, die anmuthvollste Gruppirung des Ganzen — man kann nichts Schöneres sehen! Und diese Fülle von Blumen! Es sieht aus von fern wie ein wandelndes Blumenbeet. Da rollen sie hin über die Engelsbrücke, von fröhlichem Freuden- und Beifallsgeschrei der Begegnenden begrüßt. Eilen wir ihnen nach. Schon schwillt der Strom der nach Porta Angelica hinaus wallenden Menge, und draußen, wo sich an verschiedenen Wegen die Vignen und

Osterien hinziehen, klang uns gleich aus der nächsten das Tamburin und der begleitende Tanzgesang entgegen. Als wir eintraten, waren Tanz und Gesang eben zu Ende, also weiter gewandert. Und je weiter wir kamen, desto lauter umrauschte uns die Allegria. Auf der Straße selbst tanzten die Paare zum Tamburin und zur Mandoline. Augenblicklich schließt so ein Paar ein enger Kreis ein. Die Tanzenden, Mädchen und Bursche, oder auch verheirathete Frauen und Männer, oft auch Männer und Männer, Mädchen und Mädchen, haben sich zufällig gefunden. Der Saltarello beginnt, das Paar tanzt. Da springt ein Anderer oder zwei aus dem Kreise hervor und verdrängen ohne Gewaltsamkeit einen oder beide Tanzende, und setzen an ihrer Stelle den Tanz fort. Dies Verdrängen und Ablösen geschieht, indem das Mädchen oder der Bursch mit einem geschickten Sprunge vor den einen der Tanzenden mitten in den Tanz hineintritt, der ohne Unterbrechung eines Taktes weiter geht. Keiner nimmt das übel, nie entsteht darüber ein Streit, denn von der Gesittung, der Feinheit, der „Gentilezza" dieser Menschen haben wir in unserem Volke auch nicht den entferntesten Begriff. Wagen kommen dahergefahren, der Kreis wird zersprengt, aber im Nu bildet er sich wieder, oder erneuert sich zwanzig Schritte weiter. Wir traten in eine Osterie ein, wo gleichfalls die Octoberlust in ihrer Blüthe war. In dem kleinen Hofe der Vigne, auf unebenen, staubigen Plätzen ward getanzt. Ich erkletterte die steinerne Einfassung einer Cisterne, um in den dichtesten Tänzerkreis zu schauen. Drei der reizendsten Mädchen schlugen das Tamburin. Daß unser Volk dies Instrument nicht hat, welches stets bei der Hand ist, das jeder leicht spielen kann, dessen klingender, dumpfschmetternder Ton mit

wunderbarer dämonischer Macht die Fröhlichkeit und Lust des Tanzes erregt, ist nicht genug zu beklagen. Italien und italische Festlust ohne Tamburin ist gar nicht zu denken; keine Musikbande, keine gemietheten Fiedler, keine bezahlte Janitschaarenmusik ersetzt dieses ächte Instrument der Volksfestmusik, das diese glückseligen Menschen des Südens von ihren heidnischen Ahnherren, diesen Meistern ächter Volksfestlust, mit so manch anderem Nachlaß überkommen haben. Wie begeisternd wirbelten die rauschenden Klänge, wie trompetenhell schmetterte das eigenthümliche, mir ganz unnachahmlich scheinende, gesangartige Geschrei der Tanzlieder dazwischen! Und nun der Saltarello selbst, der Tanz! Goethe beschreibt ihn; aber wie unzureichend. Er erwähnt nicht, daß seine größte Schönheit in den Linien besteht, namentlich in den ellipsenartig sich schwingenden Rundfiguren, welche die Tanzenden, hart aneinander, das Gesicht sich zugekehrt, in zierlichsten und zugleich schnellsten Pas, in den reizendsten, wahrhaft entzückenden Stellungen beschreiben. Bald stemmen sie, nach raschem Händezusammenschlag, die Arme in die Hüften, bald schweben sie, nach einer Seite geneigt, die Hände in der Luft, mit den Fingern schnalzend oder mit Castagnetten knatternd im graziösesten Neigen und Beugen in die Runde, trennen sich, wenden sich, nähern sich wieder, klatschen in die Hände, wagen den kühnen Sprung der dionysosbegeisterten Mänade, suchen sich, fliehen sich, finden sich endlich und schweben wiedervereint, doch ohne sich zu berühren, in der erwähnten Stellung ihre elliptische Bahn dahin. Und das Alles ist keine Verabredung, keine erlernte, ausstudirte Tanztour, nichts Auswendiggelerntes, Eingeschultes, mit tausend Seufzern vom Maitre Eingedrilltes. Nein, Blick hängt an Blick, weiß dem Anderen

gleichsam im Augenblicke des Entstehens den Gedanken, den Vorsatz, den Willen der Wendung, der Beugung, der Aenderung der Figur abzulauschen. Oft wechselten die Paare, bis endlich zwei Mädchen sich gegenüberstanden, so schön, so glühend von Lust und so meisterhafte Tänzerinnen, daß der ganze Kreis der Zuschauer entzückt war und lange nicht litt, daß sie gestört wurden. Dies zu hindern reichten einige Ausrufe hin, die jeden Eindringling sofort zurückriefen. Erst als sie zu ermüden begannen, durften Andere ihre Stelle einnehmen.

Auf dem Hofe der Vigne, unfern der Tanzenden, waren unter improvisirten Lauben oder auch im Freien gedeckte Tische hergerichtet. Wir waren hungrig und ließen uns die Maccaroni con regalie, gebratenes Huhn und den funkelnden Orvieto trefflich schmecken, während unsere Augen sich an dem Schauspiele um uns her weideten. Daß wir beim Kontomachen als Inglesi behandelt und unsere Zeche mit doppelter Kreide geschrieben wurde, versteht sich von selbst. Es war ja Octoberfest und obenein noch der Tag des heiligen Crispinus! Und warum hatten wir auch nicht vorher nach Preisen gefragt?

Die einbrechende Abendkühle mahnte uns zum Aufbruche. Noch vor dem Thore, dem jetzt Wagen und Fußgänger zuströmten, holte uns eine, unter hellem Gesange gleichfalls zur Stadt zurückkehrende Gesellschaft ein. Es waren ungefähr gegen zwanzig junge Weiber und Mädchen, in zwei Reihen, Arm in Arm verschlungen, im Tanzschritte daherschreitend, von ihren Angehörigen und Brüdern, auch wohl von einzelnen Liebsten gefolgt. Andere Mädchen und Männer schlossen sich dem Zuge an, dessen beiden vorderen Reihen auch wir uns zugesellten. Hier nun ward mir vollkommen die Festlust antiker

Volksaufzüge und lustschwärmender, fröhlicher Menschen vor die Augen geführt; statt des Marmors, dessen Reliefträmmer ich in den düsteren Hallen der Museen bewundert, trat hier das warme pulsirende Leben, welches einst jenen Kunstwerken zum Vorbilde gedient, vor meine Sinne. Die Strophen der Ritornelle, welche das eine der Mädchen, gleichsam die Chorführerin, vorsang, und die übrigen dann im Chore wiederholten, das Wechselspiel, in welchem hin und wieder einer aus der Menge eine improvisirte und im Chore wiederholte Zeile sofort mit einer sich passend anschließenden beantwortete, ließ die ersten Anfänge antiker Poesie gleichsam neu vor mir erstehen. Kaum wußte ich, wie mir geschah. Ein nie gefühltes Entzücken ergriff und durchdrang mich. Ich empfand, daß diese Festfreude, diese schöne Volksfestlust ein Religiöses, ein Frommes, ein Göttliches in sich trage, daß sie einst Verehrung des Gottes, geheiligter Kultus sein konnte.

Die Straßen, durch welche wir zogen, wimmelten vo Menschen, die alle unseren Zug mit jubelndem Beifall begrüßten. Still und unheimlich wie Schatten glitten nur von Zeit zu Zeit die dunkelen Gestalten der begegnenden Geistlichen mit ihren langen schwarzen ascetischen Gewändern und formverhöhnenden Kopfbedachungen an uns vorüber. Wagen von Kardinälen, die unseren Zug an die Seite drängten oder ihn für einen Augenblick zersprengten, wurden von der Menge mit lustigem Hohngeschrei und Pfeifen begrüßt. So ging es der Engelsburg zu. Hier vertauschte die Chorführerin mit einem Male die weithin gellende, unrhythmisch eintönige Ritornellweise mit einer Melodie, die zwar nur aus einem Satze bestehend, der sich immer wiederholte, doch mich in tiefster Seele ergriff. Die Weise hatte etwas Deutsches, und in den fröh-

lichen Durtönen doch etwas leise und lieblich Klagendes. Auch waren die Worte, soviel ich davon verstand, Ausdruck der Klage über das Ausbleiben des fernen Geliebten.

So im Taktschritte schwebten sie dahin über die Brücke. Manchmal rauschte ein Tamburin dumpf brausend darein, oder schlangen die Töne der Mandoline sich um die süße Melodie, die sich immer und immer wiederholte, und doch statt zu ermüden bei jeder Wiederholung immer nur mehr entzückte. Mir war, als könnte man die einfache Tonverbindung Nächte hindurch hören ohne Sättigung. Es lag darin, daß man bei dem jedesmaligen langhingezogenen Schlußtone, mit welchem die Stimmen der Sängerinnen und Sänger aus dem Unisono in den harmonischen Doppelklang übergingen, immer schon mit neuer Lust dem Wiederanfangen entgegenhorchte, — es lag, sage ich, für mein Gefühl darin so recht der tiefe Naturausdruck der ungestillten Sehnsucht, des sehnenden Verlangens.

Endlich hielt der Zug in der Via Paolo vor einer Osterie. Hier wurde ein neues Lied angestimmt. Dann ergoß sich plötzlich der ganze schwärmende Zug in die offenen Thüren der hellerleuchteten Osterie. In den ersten Gemächern saßen Zechende und Schmausende an ihren Tischen. Vorbei ging es mit Gesang und Klang in die Küche, wo an hellprasselndem Heerdfeuer Wirth und Wirthin für den Appetit der Gäste die duftenden Frittos und die glänzenden Maccaronischlangen zurichteten. Im Umsehen war der Raum gefüllt, Zuschauer drängten nach, Tische und Bänke, mit denen auch der Küchenraum zur Schmaushalle eingerichtet war, wurden erstiegen. Denn schon hatte das Geschmetter des Tamburro den Saltarello beginnen lassen. Nie in meinem Leben vergesse ich dies Bild. Am Feuer der geschäftige Oste mit seinem Weibe,

hartbedrängt von dem Kreise der Tanzenden und dem Zuströmen der Zuschauer, aber fröhlich und wohlgemuth sich in den Drang des Jubels fügend. Der Widerschein der rothen Flammenglut glänzte auf den ausdrucksvollen Gesichtern der Männer und Jünglinge, und umstrahlte die Schönheit der tanzenden Mädchenpaare und die freudeleuchtenden Gesichter der Tamburinschlägerinnen, deren zierliche Finger in bacchantischer Lust über die tönende Fläche dahin glitten. Die Freude war allgemein, und auch über unsere Theilnahme freute man sich, und gab uns dies offen zu verstehen. Und nun über dem Ganzen schwebend der unsichtbare, geistige Zauber der Feinheit, des Maßes, der anmuthvollen Gehaltenheit, jener angeborene Takt, der alle Lebensäußerungen dieses urschönen Volksstammes adelt und selbst ihre bacchische Festlust vor jeder Spur von Rohheit, Maßlosigkeit und Gemeinheit bewahrt. Kein einziger Ton berührte widrig das Ohr. In dem Verhalten der beiden Geschlechter herrschte eine Unbefangenheit, gepaart mit einer Zartheit und Feinheit, gegen die das Feinste des Extractes unserer feinen Gesellschaftsmanieren als Grimasse erscheint, welche sehr oft die innerliche Rohheit nur mühsam verbirgt.

Es ist ein großer Unterschied zwischen nordisch deutscher und dieser italischen Festlust. Die deutsche Festfreude faßt Posto bei dem Fasse, und weicht nicht eher von dannen, bis die Hefen erscheinen. Ganz anders diese Südländer. Sie trinken von der geöffneten Champagnerflasche nur die ersten Schaumgläser, und wenden sich dann weiter. So war es auch hier. Nach einer kleinen halben Stunde leerte sich der Tanzraum der Osterie, und der Strom vertheilte sich theils in die nächsten Zimmer, theils auf die Straße, um heimzukehren oder neuen Brigaten sich fröhlich anzuschließen. Daß

alle diese Scenen immer abbrechen, wechseln, sich umgestalten just im Momente ihrer schönsten Entfaltung, vermehrt noch ihren Reiz. Hier ist die Volkslust wirklich schwungvolles Leben, das die Menschen den leichtlebenden Göttern ähnlich macht. In unserem Norden ist sie oft nur verkappte Arbeit.

Wir hatten uns der Straße zugewendet, um endlich die Richtung unseres Heimweges aufzusuchen. Aber kaum hinausgetreten in die ungewöhnlich milde Octobernacht, riß uns ein anderer Festzug mit sich fort in seinen strudelnden Wirbel. Vier junge Männer aus dem Volke, die schwarzen aufgekrempten Hüte auf die dichten Locken gedrückt, buntseidene Schärpen um die Hüften, ihre schwarzen Sammetjacken nachlässig um die Schulter gehängt, schritten, die Mandoline im Arme, dem Zuge voran. Nie, seit Palermo, hörte ich dies zarteste, vervösteste aller Instrumente meisterhafter behandelt. Es war, als rührten nicht vier, sondern nur einer die Saiten. Ihnen folgten im schnellsten Taktschritte zwei Reihen der schönsten Mädchen, die jedesmal an einer gewissen Stelle der gespielten Weisen ein Ritornell anstimmten und den Takt mit den anmuthigsten Tanzbewegungen begleiteten. Hinter ihnen eine andere Reihe von Jünglingen, den Ritornellen der Mädchen antwortend. So ging der Zug von unweit des Platzes vor der Engelsburg durch ein Labyrinth von Straßen und Gassen, über mondhelle Plätze, vorbei am Pantheon und dem Kollegium Romanum, dem Korso zu, wo wir endlich, zu ermüdet ihnen weiter zu folgen, unsere stille Piazza Poli aufsuchten, und uns nach einem schönen, aber für mich Genesenden doch fast zu anstrengenden Genusse der Ruhe hingaben.

Den 30. October.

Heute war der letzte der Octoberfesttage. Nun hat die Freude Ruhe bis zum Karneval. Am 1. November beginnen schon die Kirchenfeste. Ich war heute wieder vor Porta Angelica. Das Wetter war günstig und es ging in den Vignen auch recht lustig her. Lauter Schmausende und Zechende — man glaubte im Lande der seligen Phäaken zu sein. Aber die Blüte der Festlust fehlte doch. Seit dem letzten Aufstande in Rimini und seiner blutigen Dämpfung herrscht eine schwüle Luft über Rom. Die Engelsburg sitzt voll Gefangener. Das Governo ist in ängstlicher Sorge und nichts ist schlimmer als Despoten in Furcht: selbst die Freude ist ihnen verdächtig. So haben sie die Lustfahrten mit Fackeln durch die Stadt den Minenten (das sind die Leute aus dem Volk, welche eigentlich das Octoberfest feiern) verboten, und auch das Tanzen in den Osterien und Vignen. Ich war Zeuge davon, daß vier päpstliche Gensdarmen, nachdem sie eine Zeit lang zugesehen, plötzlich den Kreis sprengten und den Tanz verboten. Das Volk gehorchte, ohne das leiseste Murren hören zu lassen. Ein junger Römer, welcher, die Flasche in der Hand, bei einer Gruppe in der Nähe stand, gab auf meine Frage nach dem W a r u m? die durchaus ablehnende Antwort: Io non ne caspisco niente! und wandte mir den Rücken, als hielte er mich für einen Spion. Künstler, die hier zwölf Jahre wohnen, wußten sich solchen Tanzverbotes nicht zu erinnern. Wohl aber meinten sie, daß seit einiger Zeit, wo die Religiosität wieder stark betrieben werde, die Pfaffen sehr gegen dergleichen eiferten. „Die verfluchten Pfaffen möchten gern Alles auf's B e t e n und Z a h l e n zurückführen," sagte Signor Camillo — unser römischer Freund

von Aricia her. Zuweilen verbietet das Governo dergleichen auch bloß, um das Volk seine Macht fühlen zu lassen und es in der Gewohnheit des Gehorsams zu üben. So verbot man vor mehreren Jahren den Karneval, und gab dann zuletzt, „weil das Volk sich so gehorsam gezeigt habe,“ den letzten, den Moccoliabend frei. Da zeigte sich aber das Volk doch minder kindlich, als diese Behandlungsart voraussetzen mochte. Es wollte nun auch diesen Abend nicht, und warf, wo sich Moccoli zeigten, die Fenster ein. Willers erzählte mir, daß er und die anderen Gäste des Café delle belle Arti in das Hinterzimmer vor solchen Steinwürfen flüchten mußten. Man fürchtet sehr, daß das nächste Mal wieder eine Karnevalsstörung eintreten könne. Ich wäre darüber untröstlich.

Auf den Wegen vor dem Thore und in den Winkelgassen Roms ward indeß noch hier und da getanzt. Auch ein Wagen mit Octobermädchen begegnete uns singend und tamburinschlagend. Die schönsten Köpfe auf prächtigen Büsten. Alle mit Blumenkränzen im Haar, Sträuße in den Händen. Solch' ein Wagen ist wirklich ein wundervoller Anblick.

Den 31. October.

Heute Nachmittag war ich auf der Villa Mills, deren liebliche Rosengärten oben auf den Ruinen der alten Kaiserpaläste noch in voller Blütenpracht der Monatsrosen prangten. Es war ein wunderschöner Tag, die Fernsicht, etwas umflort, entschleierte sich indeß mehr und mehr mit der sinkenden Sonne. Vorgestern hatte ich das auf denselben Trümmern liegende Kloster Buonaventura mit seinen Palmen im Garten besucht.

Von der Villa Mills,*) welche nur alle Freitage offen steht, ist die Aussicht noch reicher. Wir machten einen Umgang durch den Garten, durchwanderten die breiten Laubgänge von Wein und Rosen, freuten uns des saftigen Grüns der kleinen Plätze, auf denen die Aloe in der Mitte steht, umgeben von Lorbeer, Myrthen und Oleander und den einsam in die Luft steigenden Cypressen. Die Cypresse ist so recht der Baum für Italien, wo man überall auf Gräbern einer mächtigen Vergangenheit wandelt. Dann suchten wir uns ein behagliches Plätzchen zum Ausruhen in einer kleinen, nach allen Seiten offenen Laube, an der Seite, wo die Fronte des ungeheuren Baues der Kaiserpaläste dem Aventinus und dem einst zwischen beiden liegenden Circus maximus, der Bahn für die Kampfspiele und Wettrennen, zugewendet war. Thurmhoch erhebt sich der Unterbau dieser in Trümmern liegenden Paläste bis zu dem Punkte, wo jetzt die Plaine der oberen Gartenanlagen ist, und von der ab erst die eigentlichen Wohnräume der alten Kaiserburg emporstiegen. Die Rundschau bot dem Blicke den ganzen Theil Roms vom Kapitol bis zu den Thermen des Caracalla und über sie hinweg auf die Campagna gegen das Meer hin, und weiter südöstlich auf die blauduftigen Albanergebirge. Es war so warm wie bei uns an schönen Sommertagen, und wir hatten unterwegs den Schatten gesucht. Hier verträumte ich in stundenlangem Ausruhen den größten Theil des Nachmittags. Aus dem dichten Epheu, der das rothe Gemäuer umrankte, schlüpften grüne Lacertchen hervor, sich badend in der Sonnenwärme und neu-

*) Sie ist seitdem von Pio nono in ein Kloster verwandelt und für Besucher verschlossen! S. Ein Winter in Rom S. 348 (Anm. zur 4. Aufl.)

gierig die klugen Augen auf den hingestreckten Gast richtend. Die zarten Rosen nickten an dem Gitterwerk der Laube mir träumerische Ruhe in's Herz. Ich fühlte das Wohlthätige jener heimatlichen Empfindung, welche den aus Unteritalien Zurückkehrenden bei seinem Wiedereintritte in Rom überkommt, und pries mich auf's Neue glücklich, dem wüsten Getreibe der vulkanischen Meerstadt Neapel entronnen zu sein. Das Meer giebt allen großen Städten etwas Unruhiges, Unheimliches, weil es die Gedanken in die Weite zieht. Aber keine Stadt kehrt so sehr nach innen, wie das zwischen seinen Berghügeln an der stillen Tiber, fern vom Meere hingelagerte Rom. Ungeheure Trümmer von Mauern und Pfeilern starren zwischen der frischen Vegetation der umgebenden Gärten und Weinpflanzungen in die Höhe, welche alle auf dem Schutte dieser Burg der alten Weltbeherrscher über mächtigen Gewölben ruhen, die jetzt als Heumagazine dienen.

Gegen Abend hinab in's Kolosseum. Dort hörten wir die Predigt eines Kapuziners über die Verhärtung der sündlichen menschlichen Natur. Um zu erklären, daß es den verstockten Sündern in dieser Welt meist sehr wohl gehe, brauchte er folgende Wendung: Gott mache es mit ihnen wie ein Landmann mit den Ochsen, die sich zur Arbeit ungebärdig stellen, er schicke sie, wie jener, auf frische, fette, blumige Weide. Aber wie die fettgewordenen Ochsen die Schlachtbank, so erwarte die von Wohlleben und Weltlust gemästeten Sünder die ewige Verdammniß. Und zu diesem wüsten Wesen leuchtete das lichte Blau des Himmels in so unaussprechlicher Klarheit und Schönheit durch die offenen Hallen und Pfeiler des Riesenbaues hernieder!

Die Farbenpracht, welche die scheidende Sonne in den

Hallen des Kolosseums hervorbringt, und von der ich Dir schon in meinem ersten Briefe aus Rom erzählt habe, entzückte mich auch heute wieder von Neuem. Die hohen Bögen schwammen in wahrer Rosenglut, welche sich nach der Schattenseite zu in ein violett weißliches und bläulich grünes Farbenspiel abdämpfte. Der Stein hat trotz seines grauen, unscheinbaren Aussehens doch einen leise röthlichen Ton, der nur des reinen Lichtes bedarf, um zu rosigster Glut aufzuleben. Daran kann ich mich nun gar nicht satt sehen.

Der letzte Aufstand in der Romagna und das Journal des Debats.

Den 29. October.

In die helle Festlust dieser römischen Octobertage wirft der letzte, blutig niedergeworfene Aufstandsversuch der Romagnolen einen breiten dunkelen Schatten. Man hört von zahlreichen Verhaftungen auch hier in Rom, und Alles, was nicht zur herrschenden Partei zählt, verhält sich schweigsam und voll banger Erwartung. Ein Gespräch über diese Dinge mit Römern ist selbst im vertrautesten Kreise nicht möglich, denn Furcht und Mißtrauen fesseln jetzt hier jede Zunge. Ich habe so eben den Aufsatz des Journal des Debats gelesen, um dessentwillen neulich die betreffende Nummer dieses Journals confiscirt worden ist. Wie war es möglich, diesen Artikel zu confisciren? wird Herr Bertin ausrufen, wie kann man so seine Freunde verkennen! Ich aber meine, die päpstliche Polizei

hat Recht daran gethan, einen so zweideutigen Alliirten sich vom Leibe zu halten.

Es handelt sich um den so eben blutig unterdrückten Aufstandsversuch in Rimini, und nichts gleicht der selbstgefälligen Behaglichkeit, mit der die ächte Kathederweisheit dieses doktrinairen Blattes sich in Belehrungen und Rathschlägen für das unglückselige Land ergeht. Es ist lehrreich, sein Raisonnement zu verfolgen, das aus Vernunft und Abgeschmacktheit wunderbar gemischt ist.

Der Aufstandsversuch ist, wie alle seine Vorgänger, seit fünfzehn Jahren gescheitert und wird, sagen die Debats, nur dazu beitragen, das Elend des Landes zu verstärken. Auch allen etwa folgenden derartigen Versuchen wird ein gleiches Schicksal prophezeit. Den Zeitpunkt, in welchem eine Revolution möglich war — die Zeit der Pariser Julirevolution des Jahres 1830 — hat Italien ungenützt verstreichen lassen. Erst nach einer Zögerung von sechs Monaten, als schon Alles in Europa auf eine friedliche Ausgleichung hinsteuerte und ein Prinzipienkrieg in Europa immer unwahrscheinlicher wurde, kam man in Italien zu einigen kleinen, theilweisen Aufständen in einigen kleinen Staaten, an denen weder Piemont noch Neapel Theil nahmen. Die Unthätigkeit dieser beiden Staaten entschied das Schicksal Italiens im Jahre 1831. Allein sie war sehr erklärlich, meint der Pariser Politiker, wenn man bedenkt, daß diese Staaten schon zehn Jahre früher vergeblich eine Revolution versucht hatten. Damit kommt nun der französische Politiker wieder auf seinen früheren Satz zurück: nichts schädlicher für Italien als solche verunglückte Schilderhebungen, deren Folgen keine anderen sind als verderbliche Invasionen, Proscriptionen in Masse und völlige Vernichtung aller Hoff-

nungen in dem so grausam geprüften Volke. Alle diese Aufstandsversuche, welche seit fünfzehn Jahren auf einander gefolgt sind, was haben sie bewirkt? Allgemeine Entmuthigung und Erschlaffung und größere Befestigung der Regierungen als vor fünfzehn Jahren. Der beste Beweis dafür ist, daß z. B. so eben das päpstliche Gouvernement einen Aufstand mit eigenen Kräften rasch genug unterdrückt hat, zu dessen Dämpfung es vor fünfzehn Jahren sicher des Beistandes eines mächtigen Nachbarn bedurft hätte. Das soll kein Vorwurf für die Italiener sein, meint das Journal des Debats, man müsse sich vielmehr über die unglückselige Hartnäckigkeit und die zahlreichen Wiederholungen dieser Versuche, die Freiheit zu gewinnen, verwundern. In viele Staaten zersplittert, ohne Waffen, ohne irgend eine Art von Publicität, ohne irgend ein Mittel, sich untereinander zu verständigen, oder das Volk für ihre Pläne zu interessiren, wissen sie vielmehr, daß sie es nicht blos mit ihren Regierungen zu thun, sondern im Fall des Gelingens höchstwahrscheinlich den Angriff einer der Hauptmächte Europas auszuhalten haben. Davon, daß das Frankreich von heute in solchem Falle thun würde, was es 1831 that, und dem Choc jener Hauptmacht die Spitze bieten würde, ist natürlich in den Debats von 1845 nichts zu finden!

Soweit ist indessen noch Alles ganz gut, und mit der Verwarnung vor solchen vereinzelten Insurrectionsversuchen wird sich bei ihrer augenscheinlichen Erfolglosigkeit und Schädlichkeit auch jeder Vernünftige leicht einverstanden erklären. Jetzt aber beginnt in dem Raisonnement der Debats eine Flachheit und Fadheit des Lehrtones, ein wohlbehagliches Auskramen wohlfeiler Weisheit des an reicher Tafel Gesättigten gegen den von allen Qualen des Hungers Gepeinigten, ein so völliges Ver-

gessen der eigenen Vergangenheit, daß man kaum seinen Augen trauen zu dürfen glaubt. Der Extract der weitbauchigen Medizinflasche, in welcher dem unglücklichen Italien das heilsame Elixir dargereicht wird, ist etwa folgender: freie politische Staatseinrichtungen sind zwar ein sehr gutes Mittel, um bei einem Volke Thätigkeit und Leben zu wecken, aber jeder politischen Reorganisation müssen nothwendig eine Masse von Reformen vorausgehen. Italien muß sich also von innen heraus erneuern. In ihrer eigenen Geschichte können die Italiener Belege genug dafür finden, daß die Menschen den Kampf gegen Institutionen siegreich geführt haben (!). Als Beweis dieses siegreichen Fortschrittes dient dem Franzosen die Parallele zwischen dem jetzigen Verbote der päpstlichen Regierung, an den Gelehrtenversammlungen Theil zu nehmen, und der Unterdrückung Galilei's und seiner Lehre vor zweihundert Jahren. Wie albern! Als ob nicht alle solche Erscheinungen nur relativ zu fassen wären zu dem Bildungszustande ihrer Zeit! Gegen die Bildung des übrigen Europa gehalten ist dieses Verbot dem Wesen nach nicht um ein Haar verschieden von jenem Gerichte, welches den Weisen zum Abschwören seiner Lehre zwang. Ja, der Franzose scheint gar nicht zu wissen, daß noch bis auf diese Stunde in italienischen Schulen die Galilei'sche Entdeckung nur als die Meinung einiger Gelehrten und Philosophen angeführt und keineswegs als ausgemachte Wahrheit hingestellt wird. Eben so unglücklich ist die folgende Parallele: „gewiß, man kann nicht sagen, daß sich heutzutage die Schriftsteller einer besonderen Protektion zu Ferrara erfreuen, aber giebt es Jemand, der da glaubt, daß, wenn Tosso jetzt wieder geboren würde, man ihn wie im sechszehnten Jahrhundert neun Jahre lang in's Irrenhaus sperren könnte?"

Ei in aller Welt, warum denn nicht? Er möge, statt einer etikettischen, eine politische Unbesonnenheit begehen, und er wird so gewiß in's Gefängniß wandern wie Silvio Pellico, der gefeierteste Poet Italiens, zehn Jahre lang in den Katakomben des Spielberges Strümpfe gestrickt hat. Die absoluten Regierungen des heutigen Italiens, und namentlich des Kirchenstaates, würden keinen Augenblick anstehen, den ganzen Parnaß von Homer bis Goethe, sammt dem Apoll und allen neun Musen auf die Engelsburg zu setzen, wenn sich dieselben einfallen ließen, sich gegen ihre Satzungen aufzulehnen, wie der bürgerliche Tasso gegen den heiligen Geist der Vollblutsetikette sich aufgelehnt haben soll.

Doch weiter. Italien soll also vor einer politischen Veränderung erst die bürgerliche Administration jedes Staates verändern. Aber wie? Nun, auf ganz legale Weise. „Es ist dazu weiter nichts nöthig, als daß alle einsichtsvollen Italiener den Muth haben, frei und offen mit ihrer Kritik der Regierungs- und Verwaltungshandlungen gegen die Regierenden heraus zu treten, statt wie bisher ihre Kritiken bloß im vertrauten Gespräche laut werden zu lassen. Man thut jetzt das Böse nicht mehr aus bloßem Vergnügen (wann war dies letztere denn je im wörtlichsten Sinne der Fall!) und ein Fürst schickt jetzt Niemanden mehr auf die Festung dafür, daß er ihm einen heilsamen Rath (un avis salutaire) giebt. Wenn alle Welt in einem italischen Staate eine Polizeimaßregel verwirft, oder sich gegen den immer mehr um sich greifenden Einfluß der Jesuiten erhebt — wird sicher keine österreichische Intervention erfolgen."

Es ist unglaublich! Diese Naivetät des Louis Philippistischen Bourgeoisthums streift an's Absurde. Also die

italischen Regierungen sollen aufgeklärt werden von ihren Unterthanen, sie bedürfen dieser Belehrung und werden sie gerne annehmen! Herr Armand de Bertin mache gefälligst den Versuch, in Rom oder Neapel diese Lehre, diesen avis salutaire auszusprechen, und er wird so gewiß in's Prison gesteckt und demnächst über die Gränze transportirt werden, als es wahr ist, was Er selbst zehn Zeilen weiter sagt: daß es jenseit der Alpen zwar dem Namen nach Gesetze und Gerichte giebt, daß aber der That nach die Polizei es ist, welche alles kann und alles thut, und daß der Sbirre in Italien das Wahrzeichen der väterlichen Regierung ist. Das Raisonnement des Franzosen ist nicht neu. In Deutschland ist es mit seinen Hülfssätzen von dem Reifsein oder -werden für die Freiheit zum Ueberdrusse wiederholt worden, und noch neuerlich hat uns ja Venedey den bürgerlichen Muth nachdrücklich empfohlen. In Deutschland kann man diese Empfehlung vielleicht gelten lassen. Hier ist wenigstens in Wissenschaft und Bildung ein Boden, wenn auch ein noch so kleiner, vorhanden, auf dem die Thätigkeit der unblutigen Reform Fuß fassen kann. Aber in Italien? Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Der Franzose — was verlangt er eigentlich? Aufstand ohne Waffen — aber dennoch Aufstand. Alle Einsichtsvollen sollen sich zu gemeinsamem Handeln verbinden. Gut! aber wie? wo sind die Mittel, die Organe? wo eine Presse, wo Zeitungen, wo eine Möglichkeit, sich zu verständigen, auf's Volk zu wirken? Der Franzose hat eben vorher selbst gesagt, daß dergleichen in Italien nicht vorhanden. Er thut sich was darauf zu Gute, das er sagt, die italienische Frage werde nicht durch Theorie entschieden. Praktisch! praktisch! ist das Losungswort. Und gerade er ist in seinen Rathschlägen so

unpraktisch wie — ein Doktrinair de pur sang. Was geschehen soll, ist klar, aber über das wie hütet er sich wohl ein Wort zu sagen. Wir wollen es für ihn in seinem Sinne thun. Also z. B. in Ländern, welche durch die Sanftmuth ihrer Gesetze berühmt sind, hat die Polizei das Recht, einen Bürger ohne irgend ein gerichtliches Verfahren auf neun Jahre zur Zwangsarbeit zu schicken. Hiergegen nun sollen wir Italiener uns auflehnen. Ich versammle alle meine Freunde (schon dies ist strafbar), wir setzen eine Protestation auf, in der wir das Gouvernement über die Schädlichkeit und Ungerechtigkeit dieser Maßregel belehren, wir übergeben diese dem Fürsten — guter Gott! noch ehe wir von diesem Wege die ersten Schritte zurückgelegt haben, sitzen wir Alle schon unter Schloß und Riegel. — Aber wenn Alle denken wie Ihr? Alle kann doch das Gouvernement nicht einsperren! — Ach, das ist's ja eben: Komm her zu mir, ich will Dir aufhelfen! sagt der Berliner Gamin von einem Ende der Gasse zu seinem Kameraden, der am anderen ausgeglitten und niedergestürzt ist. So kindisch und so höhnisch zugleich klingt jener Rath. Es ist grade, wie wenn man zu einem Fieberkranken sagt: „Der Narr! warum steht er nicht auf und geht in die freie Luft? Er braucht ja nur gesund zu werden!“ Das Journal des Debats hat die unsägliche Naivetät, zu glauben, die italienischen Regierungen würden Kritiken ihrer Handlungen mit Dank annehmen, die Fürsten sich gern belehren lassen. Es liegt nur daran, meint der Franzose, daß ihnen die Sachen nicht recht vorgestellt werden!

Daß Eigennutz und Selbstsucht bei dem Festhalten von religiösem und politischem Absolutismus die Haupttriebfedern sind, davon weiß die gute Seele Nichts. Die Regierungen

und Fürsten Italiens sind ihr gutmüthige Papas, welche das, was sie thun, nur thun, weil es ihre Väter auch gethan haben, und — weil sie es nicht besser wissen. Sonst „sind es meist aufgeklärte Menschen von den besten Absichten und der väterlichsten Gesinnung. Sie beruhigen ihr Gewissen nur damit, daß zu ihrer Vorfahren Zeit nicht anders regiert worden ist."

Hier setzt sich nun das Journal des Debats auf's hohe Pferd des allerwidrigsten Pharisäismus. „Freilich muß man gestehen," sagt es, „daß das Uebel alt ist. Das väterliche Gouvernement ist in diesem Lande sehr alt." Um dies zu beweisen, wird angeführt, daß der erste Großherzog Medici auf dem Rand einer Vorstellung, einen verdächtigen Offizier betreffend, die Resolution ertheilt habe: man hänge ihn; und der Mann wurde gehangen. „Man sieht also," sagt das Journal, „der Absolutismus der väterlichen Regierung ist alt in Italien, und Fürsten und Völker sind daran von langeher gewöhnt. Aber an dem Tage, wo die Italiener mit Energie *wollen* werden, daß dieses System sich ändere, wird es sich ändern *ohne alle Revolution und gewaltsame Erschütterungen irgend einer Art.*"

Welch' ein Daniel, aber auch welch' ein Bosco! der das Geheimniß weiß, eines schönen Tages im Handumdrehen plötzlich ein geknechtetes Volk in ein freies zu verwandeln, wie Bosco ein leeres Ei in ein volles, und daß ohne einen Schuß, selbst ohne einen blinden!

In der That aber steckt in jenen Sätzen ein ganzes Nest von Konfusion und Perfidie. Oder ist es nicht perfid, zu sagen: Italien sei seit langem an Knechtschaft und väterlich' Regiment gewöhnt, und zu dem Ende auf Casimo von Medici zurückzugehen, und in demselben Augenblicke die ganze väter=

liche Gräuelregierungswirthschaft vor der Revolution in dem eigenen Lande zu vergessen. Wenn 1789 Jemand gesagt hätte: Fürsten und Volk sind das väterliche Regiment in Frankreich seit lange gewöhnt — man hat also kein Recht zur Revolution, was würde der Franzose sagen? Warum, könnte ein Italiener fragen, haben seine Landsleute ihre Revolution, ihre Freiheit nicht auf dem friedlichen Wege des allgemeinen Willens zu Stande gebracht, sondern sie sich durch ein Meer von Blut geholt? Warum haben sie nicht gewartet, bis alle Adeligen und Pfaffen sich gegen den Absolutismus des väterlichen Regimentes erklärten, bis alle Vendéer und sonstige Royalisten zu Freunden der Freiheit wurden? Warum sind überhaupt alle Veränderungen der väterlichen Gewaltherrschaft in die Herrschaft des Rechtes und Gesetzes bisher nur und immer nur durch Gewalt und Blut erkämpft worden, die dem Wollen den Ausdruck und die Energie verliehen? In der That, die Debats müssen nach diesem Artikel ihre beiden Revolutionen von Grund der Seele verdammen. Wie Hohn klingt es also, wenn Hr. Bertin die Italiener ermahnt, sich den gesetzmäßig ruhigen Fortschritt und die Prosperität Frankreichs zum Muster zu nehmen! Hat denn dieses Organ des Louis Philippismus so ganz alle Geschichten des eigenen Landes vergessen?

Einer so herzzerschneidenden Hoffnungslosigkeit gegenüber, im Anblicke eines Volkes, das von tausend Fesseln umschnürt, vom Schlingkraute des Pfaffenthums ausgesogen und verzehrt, in tiefster Unwissenheit künstlich erhalten, fast ohne Ahnung von den ungeheueren Fortschritten der staatlichen Kultur, die zwischen ihm und den übrigen Hauptvölkern Europas eine Kluft von Jahrhunderten gerissen haben, aus tausend Wunden

blutet, — im Anblicke solchen Jammers und Elends, wie es der Kirchenstaat, Neapel und Sizilien dem Beobachter auf Schritt und Tritt entgegendrängen, da geziemt sich vielleicht das Bekenntniß: daß das Wie des Anders- und Besserwerdens hier nicht abzusehen sei. Aber nur leichtfertiger Uebermuth und gedankenlose Allerweltsweisheit mögen hier marktschreierisch als Quacksalber mit der Wunderessenz aufzutreten wagen, wie es das Journal des Debats thut. — Es wird vielleicht auch diesem schönsten Lande der Erde der Tag wiedererscheinen, wo sein Anblick dem Betrachter, der neben Kunst und Natur auch noch für Menschen- und Völkergeschick ein Herz hat, nicht mehr die Brust zusammenschnürt. Aber — der Tag scheint noch ferne*). Und wenn irgend ein Land, so hat Italien keine Hoffnung, diesen Tag ohne blutige Opfer anbrechen zu sehen. Zu tief ist hier das Uebel gewurzelt, zu tief hat sich der Krebs des Unheils in das Mark der Nation eingefressen, als daß das schneidende und brennende Eisen, mit dem der Weltlauf solche Schäden heilt, hier durch die homöopathischen Pillen der heuchlerischen Staatsweisheit des Louis Philippismus ersetzt werden könnte. Nur eins könnte hier aushelfen, wenn es nicht ein innerer Widerspruch wäre: ein politischer Reformer auf dem Stuhle Petri selbst, der die Sache des jetzt verfehmten politischen Fortschrittes zu der seinigen machte, ein Papst, der mit des fünften Sixtus Energie die Hinneigung an die neuen Ideen bürgerlicher und staatlicher Existenz verbände. Einem solchen würden alle Herzen Italiens zujauchzen, denn so ver-

*) Gottlob! er ist früher angebrochen, als ich vor siebenzehn Jahren zu hoffen wagte. — (1863.) — Und heute (1873) ist Rom Hauptstadt Italiens.

wahrlos't es ist, das Volk fühlt das Elend seiner Zustände viel tiefer, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte.

Louis Philipp macht den Italienern Vorwürfe, daß sie 1830 nicht von Piemont bis Palermo sich auf den Freiheitsruf in Frankreich erhoben hätten. Ich habe treffliche Patrioten in Italien sagen hören, daß der Julikönig, den sich Frankreich 1830 mit so theuerem Blute erkämpft, die Sache der Völkerfreiheit seinen bourbonischen Familienzwecken aufgeopfert habe, und daß Italien, selbst wenn es sich erhoben hätte, nur das Schicksal Polens getheilt haben würde, welches Frankreich trotz aller Maulheldenhaftigkeit seiner Kammerprotestationen ruhig von den Moskowitern zertreten und gegen geheiligte und beschworene Verträge selbst bis auf den Namen vernichten ließ.

Ein Freund bringt mir soeben eine Abschrift des Manifestes, welches die Häupter des so schnell unterdrückten Aufstandes in den Legationen verbreitet hatten. An die Fürsten und Völker Europas gerichtet, schildert es in kurzen und kräftigen Zügen alle Leiden und Bedrückungen, welche diese Provinzen seit der Wiederherstellung des päpstlichen Regimentes im Jahre 1819 erduldet. Pius VII. hatte 1816 aus eigener Bewegung ein Edikt erlassen, in welchem er eine Regierung versprach, die sich an die so eben gestürzte des Königreiches anschließen und die Bedürfnisse des Landes und die Fortschritte der Civilisation berücksichtigen sollte. Gerade das Entgegengesetzte geschah. Leo XII. und Pius VIII. verfolgten den eingeschlagenen Weg in die Vergangenheit zurück. Die Julirevolution brach aus. Die Romagna erhob sich und stürzte fast im Nu das alte Gouvernement über den Haufen. Oesterreichs Bajonnette richteten es wieder auf. Aber dieselbe

Metternich'sche Politik, welche die Revolution unterdrückte, weil sie die Berechtigung der Erhebung eines Volkes gegen eine ungerechte und tyrannische Regierung nie und nirgends anerkannte — eben dieselbe Politik sprach doch öffentlich aus, daß dem Kirchenstaate Reformen Noth seien. Oesterreich ermahnte, im Verein mit Frankreich, England und Preußen, den neuen Papst Gregor XVI. zu solchen Verbesserungen seines Regimentes in einer diplomatischen Note, in welcher man unter Anderem folgende Vorschläge stellte: Zulässigkeit der Nichtgeistlichen zu allen Justiz- und Verwaltungsstellen, gewählte Munizipalräthe, welche wieder aus ihrer Mitte die Provinzialräthe wählen sollten. Aus ihnen sollte ein oberster Gerichtshof erwählt werden, der zu Rom residiren und eine Art von finanzieller Controle auszuüben berechtigt sein sollte.

Statt dieser eben so mäßigen als heilsamen Reformen, zu denen Gregor Anfangs selbst seine Zustimmung gegeben hatte, schickte der Papst als Antwort auf die Deputationen der Provinzen, welche ihn an sein Versprechen erinnerten, den Kardinal Albani mit den Henkerbanden der aus Räubern und Mördern geworbenen päpstlichen Freiwilligen in die Legationen!

Seit zehn Jahren, sagt das Manifest, ist es nicht der Papst, nicht Rom, nicht die Kardinäle, welche die Legationen regiert haben, sondern diese brutalen, blutdürstigen Banden. Die Militairkommissionen blieben permanent. Wer nur irgendwie in den Verdacht kam, jene Reformen gewünscht oder Schritte zu ihrer Erlangung unterstützt zu haben, den traf nach Willkür, ohne geordnetes Verfahren, ohne Vertheidigung die Strafe: Gefängniß, Verbannung, Tod und Konfiskation.

Das Herz im Leibe wendet sich um bei der folgenden Stelle, deren buchstäbliche Wahrheit Jeder, der Italien auch nur oberflächlich sah, unterschreiben wird.

„Man wirft uns vor, daß wir Reformen fordern mit den Waffen in der Hand. Aber wir beschwören flehentlich alle Souveraine Europas und die Männer, welche in ihrem Rathe sitzen, zu beachten, daß uns die gebieterische Noth dazu treibt, daß wir kein gesetzliches Mittel haben, unsere Wünsche auszusprechen, keine öffentliche Vertretung irgend einer Art, nicht einmal das Recht zu bitten. Ja, wir befinden uns in einem solchen Zustande der Knechtschaft, daß die Bitte, die Klage Majestätsverbrechen sind in den Augen unserer Regierer." — Ich denke nicht, daß irgend ein Mensch im Stande sein wird, diesen Schrei der Verzweiflung Lügen zu strafen.

Und was wollen diese Leute? Nichts Anderes im Wesentlichen als Reformen, die schon vor dreißig Jahren ihnen versprochen und vor funfzehn Jahren selbst von den Kabineten Europas dem heiligen Stuhle empfohlen worden sind. Ihre Forderungen sind eben so mäßig und bescheiden als vernünftig und von der Lage der Dinge selbst unabweislich gefordert. Es sind: vollständige Amnestie aller politischen Vergehungen seit 1821. Ein neuer Civil- und Kriminalkodex mit Geschwornengericht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Abschaffung der Konfiskation und der Todesstrafe für sogenannte Majestätsverbrechen. Aufhebung der Gewalt der Inquisition über die Nichtgeistlichen. Aufhebung der Ausnahmsgerichte und des Ausnahmeverfahrens für politische Verbrechen. Einführung der Munizipal- und Provinzialräthe, so wie des höchsten Stadtrathes zu Rom, in der von den euro-

päischen Kabineten 1831 vorgeschlagenen Weise. Besetzung der bürgerlichen und militairischen Aemter mit Nichtgeistlichen. Befreiung der Schulen von der Oberherrschaft der Bischöfe und des Klerus, denen indessen die ganze Leitung des religiösen Unterrichtes ausschließlich verbleiben solle. Beschränkung der Censur auf Verhütung von Beleidigung gegen Gott und die katholische Religion, gegen die Person des Souverains und das Privatleben der Bürger. (Also nicht einmal die Censur wollen sie völlig aufheben! Kann man bescheidener sein?) Verabschiedung der fremden Söldner im Heere. Einrichtung einer Bürgergarde zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und der Gesetze? —

Merkwürdig ist dabei nur ein Widerspruch: das Manifest drückt in den entschiedensten Ausdrücken seine Verehrung gegen den Papst als geistliches Oberhaupt aus, und verspricht ihm in allen geistlichen Dingen unbedingten Gehorsam. Auch den Klerus als solchen wollen sie in seinen geistlichen Rechten unangetastet wissen. Nun aber gehört doch wohl die Gerechtigkeit zu den Tugenden der christ-katholischen Religion, und ist so gewiß etwas Geistliches als sie etwas Geistiges ist. Wie kommt es nun, daß die römischen Liberalen so entschieden die Forderung aufstellen: kein Laie soll mehr vor irgend ein geistliches Gericht gestellt werden dürfen? —

Kann einer zugleich ein religiöses Kind und ein politischer Mann sein? — Doch wozu diesen Widerspruch noch erst hervorheben! Die Liberalen der Romagna mögen einsehen oder nicht einsehen, daß die Hierarchie mit der Freiheit, die absolute Kirche mit dem absoluten Staate, d. h. mit dem Staate, der das Gesetz seiner Entwickelung in sich selbst hat, unverträglich ist, — immerhin handeln sie praktisch, wenn sie sich um einen

solchen Widerspruch vor der Hand noch nicht kümmern, welcher uns drüben so viel Kopfbrechens macht. Wenn sie nur erst jene Reformen haben, so werden sie auch schon weiter kommen. Die Welt geht langsam, aber es hat gute Wege, daß nicht endlich doch alle Welt dahinter kommen sollte, daß zweimal zwei vier ist, und nun und in Ewigkeit nicht fünf wird. Lehrt die Religion den Christen handeln und nicht bloß glauben, ja, ist in ihr die höchste Richtschnur alles Handelns zu finden, so ist Derjenige, welcher die religiöse Erziehung leitet, auch Derjenige, der das Handeln des von ihm Erzogenen bestimmt, so ist der, welcher die Seele beherrscht, auch der Herrscher über den Leib, welcher der Seele den Arm leiht. Wenn heute die Reformen gelingen, und die gesammte Geistlichkeit aus dem Gebäude der Staatsverwaltung entfernt wird, — so braucht sie nur durch die Hinterfenster wieder hineinzusteigen. Die Leitern haben ihr die Gegner selbst angelehnt. Beispiel? Das Vaterland des weisen Journal des Debats.

Es bleibt mir nur noch übrig, etwas von der Wirkung zu sagen, welche weniger der Aufstand selbst als jene Proklamation hier in Rom hervorgebracht hat. Daß man sie in zahlreichen Abschriften unter vertrauten Freunden sich gegenseitig mittheilt, sich an dem Adel und der Schönheit der Sprache, an der siegenden Klarheit und der maßvollen Haltung, an der ruhigen, von aller Leidenschaftlichkeit fernen Darstellung, an der schlagend überzeugenden Wahrheit der Gründe und Darlegungen erfreut, versteht sich leicht. Denn selbst auf der Gegenseite hatte ich Gelegenheit, den tiefen Eindruck dieses Dokumentes wahrzunehmen. Man schien zu fühlen, daß dasselbe mit der einfachen Macht der Wahrheit nur einen um

so stärkeren Schlag gegen die Despotie und ihre Barbarei führe. Die Bestürzung ist in gewissen Kreisen unglaublich. Man hätte lieber zehnfaches Blutvergießen, Kassenraub und Plünderung ertragen, denn das Alles sind Dinge, die nach einer unterdrückten Revolte den siegenden Machthabern reichliche Zinsen tragen, — nur nicht den moralischen Eindruck dieses Manifestes, der so bald nicht aus den Gemüthern der Menschen verschwinden wird. Hier sind alle Krebsschäden mit ruhiger Gelassenheit bloßgelegt, alles Elend des Volkes, alle Gebrechen und Verbrechen der öffentlichen Lebenszustände ernst und entschieden, aber ohne eine Spur von Affekt des Hasses und Ingrimmes aufgedeckt. Man fühlt, daß man solcher Bildung eben so wenig gewachsen ist wie der Gesinnung, auf deren Grunde sie ruht, und daß der Tag nahet, an welchem zur Herrschaft kommen wird und muß, was allein zu herrschen würdig ist, der Geist der Bildung und der Geist der Wahrheit, welche beide sind der Geist der Humanität und Freiheit. — In der Geschichte der Befreiung Italiens wird nicht dieser gescheiterte Aufstand, aber sicher dieses Manifest, das denselben rechtfertigte, Epoche machen.

Die Aufregung in Rom selbst zeigt sich übrigens weit weniger im Volke als in den Maßregeln des Gouvernements. Nie sah ich so viel Gensdarmen auf Straßen und Plätzen, als in diesen letzten Octoberfestwochen. Alle Patrouillen sind verdoppelt, das Corps der päpstlichen Dragoner wird täglich verstärkt. Man fürchtet im bösen Gewissen selbst die freudige Aufregung der Octoberlustbarkeiten, und untersagt sogar den Tanz in den Vignen und das Fahren durch die Straßen mit Fackeln. Das Volk fügt sich und schweigt, denn Murren ist gefährlich.

Den 2. November.

Gestern, am großen Kirchenfeste Aller Heiligen holte mich Herr Parade, Sekretair der hannoverschen Gesandtschaft, zur Sixtinischen Kapelle ab, wo der Papst selbst bei der Messe fungiren und schöne alte Kirchenmusik zu hören sein sollte. Der Zudrang war sehr stark, doch nicht in dem Maaße belästigend, als ich mir, nach früheren Schilderungen, vorgestellt hatte. Die Fremdenzahl scheint überhaupt diesen Herbst geringer als früher zu sein. Wir trafen bisher in den Privat- und öffentlichen Sammlungen, auf dem kapitolinischen Museum, in der Villa Mills, Villa Borghese u. s. f. bei unseren Besuchen nur sehr wenige Fremde, und wurden namentlich weit weniger als im Frühjahre von Engländern molestirt.

Ein Billet des hannoverschen Ministers an einen Geistlichen vom Hofe des Papstes verschaffte uns, den groben Schweizersoldaten zum Trotz, welche in ihrer bunten Landsknechtstracht mit alterthümlichen Hellebarden und preußischen Commissäbeln die Eingänge bewachten, den Zutritt in das innere, durch ein Gitter abgesperrte Heiligthum der Kapelle, und zwar in den Raum, in welchem die höheren Geistlichen saßen, zwischen deren roth und weißen Mänteln und Kaputzen sich unsere schwarzen Fracks komisch genug ausnahmen. In dem mittleren Raume nahm das Kollegium der Kardinäle auf rings umlaufenden Sitzen Platz, wenige feine Gesichter darunter, viel bornirter Ausdruck bei den meisten. Am ehrwürdigsten sah der obenansitzende Kapuzinergeneral Micara aus mit seinem langen, bis zum Gürtel hinab fließenden weißen, zweispitzigen Barte. Micara ist der Liebling der Römer, die in ihm den künftigen Papst sehen, ein Mann von strenger

Gewissenhaftigkeit und einem Lebenswandel, dem es mit der christlichen Askese Ernst ist, denn er lebt so schlecht und dürftig wie ein gewöhnlicher Klosterbruder, und hat seine Kapuziner streng reformirt. Den Fremden ist er freilich ebensowenig hold als den schönen Künsten, und es sieht ihm gar nicht unähnlich, was man von ihm erzählt, daß er die Vernichtung aller Museen und Gallerien wünsche, weil diese die Fremden und damit die Glaubens- und Sittenverderbniß nach Rom zögen. Endlich erschien der heilige Vater selbst, und ich befand mich nun mit dem Statthalter Christi vis à vis, nur durch die Breite des Schiffes der Kapelle getrennt. Mein gutes Glas setzte mich in den Stand, seinen Gesichtsausdruck genau zu beobachten, da das ewige Hin und Her der mir gleichgültigen Ceremonien, das Ausbreiten und Zuschlagen seiner goldgestickten Atlasgewandung durch zwei Geistliche, das Auf- und Absetzen der goldstoffenen Bischofsmütze, das Küssen des Fischerringes an seinem Finger durch die Kardinäle, und alle dergleichen Schnurrpfeifereien mich höchlich langweilten. Ich sah einen alten achtzigjährigen Mann, von derb fleischigem, rothbraunem, tiefgefurchtetem Gesichte, an den Augen sichtbar leidend und von einem Schnupfen geplagt, der ihn alle Augenblicke sein Taschentuch von einem der Cameriere verlangen ließ, welches dann durch mehrere Hände hin und zurück zu passiren hatte. Der Ausdruck seines Gesichtes hat etwas Treuherziges, Ehrlichbeschränktes, welches mit seiner bürgerlich niedrigen Herkunft — er ist Sohn eines Handwerkers aus dem österreichischen Italien — wohl übereinstimmt. Er hat die Carriere von der Pike auf gemacht, ist ein ganz gewöhnlicher Frate gewesen und seine erste Regierungshandlung war, sein ehemaliges Kloster, das der Camaldulenser auf San

Gregorio di monte Celi, unfern des Konstantinsbogen in Rom, auszuschmücken und zu beschenken. Wie er so mir gegenübersaß, die Hände mit spitzen Fingern gegen einander zum Gebete zusammengelegt, in derselben Haltung, in welcher seine steinernen Vorgänger im Sanct Peter auf ihren hohen Grabdenkmälern knieen, hatte er wirklich etwas väterlich Ehrwürdiges. Ich dachte, wie bald auch er bei seinem hohen Alter an ihre Seite rücken werde. Unterdessen nahm das mir unverständliche todte, von seinem früheren Geiste verlassene Rituswesen seinen Fortgang. Einige Kardinäle fungirten plärrend am Hochaltare, und der Papst auf seinem Throne, bald stehend, bald sitzend, fiel ein Paar Mal singend oder vielmehr recitativmäßig ein. Seine Stimme mußte ich bewundern; sie war voller und kräftiger als alle anderen und scholl wie eine Tuba durch den Raum. Und als der achtzigjährige Greis hoch aufgerichtet, beide Arme weit auseinander gebreitet, mit etwas zurückgeworfenem Haupte und gen Himmel gerichtetem Blicke die Fürbitte intonirte, gewann er für einen Augenblick wirklich etwas Erhabenes; seine Züge schienen in diesem Momente belebt von dem Bewußtsein seiner höchsten irdischen Stellung als Knecht der Knechte Gottes und Reichsverweser Christi auf Erden. Dann aber sanken sie erschlafft wieder in den stumpfen, nichtssagenden Alltäglichkeitsausdruck zurück.

Mittlerweile hatte ein junger Prädikant in rothem Talare und Barett eine kleine Holzkanzel bestiegen, die sich unmittelbar neben meinem Standorte am Ende des Gestühles befand, wo die fremden Prälaten, die Bischöfe und Canonici saßen. Es schien ein Zögling irgend einer Anstalt, vielleicht der Propaganda zu sein, dessen Schülerhaftigkeit hier an diesem heili-

gen Feste das laute, gesprochene Wort, den göttlichen Ausdruck des Geistes hören lassen durfte. Dieser Theil der Feier erfüllte mich geradezu mit Widerwillen. Am feierlichsten Feste der katholischen Christenheit, im Angesichte der höchsten Versammlung der katholischen Welt, gegenüber einem Kollegium königlicher Kirchenfürsten in ihrem Purpur, an ihrer Spitze das allerhöchste Haupt der Christenheit, rings umgeben von einer Versammlung von Vertretern aller gebildeten Völker Europas, — hatte man das Recht des Wortes, die Predigt des Evangeliums in die Hände eines jungen Burschen gelegt, der in elendem Floskellatein, mit mühsam zusammengestoppelten Augustinischen Stilphrasen ohne Schwung und Begeisterung, mit hohlem Pathos und hölzern eingebläuter Gestikulation das erbärmlichste aller Schulexercitien herorgelte, in welchem neben den unmäßigsten Komplimenten für den Papst und die Kardinäle auch nichts der Würde und Bedeutung des Tages Angemessenes zu Worte kam! Und diese Armseligkeit des Prädikanten wurde vollends zum Unerträglichen noch dadurch gesteigert, daß ein anderer Rothrock hinter ihm knieend, innerhalb des Kanzelpultes, ihm die ganze Rede aus der Handschrift vorsoufflirte, so daß ich gezwungen war, das ganze Wesen doppelt zu hören. In diesem Jammer hatte ich neben Michel Angelo's jüngstem Gerichte nur den Trost, daß der arme, alte, von der Länge der ganzen Ceremonie sichtbar gelangweilte Papst von der ganzen Predigt wenigstens kein Wort außer etwa das: „papa Gregorius“ verstand, da er, wie mich mein wohlunterrichteter Nachbar versicherte, vom Latein überhaupt nicht viel versteht.

Wenn ich aber so bedachte, wie bei uns die Person des Statthalters Christi, der nun hier in all seiner körperlichen

und geistigen Gebrechlichkeit und Schwäche mir vor Augen stand, noch Millionen Menschen als höchste und inappellable Instanz in der Entscheidung aller höchsten Fragen des menschlichen Geistes hingestellt und auch wohl noch geglaubt wird, so mußte ich immer von Neuem über den Gang der menschlichen Dinge staunen. Das Tröstliche bei so viel Niederschlagendem lag indessen in der Betrachtung, daß dieses ganz verrottete, geistverlassene, ja dem Geiste hohnsprechende, innerlich längst todte Wesen der Herrschaft Roms doch nur ein neues Zeugniß von der Macht des Geistes selbst giebt, gegen die es seit Jahrhunderten ankämpft. Denn ist es nicht eben die geistige Anschauung, die in den Menschen von Papst und Kirche noch lebendig ist, welche dieser geschminkten Leiche der Realität von beiden in dem Sitze des römischen Katholizismus nicht nur das Leben fristet, sondern ihr selbst sogar noch eine Art Macht erhält? Es ist der Gedanke, der Gedanke der Institution, welcher von der Wirklichkeit längst verlassen, abgetrennt von ihr, in den Geistern und Gemüthern der Menschen die Stelle der Wirklichkeit eingenommen hat. Um daher Rom und den Papst mit Verehrung zu betrachten, muß man möglichst weit von beiden entfernt sein. Ehrfurcht vor dem Papste, wie bei uns, kennt man in Italien nicht. Als ich in Palermo einem dortigen Freunde auf seine Frage, ob ich schon Monreale gesehen, erwiederte: Freilich! denn Palermo besuchen und Monreale nicht sehen, hieße ja Rom verlassen senza avere veduto il papa! so versetzte er sehr heiter: Ihr irrt mein Freund! Perchè vedendo il papa vedete solamente un pretaccio di piu (wenn Ihr den Papst seht, seht Ihr nur einen Pfaffen mehr) ma vedendo il duomo di Monreale mirate con istupore una maraviglia del

mondo (aber wenn Ihr den Dom von Monreale seht, so dürft Ihr ein Wunderwerk der Welt anstaunen.) Dergleichen Aeußerungen stehen nicht etwa einzeln. In Rom ist kein leidlich gebildeter Mensch, welcher das Treiben der hohen Geistlichen, ihre Verweltlichung, ihren Luxus, ihre Genußsucht nicht durchschaute. Aber es giebt auch kaum einen Menschen hier, der von diesem Wesen, wie es nun einmal besteht, nicht irgend einen Vortheil zöge. Werden die Provinzen auch ausgesogen, verarmen und verkommen ihre Städte und Flecken, so haben doch die Bewohner Roms davon den Mitgenuß. Denn hier ist nur eine Kette von Geistlichkeitsverwandten aller Geschlechter, Stände, Grade und Verhältnisse durch das ganze Volk Roms hindurch. Darum herrscht in Rom ein ganz anderer Geist wie in der Romagna. Dächte man hier, wie dort, so wäre an einem schönen Tage das ganze Regiment in die Luft gesprengt, aber so sind Eigennutz und sein Sohn Knechtssinn zwei starke Stützen des greisenhaften Krüppels der römischen Tyrannei. Das Volk Roms ist in der Masse politisch feig, trotzdem daß der Einzelne persönlich vielleicht den Muth des Messerträgers hat; es ist feig, weil es der Egoismus regiert, und Scudo, Paolo und Bajocco seine Götterdreieinigkeit bilden. Du hörst schwerlich zwei Menschen unter allerlei Volk ein Paar Sekunden lang mit einander sprechen, ohne daß nicht diese Götter genannt würden. Ja, diese schönen stolzblickenden Männer sind feig, weil sie depravirt, egoistisch und an die Sklaverei gewöhnt sind. È proibito! oder: non si vuole! ist ihnen genügend. Nach dem warum? zu fragen haben sie verlernt, wo es sich um einen Befehl von oben handelt. Und ihre Herren sorgen dafür, diesen blinden Gehorsam in Uebung zu halten, indem sie oft etwas Unschuldiges bloß ver-

bieten, um zu verbieten, und das Verbotene dann eben so grundlos wieder freigeben. Neulich kamen sie aber an die Unrechten, als sie in der vorjährigen Saison die Fuchshetzen verboten, weil ein Engländer dabei den Hals gebrochen. Da erklärten alle Engländer, eigensinnig auf dem Vorrechte bestehend, ihre Gliedmaßen nach Belieben brechen zu dürfen, daß sie sofort Rom verlassen würden, wenn man das Verbot nicht aufhöbe. Und siehe! es ward aufgehoben, indem Papa Gregorio, wie erzählt wird, erklärte: wenn die Signori Inglesi absolut ihre Hälse brechen wollen, mögen sie ihren Willen haben (facciano al loro commdo!). Sage man, was man will: diese Engländer sind das einzige Volk der europäischen Welt, welches in allen seinen öffentlichen und privaten Lebensverhältnissen den Satz praktisch durchgesetzt hat: daß Männer keine Kinder sind. In Deutschland aber, im Lande der Kindlichkeit und Pietät singen alle Männer mit dem Czaaren Peter in der Oper — (kurz zuvor, ehe dieser Brave sich anschickt, seinen rebellischen Strelitzen die Köpfe abzusäbeln) —: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!" Aber es scheint denn doch, als wäre man auch in Deutschland mit diesem Liede nah am Ende.

Abends gingen wir nach der Pyramide des Cestius, wo die Ruhestätten der Ketzer sind, welche in Rom sterben. Der neue Kirchhof ist sehr gut gehalten, von Rosengängen durchschnitten, mit Cypressen, Lorbeer- und Myrthengebüschen bepflanzt, durch deren Grün die weißen Marmordenkmäler schimmern, mit denen Liebe oder Stolz so viele Hügel geschmückt

haben. Ein grauer Sciroccohimmel, durch dessen Nebel die glanzlose Sonne trauernd blickte, und die eigenthümlich niederschlagende Schwere und Schwüle der Sciroccoluft stimmte zu der Oertlichkeit, obschon ich sie doch lieber an hellem Sonnentage in ihrer friedlichen Stille und Ruhe sehen mag. Von der Höhe und besonders von dem nahen Scherbenberge aus hat man einen reizenden Blick auf Rom.

Unter den Gräbermonumenten fast lauter englische Namen von Lords, Baronets, Squires und ihren Weibern und Kindern. Man sieht recht, wie dies Rom eine englische Kolonie bildet. Auch Shelley's Grabstein ist hier, den ihm sein Freund Byron hat setzen lassen. In wohlerhaltenen Zügen steht darauf die Inschrift: Percy Bysshe Shelley. Cor cordium, natus IV. Aug. 1792, obiit VIII. Juli 1822.

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.

Wohlgepflegte blühende Rosen umschirmten noch immer des Dichters Grab. Auf dem Denkmale der unglücklichen Rosa Bathurst, Tochter des auf unbegreifliche Weise bei einer Reise von Wien nach Hamburg in den Napoleonischen Kriegszeiten verschwundenen Lord Bathurst, welche als Krone der Schönheit in Rom bewundert, bei einem Spazierritte mit ihrem scheugewordenen Pferde in den Tiber stürzte und ertrank, standen am Schlusse der langen Inschrift die Zeilen:

Early, bright, transient, chaste as morning dew
She sparkled, was exhaled and went to heaven.

Auch Goethe's Sohn schläft hier. Die Züge seines

Reliefportraits zeigen sichtbare Aehnlichkeit mit der göttlich erhabenen Gesichtsbildung des Vaters. Die lateinische Inschrift lautet: Goethe filius patri antevertens, annor. XL. Ein angelehnter frischer Blumenstrauß bezeugte, daß die Seinigen, welche gegenwärtig in Rom sind, liebend seiner gedachten.

Der Charakter der Gegend umher hat etwas unbeschreiblich Einsames, Oedes. Die Oede umfängt einen überall, sobald man nur die Thore Roms verläßt. An eine Fortsetzung der Stadt in Vorstädten, Gärten und Gärtchen, sorgfältig gehaltene Häuser, einladende Lustorte, wie sie sich sonst in der Umgebung aller großen Städte bei uns finden, ist nicht zu denken. Auf der einen Seite kann man sagen: es geziemt sich diese grandiose Verlassenheit und völlige Verödung, diese staubige Unkultur und dies trümmerhafte Aussehen der vereinzelten Wohnungen für die Umgebung der uralten Trümmerstadt Rom. Aber nicht in allen Stimmungen bleibt bei uns modernen Menschen diese ästhetische Anschauungsweise mit ihrem romantischen Egoismus, der die Naturdinge über die Menschen, die Vergangenheit über die Gegenwart setzt, überwiegend. Und ich habe Anwandlungen verspürt, namentlich bei trübem Sciroccowetter wie heute, und bei der Aussicht auf einen einsamen Abend, ohne Familiengeselligkeit und häuslich deutsches Abendgesellschaftsbehagen, — Anwandlungen, in denen ich mich geneigt fand, eine lustige Fidel in einer deutschen Sonntagsschenke, oder eine Gartenmusik inmitten fröhlicher, behaglich sonntagskaffeetrinkender Menschen diesem Wege nach der Pyramide des Cestius und seiner staubigen Fortsetzung nach San Paolo fuori le mura mit seinen melancholischen Rohrpflanzungen

unbedingt vorzuziehen. Mögen die Romantiker de pur sang diese Anwandlungen Nikolaitisch finden — immerhin. Ein Schelm giebt sich für was Besseres als er ist.

Die Römer aber mochten von diesen melancholischen Empfindungen nichts verspüren, denn volle Omnibus rollten alle Augenblicke zwischen der Stadt und dem halbfertigen Tempel hin und her. Wir konnten anfangs diesen strömenden Zug nicht begreifen. Andacht war es nicht, denn es gab kein Fest in San Paolo. Auch einladende Schenken sah ich keine in der Nähe. Endlich löſ'te mir eine Römerin das Räthsel. Diese Omnibus sind die einzigen in Rom, und somit die einzige Anstalt, durch welche der Römer seine Neigung, in carozza zu fahren, wohlfeil (zwölf Bajoc hin und her) befriedigen kann. Daher gehört schon eine Omnibusfahrt selbst zu dem römischen divertirsi. Auch sind die Wagen und Pferde, namentlich die letzteren, stattlich genug. Es geht meist im gestreckten Trabe und Galopp, mit zwei und vier starken Pferden, auf denen bunte, hochgestiefelte Postillons sitzen, lustig donnernd dahin. Der genügsame Römer begnügt sich mit diesem divertimento. Aber auch der Neubau der uralten Paulskirche interessirt ihn, und er findet die glatte Neuheit und Geleckheit des fertigen Theiles und die geschmacklosen, künstlerisch matten, aber farbenbunten Altargemälde Camuccini's viel schöner als die antike Pracht der Bilder in seinen alten Kirchen.

Denn was man von dem angeborenen Kunst- und Schönheitssinn dieses Volkes rühmt, hat freilich seine Richtigkeit, aber doch nur eine bedingte. In Rom und Neapel, wo es auf geschmackvolle Verzierung des Nothwendigen in Eßwaaren-läden und sonst, im Schmuck der Kirchen für Feste, auf Klei-

dung und Tracht u. s. f. ankommt, da zeigen sie, namentlich das niedere Volk, den ursprünglichen, den Südländern angeborenen Sinn für Schönheit. Aber die eigentliche Kunst ist gerade hier tiefer im Verfall als irgendwo in Europa. Gescheidte Italiener bewunderten in Neapel die dortige Kunstausstellung, welche doch ein wahrer Gräuel, ein ächtes Bild der künstlerischen Ohnmacht und Verkommenheit Italiens heißen mußte. Das Volk aber findet die sudelhaftesten Bilder, die schauderhaftesten Steindrücke von Heiligen &c. molto belle, bellissime. Ihre künstlich forcirte Religion, ihr Pfaffenthum hat sie auch hier heruntergebracht. Wo sind jetzt die schönheitseligen Klosterbrüder, die Fra Fiesole's, Bartolomeo's u. a., welche Meisterwerke der Kunst schaffen?

Kurz, ihre Kunstzustände sind ihrer politischen völlig werth und würdig, und darin liegt für mich ein großer, ein beruhigender Trost. Wäre es anders, so müßte man irre werden an Allem, was mir innigste Ueberzeugung ist. Denn mit dieser hängt der Satz zusammen, daß nur auf dem Boden der Freiheit der Baum der ächten Kunst seine Blüten und Früchte treibt. Aber die Freiheit ist in ihrer Wirklichkeit nicht eine. Die Lebenszustände zu den Zeiten der mittelalterlich italischen Kunstblüte erscheinen uns jetzt keinesweges als Verwirklichung der Freiheit, und doch waren sie es unzweifelhaft, wenn man nicht vergleicht, sondern sie für sich betrachtet. Das, worin ein Mensch, eine Zeit, ein Volk mit Unbefangenheit aufgeht, sich gegensatzlos befriedigt, ohne Polemik, ohne das störende Hineinragen eines weitergeschrittenen Bewußtseins — darin sind sie frei. So waren es Rafael und Michel Angelo und ihre großen Vorgänger. Denn sie waren in ungebrochener Einheit mit dem gemeinsamen Geiste und Gefühle ihrer Zeit,

und daher konnten sie den höchsten, ewigen, künstlerischen Ausdruck schaffen. Und ähnlich war's mit den politischen Zuständen.

Den 3. November.

Ich habe gestern vergessen, von der Musik in der Sixtina etwas zu sagen. Es war die erste alte Kirchenmusik, welche ich hier hörte. Diese kurzen Reihen und Sätze mit ihren wunderbaren Mollwendungen, unerwarteten Uebergängen und energisch wirksamen langhinaustönenden Durausgängen erinnerten mich durchaus an den ursprünglichen italienischen Volksgesang, dessen Ritornellweisen mit ihrem Auf und Ab der Mollgänge hier nur in's Feierliche hin und zum Ausdruck des Religiösen im Gemüthe angewendet erschienen. Sicher sind sie der volksmäßige Grund und Boden gewesen, aus dem diese alten Kirchengesangweisen erwachsen sind. Es liegt in den letzteren etwas ungemein Großartiges, einsam Feierliches, Leibloses, Aszetisches, das mit der Gegenwart den ungeheuersten Kontrast bildete. Es war mir, als passe die oberrichterliche Majestät dieser Tonsprache nicht mehr zu einer Zeit, wo kein Kaiser mehr im Büßergewande vor dem Haupte der Kirche kniet, sondern höchstens etwa noch ein Talleyrand unter siebensiegelichtem Geheimnisse die Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche erklärt.

Den 5. November.

Seit drei Tagen hatten wir einen Vorschmack des römischen Winters, d. h. ununterbrochen strömenden Regen, der uns gänzlich in unsere Zimmer einbannte. Diese Regentage beginnen regelmäßig, wie die Römer behaupten, mit dem Feste Tutti i Santi, und diesmal wenigstens traf es zu. Glücklicherweise befinden wir uns in dem für Rom seltenen Falle, bei unseren Wirthsleuten nicht nur Mittags- und Abendkost, sondern auch Frühstück haben zu können, und also nicht genöthigt zu sein, an solchen Regentagen über die strömenden Straßen in Cafés und Trattorien laufen zu müssen. In solchem Wetter ist das ein außerordentlicher Vortheil, um den uns unsere Bekannten förmlich beneiden. Auch unsere kleinen eisernen Kanonenöfchen, welche uns Signor Luigi Santini seit gestern hat setzen lassen, sehen uns ganz tröstlich an, und versprechen behagliche Arbeitsmorgen und Abende für die kältere Zeit, die hier der Fremde weit minder gut als der Einheimische erträgt. Wer in Rom überwintern will, möge sich ja in Kleidung, namentlich für's Haus, ganz wie auf einen deutschen Winter einrichten. Alle solche Bedürfnisse sind übrigens auch in Rom doppelt und dreifach theurer und schlechter als bei uns.

Heute früh aber brach die Sonne wieder siegreich aus dem Gewölke hervor und lockte uns in's Freie hinaus zu den Thermen des Caracalla. Ueber das Forum, bei dem Kolosseum vorbei, die schöne, breite Via di San Gregorio, hinabwandernd, gelangten wir in die Via di San Sebastiano, an welcher die Ueberreste jener Thermen liegen, nächst dem Kolosseum die gewaltigsten aller Ruinen des alten Roms. Die hellenische Architektur stand im Dienste der Schönheit, der

Idee, die römischen Bauten dienten dem Nutzen, der Gesundheit und Bequemlichkeit. Roms Wasserleitungen und Abzugskanäle, Amphitheater, Portiken, Thermen stehen in ihrer Art so einzig da wie die Tempelbauten, Odeen und Theater der Griechen.

Unter den Prachtbauten des alten Roms stehen die Thermen obenan. Sie sind durchaus den Römern eigenthümlich und beginnen zuerst unter August, also zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden des republikanischen Geistes und der politischen Interessen aus dem Leben der Nation, das Zeitalter des raffinirten Genusses, hier in der schönen Literatur, dort in den Kunst- und Luxusbauten, seine Blüten zu treiben beginnt. Von August, welcher die ersten Thermen erbaute, finden wir in langer Reihe bis auf Konstantin immer neue Prachtbauten dieser Art als Werke der Kaiser Nero, Titus, Trajan, Commodus, Caracalla, Alexander Severus, Philippus, Diokletian und Konstantin verzeichnet. Von allen diesen Bauten sind, außer den Ruinen der Caracallathermen, nur noch die spärlichen Reste einiger Mauern der Titus- und Diokletiansthermen vorhanden.

Spiele und Bäder waren die Hauptgenüsse des römischen Volkes der Kaiserzeit, und die Kaiser, selbst die grausamsten, deren Tyrannei so eisern auf Allem lastete, was durch Geburt, Bildung und Reichthum ausgezeichnet war, trugen doch immer Sorge, daß es dem zum Pöbel gewordenen römischen Populus, vor dem sie oft erzittern mußten, nicht an jenen beiden Genüssen fehlte. So sind denn auch die Thermen des kaiserlichen Roms als ein politisches Mittel anzusehen, das Volk durch Heraufziehen zu den Genüssen der Reichen zu gewinnen und alle edleren Regungen und Bestrebungen desto sicherer zu

vernichten. Der ärmste Römer hatte zu ihnen unentgeltlichen Zutritt, und er brauchte nur wenige Schritte zu gehen, um in der Stadt selbst zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüsse, Annehmlichkeiten und Belustigungen zu finden, welche sich früher nur die Reichen durch Reisen in die Bäder Griechenlands und Unteritaliens zu bestimmten Zeiten verschaffen konnten. Denn in dem Umfange dieser ungeheueren Gebäude vereinigte sich neben den verschiedensten Badeanstalten Alles, was an Uebungen und Spielen, an Kunstwerken und Vergnügungen die herrschende Mode bot, und verlangte: ganz und halbbedeckte Portiken zum Spaziergange, Spiel- und Uebungsplätze aller Art, Sammlungen von Kunstwerken, Bibliotheken u. s. w., und das Alles strahlend in einer Pracht von Marmor, edlen Steinen und Metallen, gegen die gehalten der Glanz unserer reichsten Fürstenschlösser armselig erscheint. Seneka bezeichnet dieselben einmal mit den Worten: „soweit ist der Luxus gediehen, daß man in diesen Bädern nur noch auf edlen Steinen (gemmas) wandeln mag.“ Jede erdenkliche Ueppigkeit war mit diesen Thermen verbunden. Auch Frauen, selbst die vornehmsten, besuchten dieselben, und die hier und da vorkommenden Verbote gegen das gemeinsame Baden beider Geschlechter zeigen am Besten, bis zu welcher Höhe sich die raffinirte Unsittlichkeit verstiegen hatte. Unter dem Ruinenschutte dieser Thermen sind die herrlichsten Bildwerke der italischen Museen, die kostbarsten Badewannen von Granit und Marmor gefunden worden, und noch jetzt sind diese Fundgruben nicht erschöpft, noch schläft eine ganze Welt von Kunstwerken unter dem Trümmerboden Roms und seiner Umgebungen. Aus den Caracallathermen allein stammen der Farnesische Herkules, der Torso des Belvedere, die Neapolitanische Flora

und die Gruppe des Farnesischen Stieres, die beiden kolossalen Granitwannen an Piazza Farnese und die schönen Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt im Cortile des Vatikanischen Museums. Drei Kaiser: Caracalla, Heliogabal und Alexander Severus hatten an diesem Werke einen Aufwand verschwendet, der es zu einem Wunder aller Folgezeiten machte, dessen kühne Konstruktion die spätere Zeit anstaunte, ohne ihre Möglichkeit zu begreifen. Der Umfang dieser gewaltigen Reste setzte mich, der ich doch so eben vom Kolosseum herkam, in sprachloses Erstaunen. Wie sich das Ganze mit seinen Außenwerken, Portiken, Hallen, Spielplätzen ꝛc. ausgenommen haben muß, davon habe ich gar keinen Begriff, denn schon die noch aufrecht stehenden Reste des inneren Baues sind in ihrer gigantischen Höhe und Ausdehnung kaum faßbar. Denke Dir ein längliches Quadrat, in welches man jetzt von der Seite eintritt. Die Mitte der vorderen Fronträume, da wo vor Alters das große Schwimmbassin sich befand, welches ganz mit Marmor ausgelegt war, durchmaß ich mit hundertdreiundzwanzig Schritten, seine Breite mit achtundzwanzig. Und dieser Raum, in welchen man fast einen Dom wie den von Monreale hineinstellen kann, beträgt nur wenig über ein Viertel der ganzen Fronte des Gebäudes!*) Von all der Herrlichkeit stehen jetzt nur noch die nackten Mauern und Pfeiler aus gebrannten Steinen, so wie einige Bögen und Wölbungen, die das zweite Stock-

*) Der innere Bau mißt 660 Fuß Länge und 342 Breite; der ihn umgebende Außenbau, der in keinem baulichen Zustande stehend, an den 2 Seiten nach Ost und Westen zwei Exedren (d. h. nach außen vorspringende Curven) hatte, mißt, ohne die letzteren, 1000 Fuß Länge und 984 Breite. (Zusatz 1867).

werk mit seinen Sälen und Terrassen trugen, Wölbungen von einer Höhe, gegen welche große Kirchengewölbbögen verschwinden. Im Inneren ist unten der Fußboden all der Gemächer, Säle, Spielplätze, Bäder u. s. f. ungefähr zehn Fuß hoch mit Schutterde bedeckt. Nur an einigen Stellen ist dieselbe weggeräumt, so z. B. in zwei Badekammern, zwölf Schritt lang, zehn breit, wo wir den Fußboden mit Mosaiken ausgelegt fanden, auf denen man noch Figuren von Greifen und anderen phantastischen Bildungen wahrnimmt. Die Mosaikboden jener Kammern oder Badezimmer senken sich allmälig der Mitte zu.

Ueberall sind ungeheure Mauerblöcke, noch mit ihren Mosaiken bedeckt, von den Wölbungen herabgestürzt. Die Päpste haben zu ihren Kirchen und Palästen auch diese alten Bauwerke geplündert, und wenn sie die Säulen wegbrechen ließen, mußten die Decken und Gewölbe wohl nachstürzen! Die letzte der acht Säulen entführte Cosmus von Medici nach Florenz, wo sie jetzt auf Piazza della Trinita steht. Diese acht mächtigen Granitsäulen hatten 4½ Fuß Durchmesser und trugen das Kreuzgewölbe des Tepidariums.

Unten werden Ausgrabungen gemacht, aber mit unzureichenden Mitteln. Doch ist es zu loben, daß man überhaupt etwas thut, und auch für die Erhaltung der Räume sorgt. In einem verschlossenen Raume zeigte uns der Kustode den Gewinn der letzten Ausgrabungen: Säulenstücke und Gebälktrümmer, Reste von Statuen und Ornamenten aller Art. Etwas mitzunehmen ist verboten, aber für ein Paar Paul war der Mann so gefällig, seine Augen eifrig auf den Eingang zu heften, während wir einsteckten, was die Taschen tragen mochten. Die öffentlichen Ausgrabungen werden hier, wie überall in

Rom, auf Kosten der Armenkasse durch Krüppel und Greise angestellt, die natürlich so gut wie nichts vor sich bringen.

Eine große Anzahl Stufen hinaufsteigend gelangt man auf die erhaltenen Bogengewölbe. Das ist eine schlimme Arbeit für einen, der zum Schwindel geneigt ist. Stellenweise ist das ganze Gewölbe bis auf einen einzigen, etwa drei Fuß breiten Bogen von Backsteinen eingestürzt, und auf so schmalem Stege über schwindelndem Abgrund muß man schreiten, um an die Punkte der schönen Aussicht zu gelangen. Und dazu geht man diesen Gang doch eigentlich ohne die allermindeste Garantie, ob nicht eines schönen Tages so ein alter, einsamer Bogen es langweilig findet, da oben von seinen Gefährten verlassen schon über tausend Jahre allein zu stehen, und neugierigen Barbaren seinen Rücken zu leihen. Es giebt auch sonst Stellen, wo man in schwindelnder Höhe, auf wenig mehr als fußbreiten Mauerstücken, die, zufällig noch vom Gewölbe übrig, fest an den Wänden und Pfeilern haften, einherzuklettern hat, ohne Geländer, ohne sonstigen Anhalt, nur von seinem Muth gehalten. Ich bin nicht schwindlicht, aber mir schauerte es doch ein Paar Mal über die Haut. Diese Steige und Gänge wären gar nicht zu passiren, wenn nicht eine dichte Vegetation von Gras und Blumen, Gesträuch und Buschwerk, welche sich auf der überziehenden dünnen Erdschicht nach und nach auf diesem Fußboden hoch oben in der Luft gebildet hat, die Illusion gewährte, als klettere man auf steilen Felspfaden, und nicht auf Mauerwerk von Mörtel und Ziegelsteinen.

Aber es lohnte sich auch, da hinaufzuklimmen. Im lichten Glanze des schönsten warmen Herbsttages lag die reichste Landschaft der Welt vor unseren Blicken. Rückwärts Rom, die Kaiserpaläste zunächst, dann die Fülle der Kirchen und Kuppeln,

Paläste und Villen mit ihren Pinien und Cypressen. Rechts vom Kolosseum die Kirche S. Pietro in Vincola mit ihrer Palme, der größten, welche ich in Rom gesehen. Und vor uns in majestätischer tiefer Bläue zog sich der Apenninenstreifen der Lionessa, in das Sabiner- und Albanergebirge übergehend, am Horizonte hin. An diese blaue Bergfarbe glaubt man bei uns nicht. Sie ist dunkeler als das dunkelste Blau unseres Nachthimmels in schönen Sommernächten. Alle höchsten Züge der Apenninen waren schon weiß bedeckt mit Schnee, der mit unaussprechlichem Glanze in der Sonne leuchtete. Und während so der Winter des Nordens in der Ferne schimmerte, umgab uns in der Nähe der schönste Frühling, das frischeste Grün der Wiesen, blühende Rosen und andere Blumen. Auf dem Rückwege leuchteten im Kloster S. Francesco von den hohen Orangenbäumen Hunderte der herrlichen goldgelben Früchte aus dem stolzen, schweren Laube, und fruchtbeladene Citronenbäume standen neben ihnen. Am lieblichsten erschienen mir auch hier die Rosen, deren zarter Duft den ganzen Klosterhof durchdrang.

Auf der Höhe dieser Trümmer verbrachten wir fast den ganzen Nachmittag, und heute fühlte ich einmal wieder mit voller Seele das Glück, in Rom zu sein. Es liegt etwas Frommes, Religiöses in dem Gefühle dieses Glückes. Freilich ohne Sonnenschein, im Regenwetter, ist auch Rom traurig.

Diese Bäder des Caracalla, von deren Umfang, Größe und Pracht man sich jetzt kaum noch eine Vorstellung machen kann, sind das Werk nicht der blühenden, sondern der schon sinkenden Macht und Herrlichkeit des Imperium Romanum. Und diese Pracht, dieser Luxus, diese Schönheit, all dieser Genuß der Sinne und des Geistes stand dem geringsten Bürger Roms

offen, war für ihn eigens bereitet. In diesen Prachtbädern badete, spazierte und erlustigte sich an Kunstwerken aller Art, an Statuen und Gemälden, an Kampfspielen und Uebungen der Palästra — das Volk, der Pöbel der alten Hauptstadt der Welt. Der heutige Populus Romanus hat kaum eine Bretterbude an der Tiber, wo er sich im Sommer baden mag, wenn er es nicht, wie meist geschieht, vorzieht, sich auf den Luxus solcher Reinigung gar nicht einzulassen. Hat er doch dafür desto mehr Badehäuser für seine Seele.

Auf dem Rückwege durch den Volksgarten beim Kolosseum, der aber wenig besucht wird. In der Kirche S. Francesca Romana sahen wir die Mosaiken der Tribune: Maria mit dem Kinde, umgeben von Johannes, Jacobus, Petrus und Andreas. Sie sind sehr alt, Rumohr setzt sie in's dreizehnte Jahrhundert. Der Typus der Madonna erinnert recht an den antiken Minerventypus, und ist weniger krummnasig als die späteren byzantinischen Marienbilder. Bei allen Gesichtern stehen die Augen sehr nahe aneinander über der Nase, wie noch bei dem Giotto.

Das Relief, den Einzug Papst Gregor's XI. in Rom von Avignon darstellend, von Peter Paul Oliverius 1584 gearbeitet, hat viel Schönes. Die Behandlung ist aber fast durchaus malerisch, und somit der Natur des antiken Reliefs widersprechend. Der anstoßende Klosterhof ist ein Garten innerhalb der Ruine des alten Tempels der Venus und der Roma. In der Mitte ein Springbrunnen mit Becken; rings

umher blühende Rosen und fruchtbeladene, goldglänzende Orangenbäume, Myrthe und Oleander, — und das mitten im November! — Unter dem schön kassettirten Vorsprunge des Nischengewölbes jenes alten Tempels stand, halb verborgen von einer grünen Hecke, eine verstümmelte Marmorstatue, wahrscheinlich eines Apollino.

Der Doppeltempel der Venus und Roma, in dessen Trümmer Kirche und Kloster hineingebaut sind, war einst der prächtigste Tempel des kaiserlichen Roms. Zwei sich vollkommen entsprechende Tempel, die mit den Curven ihrer Zellen gegen einander stießen, vereinigten sich zu einem Gebäude, welches früher im zehnten Jahrhundert Templum Concordiae et Pietatis hieß, wie ihn die Graphia nennt. Seine riesigen Monolith-Säulen aus schönem Granit standen im zehnten Jahrhundert noch unversehrt und boten einen hinreißenden Anblick dar (Gregorov. III. 568—69). Später hieß der Bau schlechthin Templum Romae oder auch der Tempel der Stadt (Templum urbis). Man kann sich von der imposanten Größe dieses Bauwerkes einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Säulenhalle, welche als Vorhof den Tempel umgab, fünfhundert Fuß in der Länge und dreihundert in der Breite maß. Die dazu gehörigen zweihundert Granitsäulen, von denen große Trümmer umherliegen, hatten gegen vier Fuß im Durchmesser. Kolossale sitzende Bildsäulen befanden sich in den Tribunen der beiden Tempel, deren äußere Gestalt, jetzt unerkennbar, durch Abbildungen auf alten Münzen erhalten ist. Päpste plünderten zuerst das bronzene Dach zum Bau der alten Peterskirche. Dann ward in die eine Halle die Kirche Santa Francesca Romana hineingebaut. Den Tempel selbst aber zerstörte erst Brancaleone, als er die in demselben

angelegte Burg der Frangipani brach. Die Franzosen rissen das Kloster der Olivetaner nieder, um die Reste des alten Baues bloßzulegen. Als aber Pius VII. zurückkehrte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe wieder aufzubauen, und zwar in so elendem Geschmacke, daß es die größte Unzierde des Platzes ausmacht.

Es war gegen fünf Uhr, als wir am Kapitol vorbei über das Forum Trajan's nach Hause zu unserer Piazza Poli zurückkehrten. Bei der Trajanssäule fiel mir zweierlei ein. Einmal, daß diese Reliefs, welche rund um eine Säule laufen, doch durchaus dem Wesen des, für die Fläche (Tempelwand, Fries, Metopen) bestimmten Reliefs widersprechen und ein Zeichen verfallenden Kunstgeschmackes sind. Dasselbe gilt von allen Statuen, welche so hoch auf Säulen stehen. Die Säule, so wenig als die Statue, erfüllen hier ihre Bestimmung. Die eine soll eine Last stützen, die andere nicht über der Menschheit stehen, sondern unter dem Gewühl der Menschen, nur mäßig erhöht, den Mann, dessen Bild sie darstellt, als unseren Genossen unter uns auch nach dem Tode weilen lassen. Römische Kolossalität und Ungeschmack, verbunden mit der göttlichen Verehrung, durch welche die Schmeichelei eines verknechteten Volkes seine Herren über die Gränzen der Menschlichkeit erhob, haben jene marmornen Säulenstatuen, jene heidnischen Säulenheiligen hervorgebracht.

Architektonische Physiognomie des heutigen Roms.

Rom, November.

Das heutige bewohnte Rom ist eine durchaus moderne Stadt, in deren Straßen uns nichts an das Alterthum, ja nicht einmal an das Mittelalter, wie in Florenz, Siena oder Venedig erinnert. In diesem Neu=Rom giebt es keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Roms. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. In diesem Sinne konnte Niebuhr klagend ausrufen: Rom ist dem Alterthume so fremd wie Berlin. Er hätte auch sagen können: wie der heutige Konservatorenpalast auf dem Campidoglio dem Kapitol des Augusteischen Roms. Denn jener könnte allerdings sehr gut in Berlin stehen.

Sehen wir ab von dem Theile der Stadt, welcher jenseits des Tiber liegt, so umschließen die Umfangsmauern des heutigen Roms eigentlich zwei Städte, deren Physiognomie nicht ungleicher gedacht werden kann. Das heutige Rom, welches die Ebene zwischen M. Pincio, Kapitol und Tiber einnimmt, wo einst der alte Campus Martius*) lag, streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadt=

*) Das Marsfeld blieb bis zum Ende der Republik frei von Gebäuden, nur ein Paar kleine Tempel, Altäre und Aehnliches ausgenommen. Der südliche Theil der Ebene, der Campus Flaminius, dem Kapitol zunächst liegend, ward aber schon früh mit Tempeln, Portiken, Theatern ꝛc. besetzt.

artigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Korso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkte von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts, in südlicher Richtung, beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Ueberbleibsel, sämmtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Drittheile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areales bedecken.

Das bewohnte Rom in seiner heutigen Gestalt ist ein Kind der drei letzten Jahrhunderte. Fast alle seine Kirchen, deren es über dreihundert besitzt, sind in ihrer äußeren Gestalt, besonders in ihren verschnörkelten und verkropften Façaden, von der trostlosesten Geschmackwidrigkeit. Die Fremdenquartiere des Korso, der Via del Babuino und Condotti, der Sistina und Gregoriana, die Plätze di Spagna und Colonna machen durchaus in architektonischer Hinsicht keinen anderen als den Eindruck einer modernen Hauptstadt. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen, dem gewerblichen Verkehr überlassenen Straßen und Stadttheile haben meist etwas unbeschreiblich Winkliges, Düsteres, Unheimliches. Sie tragen zum Theil den Charakter schlechtgebauter, schmutziger, verkommener Landstädte, und es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halb versunkenes Säulenpaar

vor uns aufsteigt. Die Einfassung des Stadtfächers, welche sich von der Tiber und der Piazza Montanara an in einem großen Halbkreise um die Stadt herum zieht, hat in ihrer Architektur durchaus den Character einer ländlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung. Man hat aus der Topographie des alten Roms eine eigene Wissenschaft gemacht, und die erbittertsten Kämpfe sind noch neuerdings über Dinge geführt worden, deren Kenntniß höchst ungewiß und im besten Falle, wie Niebuhr einmal sagt, „ohne alle lohnende Resultate" bleibt. „Es ist mir wohl ganz angenehm," setzt der Verfasser der römischen Geschichte hinzu, „einiges davon anschaulich zu wissen, aber nichts kann entbehrlicher für den Historiker sein*)."

Und durch welche Reihenfolge von Stürmen ist dies Rom während seines dritthalbtausendjährigen Bestehens um- und umgekehrt worden! Zuerst der ungeheure Brand, mit dem die Gallierhorden unter Brennus das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. Von diesem ältesten Rom ist außer dem Carcer Mamertinus, nichts als ein kleines Stück des T a r q u i n i s c h e n K l o a k e n b a u e s erhalten, jenes Riesenwerkes, das selbst die Baumeister der Augusteischen Zeit für unerreichbar hielten. Dann fünfthalbhundert Jahre später der an demselben Unglückstage der Gallischen Zerstörung ausgebrochene neuntägige Neronische Brand, die größte Feuersbrust, welche die Welt gesehen. Denn sie verzehrte von einer Stadt, welche über zwei Millionen Einwohner, die Sklaven mitgerechnet, in ihren Mauern zählte, über zwei Drittheile, und mit ihnen fast alle Erinnerungen an das republikanische und die gesammte Pracht des Augusteischen Roms, und eine solche Fülle von

*) Lebensnachrichten II., S. 368.

Tempeln, Prachtbauten und Kunstschätzen, daß jede Vorstellung hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Verzichtet doch selbst Tacitus in seiner Schilderung dieses größten aller Unglücksfälle, welche das alte Rom betroffen, auf jede auch nur annähernde Bestimmung des Vernichteten. Aus dieser ganzen Zeit vor dem Neronischen Brande bietet das jetzige Rom als republikanische Baureste nur noch den sogenannten Tempel der Fortuna Virilis *), und einige Unterbauten, auf denen neuere Kirchen und der Kapitolpalast stehen. Von dem Augusteischen Rom ist außer dem Pantheon nichts erhalten als ein Stück Außenwand des Marcellustheaters, ein Eingangsbogen zu dem Portikus der Octavia, der Drususbogen, so wie ein Paar Säulen und ein Stück Umfangsmauer des Augusteischen Forums. Alles, was sonst in Rom an alten Bauresten vorhanden ist, gehört, wenn man einige Grab-Denkmäler an den Heerstraßen ausnimmt, den Kaiserzeiten nach Nero an.

Der Neronische Brand veränderte die ganze Gestalt der Stadt, welche erst jetzt nach einem geregelten Plane mit breiten, geraden Straßen und großen, regelmäßigen Plätzen aufgebaut wurde. Der räthselhafte Tyrann that Unglaubliches, um sie noch prachtvoller aus ihrem Schutte erstehen zu lassen, doch gelang ihm dies nur zu einem geringen Theile. Der bei weitem größere blieb als freier Raum für die Schöpfungen der späteren Kaiser übrig. Das Kapitol war fast allein unter

---

*) „Das schlechteste aller alten Werke," nach Winckelmann (Werke I., S. 302), jetzt eine Kirche S. Maria Egiziaca. (Ein Pseudoperipteros ion. Stils, gut erhalten, von minder gefälliger Gestalt; die Maria, die dort ihren Einzug hielt, war eine Art Aegyptischer Magdalena, eine schöne Sünderin. Gregorov. III., 584).

den Prachtbauten verschont geblieben. Aber schon unter Vitellius vernichtete es ein neuer Brand mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen. Dann folgten die großen Feuersbrünste, welche unter Titus und später unter Commodus auf's Neue einen großen Theil der Stadt in Asche legten.

Eine zweite Periode neuer Verwüstungen der alten Kunstbauten beginnt im vierten Jahrhundert mit der Herrschaft des Christenthums. Es ist ein Vernichtungskampf des letzteren gegen die Bauwerke des Heidenthums, der sich bis in die letzten Jahrhunderte der Neuzeit fortgesetzt hat. Die alten Göttertempel waren allmälig herrenloses Gut geworden, sie lieferten die Säulen zu den neuen Kirchen, welche zahlreich emporstiegen. Die herrlichen Portiken, ein Hauptschmuck des alten Roms, wurden gleichfalls ihrer Säulen zu diesem Zwecke beraubt, und fielen dadurch, so wie die Tempel, in Trümmer. Den wahren Vandalismus hat man überhaupt im christlichen Rom selbst zu suchen, gegen dessen Barbarei in Zerstörung der alten Bauwerke die Verwüstungen durch die verschrieenen Barbaren gering anzuschlagen sind. Noch nach der Plünderung Genserich's schildert Theodorich's Geheimschreiber, Cassiodor, Rom und die kostbaren Säulen seiner Gebäude, die Menge bronzener Bildsäulen auf allen Straßen und Plätzen, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Circus Maximus mit seinen Obelisken, vor allen aber das Kapitol und das Forum Trajan's als Wunderwerke über alle menschliche Einbildung. Die Gothen waren überhaupt vielmehr die wahren Erhalter der Stadt, ihrer Civilisation (civilitas) und ihrer Monumente. (S. Gregorov., Gesch. Roms. I.) Gothorum laus est civilitas custodita, sagt Cassiodorus Variar. IX, 14. — Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestand der kaiserliche

Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und so lange die griechische Oberherrlichkeit währte, bedurften die Päpste zur Zerstörung antiker Bauwerke und zur Verwendung ihres Schmuckes für neu zu errichtende Kirchen und Klöster wenigstens der Erlaubniß der Kaiser oder ihrer Statthalter, und noch Kaiser Karl der Große konnte das „goldene Rom" anstaunen. Ueberschwemmungen, Blitze und Erdbeben halfen mit an dem Werke der Zerstörung, und als die Päpste erst von der byzantinischen Oberherrschaft befreit wurden, und ihre Kirchenbaulust auch durch wachsende Geldmittel freieren Spielraum erhielt, ward jede neue Kirche immer der Untergang eines oder mehrerer alten Gebäude, und die Vernichtung der Stadt hielt mit der steigenden Blüte des christlichen Roms gleichen Schritt.*) Die Wasserleitungen waren von 570 bis 770 so gut wie völlig unbrauchbar. (Gregorov. II, 424 ff.) Die Trajans- und Antoninssäule wurden zu Glockenthürmen verwendet, und in den vom Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden der mächtigen Barone unter sich und mit der Geistlichkeit die noch übrigen antiken Tempel, Theater Triumphbogen und Amphitheater zu Festungen und Burgen umgeschaffen, oder behufs der Anlegung von solchen zerstört. Die mächtigen Frangipani allein besaßen im zwölften Jahrhundert das Kolosseum, den Titusbogen, den Circus Maximus, den Janusbogen und den Tempel der Venus und Roma. Diese Baronalfehden haben unendlich mehr zum Untergange des alten Roms beigetragen, als alle Verwüstungen der

*) Vgl. Gregorov. II. 423—24, III. 365 ff. Selbst andere Ital. Städte wie Pisa und Lucca holten sich ihre Säulen zu Kirchenbauten von Rom. (Gregorov. IV, 242.)

fremden Eroberer, und Petrarca klagt mit Recht bei dem Anblicke der Zerstörung, den das Rom seiner Tage darbot: „Nicht die Zeit, noch Barbarenhorden, die eigenen Bürger und Söhne Roms haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der Punische Held nicht ausrichten konnte." Aber noch bestand vieles Alte als Zeugniß früherer Herrlichkeit, und im Imperatorenpalaste auf dem Palatinus hielten auf ihren Römerzügen die Ottonen Hof, und die deutschen Kaiserinnen gaben Feste in den Gemächern der Livia. *)

Da kam die Zerstörung herangebraus't mit Robert Guiscard's wilden Normannenschaaren, so furchtbar, wie Rom keine weder vor noch nachher gesehen. Sie vernichtete fast zwei Drittheile der Stadt (1084) so gründlich, daß dieser ganze Theil, der südliche auf und um dem Caelius und Aventinus, seitdem nie wieder bewohnt worden ist *). Nach

---

*) Dies ist nicht richtig. Karl der Große und seine Nachfolger wohnten am St. Peter, Otto III. in seinem Palast auf dem Aventin. Aber im zehnten Jahrhundert war noch viel in den Ruinen erhalten. Fand man doch noch zur Zeit Innocenz X. (1645) einen mit Goldtapeten geschmückten Saal und Gemächer, deren Wände mit feinem Silberblech und Bleitafeln bedeckt waren. (Gregorov. III., 567.)

**) Robert Guiscard kam dem in der Engelsburg belagerten Papst Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich IV. zu Hülfe. Die Geschichte der furchtbaren Verwüstung Roms durch seine Schaaren giebt Gregorovius Gesch. R. IV., S. 234 ff. — 243. Ein fremder Bischof, Hildebert von Tours, der 20 Jahre später Rom sah, beweinte das Geschick der Stadt in einer schönen Elegie. Aufzählung der damals vernichteten Monumente: bei Gregorov. S. 240 ff. Die Oede des Aventinus und Caelius schreibt sich von daher.

dieser Zerstörung kamen Zeiten, in welchen das verödete Rom kaum dreißigtausend Einwohner zählte. Was diese Zerstörung an alten Monumenten übrig gelassen hat, vernichtete der Senator Brancaleone (1257), als er, um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen eingenommenen Thermen, Tempel, Theater und andere antiken Gebäude, hundertfünfzig an der Zahl, schleifen ließ. Auch die gänzliche Abtragung des Kolosseums scheint er vorbereitet zu haben. Doch starb er (1258) vor der Ausführung. Was er übrig gelassen hatte, stürzte meist zusammen in dem furchtbaren Erdbeben, von welchem Rom im Jahre nach der Boccazischen Pest (1318) mit ganz Italien wiederholt heimgesucht ward. Die in Elend und Rohheit versunkenen Römer verkauften, wie Petrarca jammernd klagt, nicht nur alte Kunstwerke aller Art, sondern selbst die Säulen und den Marmor der Tempel in das Ausland, und während des Schisma wurde von eben diesen Römern, deren Schriftsteller noch jetzt kaum aufhören, für die Werke ihrer eigenen gewinnsüchtigen Zerstörung die Wuth der Barbaren anzuklagen, eines der herrlichsten und unzerstörbarsten Werke des Alterthumes, das Mausoleum des Hadrian, bis auf seine jetzigen Reste zertrümmert, und ein Theil des Kolosseums, das allen Angriffen der Elemente Trotz geboten hatte, zu Kalk verbrannt. Um diese Zeit (1308—1377) glich die Stadt völlig einer Wüste. Nur in den Niederungen wohnten in Vignen und Feldern Bauern in elenden Hütten. Alle höheren Theile waren fast gänzlich verödet, und selbst die Kirchen standen verlassen und verfielen. Forum und Kapitol waren mit Gemüsegärten und Weinpflanzungen bedeckt, auf den unangebauten Strecken haus'ten Schweine- und Büffelheerden. Die Obelisken waren bis auf einen zerbrochen

und umgestürzt, und von den unzähligen Statuen, mit denen einst Straßen und Plätze Roms bedeckt waren, fand Poggio, der um 1432 die Stadt besuchte, nur noch Eine von Marmor und fünf von vergoldeter Bronze übrig.

Rührend sind die Klagen der Augenzeugen über den jammervollen Zustand der Reste des alten Roms zu Anfang und gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, und dennoch war selbst um diese Zeit noch unendlich mehr von denselben vorhanden als zu unserer Zeit. Was Aeneas Silvius (später Papst Pius II.) damals sang:

Welch Entzücken gewährt mir, o Rom, deiner Trümmer Betrachtung,
 Du die, gefallen, noch laut kündet den einstigen Glanz!
Aber dein jetziges Volk! — von den alten Mauern den Marmor
 Bricht es, und brennet zu Kalk schmählich die glänzende Zier.
Ruchlose Brut! noch drei Jahrhunderte hause so fort, und
 Keine Spur mehr verbleibt einstiger Größe in Rom!

ist eine Wahrheit geworden, gegen welche die noch bestehenden Reste nur spärliche Ausnahme bilden. Schon Rafael sagt in seiner Denkschrift an Leo X.: „Dies ganz neue Rom, das wir jetzt sehen, ist mit Kalk von antiken Marmorn gebaut."

Bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatte das nach der Rückkehr der Päpste von Avignon (1378) wieder erstandene Rom noch einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter, wie ihn die florentinischen Schloßburgen und in Rom der Palast Venezia aufweisen. Von da an beginnt mit Leo X. die Modernisirung der Stadt, welche sich in dem alten Marsfelde größtentheils neu erhob. Der immer mehr steigende Nepotismus veranlaßte das Entstehen jener Unzahl von Palästen in dem jetzigen Rom, zu denen die antiken Reste, soweit

sie noch als Steinbrüche benutzt werden konnten, gleichfalls die Materalien hergaben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisher ihrer Entlegenheit halber verschonten Grabmäler, Tempel und Villen vor den Thoren Roms ihres Schmuckes beraubt oder völlig zerstört. Die Aufgrabungen, welche von der Mitte des fünfzehnten bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angestrengt betrieben wurden, förderten unglaubliche Schätze alter Kunst an's Tageslicht. Während dieser Zeit wurde vielleicht hundertmal mehr entdeckt als in der ganzen folgenden Zeit, und alle heutigen Sammlungen Roms können, wie Niebuhr sagt, gegen den unschätzbaren Reichthum an Alterthümern aller Art, die sich damals in vielen hundert Häusern zerstreut in Rom befanden, kaum als ein Schatten gelten.

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verwüstungen hatte sich in Rom eine ganz neue Erdoberfläche gebildet. Auf den gewaltigen Schutthaufen erwuchs in der fruchtbaren Pozzolanerde derselben eine üppige Vegetation. Neue Hügel entstanden, wo sonst Fläche war, und der Boden der alten Stadt war nach und nach durchweg über fünfzehn Fuß hoch bedeckt. Das Forum, welches seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Schuttgrube diente, ward sogar an manchen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß hoch überdeckt. Rafael's unsterblicher Genius war es, der den Plan faßte, durch eine regelmäßige Aufgrabung aller erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens „einen Schatten des alten Roms" an das Licht zu ziehen. Elf Jahre lang hatte er in Rom die vorhandenen alten Trümmer studirt, und der Anblick der fortgesetzten Zerstörungen alter Tempel, Bogen, Pyramiden und Säulen, welche er selbst erlebte, hatte ihm das Herz zerrissen. Seine noch erhaltene

Denkschrift über die Wiedererweckung der Reste des alten Roms *), welche er kurz vor seinem Tode entwarf, blieb unausgeführt, und die Zerstörungen des Alterthumes dauerten fort. Erst Napoleon's Riesengeist nahm den Gedanken wieder auf, aber sein Stern erblich, ehe er ihn vollenden und ehe er, wie er gewollt, auf den Gipfel des kapitolinischen Berges die Kaiserburg des neuen weltbeherrschenden Imperators „würdig des alten Namens und der neuen Herrschaft" inmitten des alten Roms errichten konnte.

Je moderner in den Zeiten nach Rafael Rom ward, besonders durch Sixtus V., der die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Vignen und Ruinen hindurch führte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Die größte Masse der Bauten des heutigen bewohnten Rom gehört in ihrer Armseligkeit und Geschmacklosigkeit dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an.

Die französische Herrschaft hatte für Rom wenigstens das Gute, daß sie für dauernde Erhaltung der noch übrigen antiken Baureste kräftig Sorge trug, eine Sorge, die seitdem, wenn auch im geringeren Maße, fortgesetzt worden ist. Der Geist der Bildung hat, was jetzt noch vorhanden ist, unter seinen Schutz genommen, und nur mit ihm können die letzten Reste untergehen, welche aus Kolosseum und Pantheon, Triumphbögen und Tempeltrümmern in einzelnen, riesigen Lettern von der Größe der alten Weltstadt zu den späteren Geschlechtern der Menschen reden.

---

*) Man findet sie in Gregorovius' Beschreibung der Stadt Rom I., S. 266—74.

Nach dieser Skizze mag man sich eine Vorstellung machen von den verschiedenen Elementen, aus denen sich im Verlaufe solcher Ereignisse das heutige Rom zusammengebaut hat. Es ist ein Anblick so bunter Mannigfaltigkeit, wie ihn keine Stadt des Erdbodens mehr gewährt. Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen und Hofburgen und den Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten, bietet es in seinen fashionablen Stadttheilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeortes im größten Style. Und wiederum genügen wenige Schritte, um sich aus demselben hinaus in eine Stadt des buntesten, wenn auch nicht blühenden, gewerblichen Treibens, und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses bunte Gemisch ragen wie riesige Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit die Trümmer der Ruinenwelt des alten Roms in ernster Einsamkeit zum Himmel empor. Diese Mannigfaltigkeit der Elemente ist es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für sich finden läßt, und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom ist immer neu," sagen die Fremden, auch wenn sie Jahre lang hier heimisch sind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entstanden, überall malerische Ansichten und Gruppirungen bildet. Rom ist auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkte, von Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder von Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Groß-

artigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Wie die äußere architektonische Physiognomie Roms den Anblick buntester Mannigfaltigkeit gewährt, so ist auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt. Altrömisches Blut ist schwerlich mehr vorhanden, selbst nicht unter den vornehmen Familien, die zum Theil, wie Reumont nachgewiesen hat, nicht einmal italienischen Ursprunges sind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volkes, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelstande der Negozianti di Campagna, Kaufleuten und Angestellten ist es Thatsache, daß eine Familie, die vier in Rom geborne Generationen aufzuweisen hat, eine Seltenheit ist. Die Mehrzahl der Einwohner sind Einwanderer aus allen Theilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, aus Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaates, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäischen Nationen hier vertreten finden. Ich rechne dabei nicht die zahlreichen Fremden, welche als solche sich hier aufhalten. Und doch, so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit der Bevölkerung dennoch über dieselbe ein spezifisch Gemeinsames, charakteristisch Eigenthümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mittheilt und den Bewohner Roms von dem aller anderen Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Physiognomie, Behaben und Lebensführung wesentlich unterscheidet. Rom ist

auch hierin, wie in Allem, einzig in der Welt. Ich habe hier in zehn Jahren noch keinen Fremden gesehen, sagte mir neulich der Bildhauer Kümmel, der nicht bei seiner Ankunft irgend wie sich enttäuscht gefunden hätte, und keinen, dem nicht, wenn er Rom wieder verlassen sollte, das Herz schwer geworden wäre.

Nichts ist hier wie anderswo auch. Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Campagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Todten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Thürmen, ihren halbwilden Heerden und Hirten, die an eine Prairie Amerikas mahnen, nur von Jägern und bewaffeneten Aufsehern zu Rosse durchstreift, — Alles bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civilisirten, städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der wildengleiche Bewohner der Abruzzen und der russige Kohlenkärner der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarosse und dem fashionablen Dandy vom Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistlichen aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten, darunter alle Physiognomien der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller Nationen der civilisirten Erde — eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomien und Trachten des eigentlichen römischen Volkes der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Schaaren von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Schar-

lach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Provianteseln, die alterthümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militairs, die Kapuzen der zahllosen Brüderschaften, — das Alles läßt für eine kurze Zeit selbst bei Denjenigen die Langeweile nicht aufkommen, deren Reiseinteresse im Flanieren aufgeht. Rechne dazu die Schätze der Bibliotheken und Sammlungen aller Art, die Ateliers der zahllosen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Roms, und Du wirst zugeben, daß hier jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

Rom, November.

Ueber nichts fühlt sich gewöhnlich die Mehrzahl der nach Rom kommenden Fremden mehr enttäuscht, als über die weit unter ihrer Erwartung bleibende Anzahl der einigermaßen erhaltenen Ueberreste und Denkmäler der alten Stadt. Diese ist in der That unglaublich gering. Denn mit Recht singt Byron:

The Goth, the Christian, Time, War, Flood and Fire
Have dealt upon the sevenhill'd city's pride.

Von dem republikanischen Rom ist so gut wie nichts mehr an dergleichen übrig. Alle größeren Baureste sind den Kaiserzeiten, meist den späteren, angehörig, in welchen man schon die neuen Gebäude auf Kosten der älteren baute. Aber

die Hauptverwüstungen aller alten Monumente sind doch weder durch Krieg und Feuersnoth der Barbaren, noch durch die Zeit, sondern durch den Vandalismus der eigenen christlichen Bewohner und Beherrscher Roms selbst bewirkt. Man kann es mit Händen greifen, daß fast alle Kirchen und Paläste des jetzigen Roms auf Kosten alter Bauwerke aufgeführt sind. Schon aus dem so eben erschienenen Auszuge der vielbändigen Beschreibung Roms läßt sich eine reiche Uebersicht solcher Zerstörungen alter Prachtwerke gewinnen, die zum Theil bis auf die neuesten Zeiten reichen, und ich fange an, mir eine solche anzulegen *), als Kommentar zu Goethe's Worten: „was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet."

— Eine Pyramide größer als die des Cestius, das bedeutendste aller alten Grabdenkmäler in Rom, stand noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Borgo des Vatikan, bekannt unter dem Namen Grabmal des Romulus; erst Papst Alexander VI. ließ sie abtragen. Ihre Abbildung ist noch erhalten auf der Bronzethüre von St. Peter.

Die Moles Hadriani ward erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihrer Bekleidung von parischem Marmor beraubt, der zu Neubauten verwandt wurde.

Der Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, früh in eine christliche Kirche verwandelt, ward im achten Jahrhundert von Papst Hadrian zum Umbau der Kirche völlig abgebrochen. (Jetzt S. M. in Cormedin).

Der Tempel der Minerva auf dem Forum des Nerva stand im sechszehnten Jahrhundert noch ziemlich wohl=

---

*) Nachträge dazu s. in: Ein Winter in Rom S. 336—43.

erhalten. Ein alter Kupferstich von Du-Peyrac zeigt ihn uns als mit einer Säulenreihe vor der Cella versehen von korinthischer Ordnung. Von dem Portale (Pronaos), das sechs Säulen in der Fronte und je drei in der Tiefe hatte, standen noch in Allem sieben Säulen mit einem Theile des Gebälkes, dessen Inschrift den Namen Nerva's zeigte, und die mit Pilastern geschmückte Mauer des inneren Tempels (der Cella). Unter dem Vorwande, daß sie beschädigt sei, ließ Papst Paul V. (1605—1621), ein Römer aus der Familie Borghese, diese kostbare Säulenhalle abtragen, den Marmor zersägen und zur Verzierung der Pauluskapelle in S. M. Maggiore und des großen Brunnens von Acqua Paola verwenden. Zugleich wurde der Platz durch eine neu angelegte Gasse überbaut und die Alterthümer spurlos vertilgt.

Das Septizonium des Septimus Severus *) ließ Papst Sixtus V. (1585—1590) zerstören. Es war ein prachtvoller Eingang zu dem Palaste auf dem Südende des Palatin, gegenüber der Kirche San Gregorio. Die drei Reihen herrlicher Granitsäulen übereinander, welche damals

*) Es hieß im Mittelalter Septemzodium, Septodium, Septisolium, Septemsolia, selbst Sedem Solis. Im Jahre 975 hieß es Templum Septemsolia major, und war Festung und Eigenthum des Klosters San Gregorio (Gregorovius III, 567). Ein Theil dieses Baues war ein gewaltiger Rundthurm. Die Burg, welche die Mönche daraus gemacht hatten, war eine der festesten Roms; Heinrich IV. belagerte und eroberte sie im Jahre 1084. Seine Maschinen zerstörten einen Theil der prachtvollen, übereinander stehenden drei Säulenreihen, die noch in den Abbildungen vor der völligen Abtragung durch Sixtus V. zu sehen sind. (S. Gregorovius, Gesch. Roms, IV, 230—31. — [Anmerk. zur 4. Auflage].)

noch standen, verwandte er zum Bau der St. Peterskirche, wo sie unter den hundertachtundvierzig Säulen zerstreut sind, welche Altäre, Kapellen und andere Orte derselben schmücken.

Der Tempel des Mars Ultor, von August auf seinem Forum gegründet, wurde schon Anfang des sechsten Jahrhunderts vom Papst Symmachus zerstört, der eine Kirche des San Basilius hineinbaute. Später wurde ein Kloster der Annunziata angebaut, dessen Glockenthurm die, noch erhaltenen drei Säulen tragen mußten. Von dieser Last wurden sie erst vor siebenundvierzig Jahren (1820) befreit.

Der schöne Bogen, welcher den Eingang der Salinae am Aventin schmückte, aus Travertinquadern um's Jahr sieben nach Christi Geburt erbaut, wurde erst im sechszehnten Jahrhundert zerstört.

Der Triumphbogen des Gordian ward Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum Bau der Kirche San Lorenzo in Damaso abgebrochen.

Ein Tempel der Fortuna ward im siebzehnten Jahrhundert auf dem Quirinalischen Hügel zerstört.

Die großen Reste der Thermen des Konstantin hatten sich bis in's sechszehnte Jahundert erhalten, als sie von dem Neffen des Papst Paul V., dem Kardinal Scipio Borghese bis auf die Grundmauern abgetragen wurden, um auf und mit ihnen den jetzigen Palast Rospigliosi zu erbauen. Es war das letzte heidnische, öffentliche Gebäude in Rom, und von seiner Pracht zeugen wohl am besten die dort gefundenen Kolosse, welche jetzt Monte Cavallo schmücken.

Vom Palast der Pinzier auf Monte Pincio sah

man noch im fünfzehnten Jahrhundert große Reste, die beim Bau der Villen Medici und Ludovisi zerstört sein mögen. Noch Niebuhr sah die letzten Mauern derselben vernichten, um die Ziegeln zu verkaufen.

Der Circus Flaminius erhielt sich in prachtvollen Resten bis in's späte Mittelalter. Eine Bulle von 1192 nennt ihn als das goldene Kastell mit hohen und alten krummgesetzten Mauern und zusammengefügten Gängen daran. Kirche, Kloster und Palast der Cesarini sind mit und auf den Trümmern der Tempel erbaut, welche diesen Circus umgaben.

Der dreisäulige Rest des Vespasiantempels neben dem Concordientempel ward im Mittelalter zerstört. Im Jahre 1802 ragte nur ein Theil der drei Säulen (ein Drittel) aus dem Schuttberge hervor. 1813 grub man sie völlig aus, mußte aber Gebälk und Säule abnehmen, um den Unterbau, der den Einsturz drohte, zu erneuern, was erst 1830 vollendet ward.

Das Theater des Pompejus, welches vierzigtausend Menschen faßte, stand in großen Resten noch im zwölften Jahrhundert.

Der Triumphbogen des Titus, der noch zu Titus' Lebzeiten errichtet war, stand noch im neunten Jahrhundert am Circus Maximus, wo der Anonymus von Einsiedeln seine Inschrift abschrieb.

Der Triumphbogen Marc Aurel's stand bis 1662 völlig erhalten bei dem Palast Fiano am Korso, als ihn Alexander VII. abbrechen ließ, weil er die Pferderennen genirte. Ein Paar Reliefs herrlicher Arbeit sah ich davon

im Palast der Conservatoren. Die schönen Säulen kamen in verschiedene Kirchen.

Die Alexandrinischen Bäder, von Nero erbaut, von Severus erweitert, wurden in ihren großen Resten auf Befehl Papst Benedikt's XIV. erst im vorigen Jahrhundert abgetragen.

Die Säule des Antonius Pius, fünfzig Fuß hoch, an der Basis sechs Fuß dick, aus röthlichem, syenitischem Granit, ließ Papst Pius VI. (1790—1800) zersägen und zum Schmuck der Vatikanischen Bibliothek, sowie der Treppe im Palazzo Braschi, und zur Ausbesserung eines Obelisken verwenden.

Der Tempel der Fortuna Virilis wurde zunächst (872—882) bei der Umwandlung in eine Kirche durch Ausfüllung der Säulenhalle mit einer Ziegelmauer entstellt; dann aber unter Papst Clemens XI. (1700—1721) wurden bei dem Anbau des Hospitiums der Armenier die fünf Halbsäulen an der zweiten Längenseite „mit wenig Achtung für ein so ehrwürdiges Denkmal des Alterthums" heruntergeschlagen. Die ganze Seite ist dadurch jetzt auf das Häßlichste verbaut!

Der achtsäulige Saturnustempel, unter der Republik Schatzkammer des Staates (aerarium), sehr alt, öfter erneuert. Das Ornamentale der heutigen Architektur gehört der späteren Kaiserzeit des dritten Jahrhunderts an. Im Mittelalter hieß er Cecha. Im fünfzehnten Jahrhundert nannte man ihn falsch Concordientempel. Als Poggio zum zweiten Male nach Rom kam, fand er die Cellawände abgetragen, und den Tempel des Marmors beraubt, der in die Kalköfen gewandert war. Im Anfange des neun-

zehnten Jahrhunderts standen Hütten und Bäume auf der Area des Tempels, die sich sehr malerisch ausnahmen. Die Franzosen räumten sie weg und legten den Unterbau bloß. (1820).

Der Concordientempel, in welchem Cicero einst gegen Catilina donnerte, stand noch großentheils im dreizehnten Jahrhundert. Ein Theil ward zerstört, um die Kirche S. Sergio e Bacco auf seinen Fundamenten zu erbauen, die aber auch schon im sechszehnten Jahrhundert abgebrochen wurde. Wann die völlige Zerstörung erfolgte, weiß man nicht. Doch muß sie vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stattgefunden haben, denn damals führte schon die naheliegende Tempelruine der acht Säulen fälschlich den Namen Tempel der Concordia. Wahrscheinlich geschah die Abtragung unter Papst Nicolaus V., denn in den Eckthürmen des Senatorenpalastes und in den von ihm vermauerten Bogenwänden des Corridors des Tabulariums finden sich Tuffstücke der Cellamauer. Entdeckt wurden seine Trümmer erst 1807. Die prachtvollen Marmorplatten von phrygischem, numidischem und afrikanischem Marmor, mit denen Fußboden und Wände der Cella ausgelegt waren, sind in den letzten zwanzig Jahren bis auf geringe Reste fortgeschleppt worden. (Jetzt — 1867 — ist davon keine Spur mehr vorhanden.)

Die Thermen des Diocletian, welche vor zweihundert Jahren noch größentheils standen, waren damals, wie Winckelmann sagt, die vornehmste Schule der Baumeister in der Zierlichkeit. Dieses Wunderwerk der Baukunst unter den späteren Kaisern gab im sechszehnten Jahrhunderts noch zweihundert Säulen her für Ausschmückung neuerer Gebäude, und

ganze Kirchen wurden auf und mit den einzelnen Theilen dieser Prachtbauten errichtet.

Die Beraubung des Pantheons durch Urban VIII. (1632) ist bekannt; weniger bekannt ist aber, daß noch 1747 Benedikt XIV. die ganze obere Abtheilung des Inneren ihrer Marmorbekleidung beraubte und dafür mit elender Stukornamentik versah. Von dem sogenannten Neptunustempel, der heutigen Dogana, war zu Palladio's Zeit noch viel mehr vorhanden als jetzt.

Die Basilika des Constantin ward verwüstet von den Päpsten durch Hinwegnahme der sechszig Fuß hohen Marmorsäulen, deren letzte Paul V. 1613 entführte und vor S. M. Maggiore aufstellte.

Ich füge diesen ein ähnliches Beispiel des barbarischen Vandalismus der Erben aller Kunstreste der alten Welt hinzu, welches Winckelmann in seiner Schrift über die Baukunst der Alten mittheilt. Auf dem Palatin wurde im J. 1824 ein großer, mit den schönsten alten Wandmalereien ausgeschmückter Saal entdeckt. Eifrig sägte und schnitt man Alles, was sich von Figuren und Gemälden an den Wänden befand, heraus, und schickte es nach Parma in das Museum des Hauses Farnese. Als nun dessen Schätze später nach Neapel durch Erbschaft übergingen, ließ man jene Wandbilder gegen vierundzwanzig Jahre lang eingepackt und verschlossen stehen. Die Folge davon war, daß der Moder das zweitausend Jahre lang Verschonte so völlig vernichtete, daß Winckelmann auf Capo di Monte in Neapel nur die leeren Stücke Mauer sah, auf denen einst die Gemälde befindlich gewesen waren. Nur eine Karyatide hatte sich erhalten. Durch ähnliche Liederlichkeit geht noch jetzt in Neapel unsäglich Vieles zu Grunde,

während Anderes betrügerisch verkauft und verzettelt wird, noch ehe es in das öffentliche Museum gelangt. Auch in der Kunstgeschichte spricht Winckelmann mehrfach von in Rom gefundenen und zerstörten alten Gemälden.

In dieser Art ist unglaublich viel edles Alterthum vernichtet worden. So fand man zu Rom zu Winckelmann's Zeit zwei noch vorhandene Begräbnißurnen von grünlichem Basalt, und in ihnen zwei Kleider von gediegenem Golde (aurum textile nennt es Plinius). Die Pfaffen des Collegium Clementinum, in deren Weinberge der Fund gemacht wurde, schmolzen die Kleider ein und zogen viele Pfund Gold daraus.

Die Titusthermen sind in ihren schönsten Ueberbleibseln gleichfalls erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts unter Papst Pius V. zerstört worden, welcher die prachtvollsten Marmorsäulen und Architekturstücke daraus wegbrechen ließ, und so den Einsturz des Uebriggebliebenen beschleunigte. Doch blieben immer noch herrliche Reste übrig, die erst 1796, wie Niebuhr erzählt, muthwillig zerstört wurden, weil Papst Pius VI. Baumaterial für eine Salpeterfabrik brauchte, die er anlegen ließ, um die Truppen, welche er der französischen Invasion entgegen schickte, mit Pulver zu versehen. Bekanntlich liefen dieselben vor den Franzosen davon, ohne einen Schuß zu thun.

Der sogenannte Sonnentempel Aurelian's im Giardino Colonna auf dem Quirinal, noch im sechszehnten Jahrhundert als Wunderwerk angestaunt, ward auf Befehl des Papstes Sixtus V. zerstört. Das übriggebliebene Marmorgebälk ward aber erst vor etwa hundert Jahren durch die Familie Co-

lonna völlig zertrümmert, welche mit demselben die Kapelle ihres Hauses in der Kirche St. Apostoli ausschmückte.

Paul Louis Courier sagt mit Recht: Rome elle même a detruit les antiques édifices, et se plaint des barbares! *)

Den 8. November.

Vorgestern lockte uns das schöne Wetter früher als gewöhnlich aus unserer Studirstube hinaus, und wir beschlossen, die Farnesischen Gärten aufzusuchen, welche, wie die Villa Mills, auf den Ruinen der Kaiserpaläste liegen. Diese Prachtgärten sind jetzt Kohl- und Gemüsefelder, welche in wüstem Durcheinander die wellenförmige Ebene des Erdreiches bedecken, das sich im Laufe von anderthalb Jahrtausenden über den ungeheuren Gewölben und Unterbauten der alten Imperatorenpaläste gebildet hat. Das Menschenwerk ist hier völlig wieder der Natur anheimgefallen. Man denkt gar nicht daran, daß man, zwischen diesen Fruchtfeldern wandelnd, eigentlich die Gewölbebogen der alten Römerbauten betritt. Diese Nation hat so gebaut, daß ihre Mauern es mit der Erde selbst aufnehmen, und auch wohl so lange halten werden, als der Erdball selbst, wenn nicht der Mensch mit seiner Macht ein Veto einlegt. Ueberall blicken aus beackerten Feldern, aus den

*) Der Vandalismus der Römer, der Päpste und Großen, in Zerstörung, Beraubung und Vernachlässigung der antiken Architekturwerke währte bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. (S. Justi, Winckelmann II., 1., S. 146 ff.).

Wegen und Fußsteigen Marmortrümmer groß und klein hervor. Unter den von den Gemüsefeldern abgelesenen oder beim Umgraben derselben aufgeworfenen Steinen, welche hier und da in Haufen liegen, ist fast die Hälfte Marmorgetrümmer. Die Ecken eines gemeinen Bewässerungsbrunnens fand ich mit den schönsten Marmorplatten bedeckt. Wir konnten nicht unterlassen, die Taschen voll Bruchstücke zu stecken. Man wird bei solchem Anblick zum habsüchtigen Kinde. Und so haben nun schon seit vielen Jahren Hunderttausende von Reisenden solche Trümmer fortgeschleppt, der einheimischen Sammler, Schleifer u. s. w. nicht zu gedenken, und noch immer ist Vorrath in Fülle vorhanden. Und was mag nicht tief unter der Erde noch Alles liegen, wo sich jetzt kein Spaten mehr rührt, um nachzugraben. Ich sah mitten in einem Kohlfelde zwei weißmarmorne Säulenkapitäle von schöner Arbeit, über Tischhöhe und von angemessenem Umfange. Auf den antiken Bautrümmern liegen wieder andere moderne Ruinen. Ein ganzer Palazzo der Familie Farnese mit breiten Prachttreppen, bemalten, offenen Saalwänden, Springbrunnen und Belvederes ist nach und nach zu modernen Ruinen zerfallen, denn der König von Neapel thut nichts für die Erhaltung. Bei uns wäre das schon ein gewaltiger Palast, und hier, gegen das alte Ruinenwesen, sahen doch diese Reste moderner Prachtbauten winzig und puppenhaft klein aus, und erschienen armselig, bettelhaft mit ihren bemalten Wänden gegen die kolossale Festigkeit der alten Trümmer. Die Aussicht von den verschiedenen Punkten dieser Gärten über das Forum und Kapitol, über das Kolosseum, dessen ganze ungeheure Größe von hier aus am besten übersehen wird, über die Stadt weg nach Trastevere und dem St. Peter zu, sowie

nach den jetzt schneebedeckten Gebirgen ist wundervoll. Doch muß man sich beim Aufsuchen dieser Punkte nicht zu sehr der Entzückung überlassen, sondern vielmehr die Augen gelegentlich hübsch an den Boden senken, da es sonst leicht passiren kann, daß man zwischen Laub und Buschwerk hindurch einem Fußpfade folgend, durch irgend ein Gewölbloch um fünfzig bis hundert Fuß tief in die Souterrains der alten Kaiserpaläste hinabruscht, wie das mir bei einem Haare ohne meines Freundes Warnung passirt wäre. Mit einem Arbeiter, welcher uns eingeschlossen hatte, und der mit dem ihm gereichten Trinkgelde nicht zufrieden, uns nicht öffnen wollte, gab's auch eine Scene, aus der wir wieder lernten, daß man in Rom erst, wenn die Thüre offen ist, die buona mano geben muß, wenn man nicht das Vergnügen genießen will, zwangsweise einige Stunden länger zum Bewundern der Aussicht angehalten zu werden, oder durch einen Sprung über die Mauer Arme und Beine zu riskiren. In solchen Dingen leistet römische Unverschämheit gegen die Forestieri außerordentlich viel.

Auf dem Heimwege gingen wir über das Kapitol und warfen einen Blick auf die Denkmäler alter Kunst, welche sich in den Höfen des Palastes der Conservatoren befinden. Ungeheure Fragmente von antiken Kolossalstatuen, so zwei Füße von weißem Marmor, von der Ferse bis zur Fußspitze wohl über drei Fuß lang *), und trotz dieser kolossalen Verhältnisse von der sorgsamsten, lebendigsten Behandlung; man sieht die schwellenden Adern durch die Haut. Und diesen Fleiß ver-

*) Sulpiz Boisseré (I, S. 716—17) nennt sie von je sechs Fuß Länge. (Zusatz von 1870).

wandte die alte Kunst auf Theile, die bei der Aufstellung des Ganzen für immer dem Blicke entzogen blieben. Wahrscheinlich sind sie, wie die gegenüber befindlichen Hand-, Schenkel- und Armstücke, die Reste einer kolossalen Kaiserstatue. Nach dem Verhältniß der Füße war der Koloß, dem sie angehörten, größer als die Dioskuren von Monte Cavallo, mindestens zwanzig Fuß hoch. Die kolossale Hand von der Statue des Sonnen-Gottes, die am Kolosseum stand, und die, so wie der Kopf und andere Reste des Kolosses im Mittelalter am Lateran standen, ist jetzt gleichfalls in diesem Hofe. Das Volk nannte sie die Hand Simsons, palma et caput Sampsonis false vocantur a vulgo, wie die Mirabilien sagen. — Ein Löwe, der einem gestürzten Pferde auf das Hintertheil gesprungen ist, und Krallen und Zähne über den Rücken schlägt, auch über Lebensgröße.

Ganz besonders interessirten mich die beiden gefangenen Barbarenkönige, zu den Seiten einer sitzenden Roma aufgestellt. Es sind würdige, edle Gestalten, wie denn fast alle statuarischen und Reliefdarstellungen von gefangenen Fürsten und Königen, für welche diese griechisch-römischen Künstler die prächtigste Auswahl von Modellen haben konnten, zu dem Schönsten gehören, was man sehen kann. Jene Statuen sind von schwarzem Marmor; die Gewandung der außerordentlich plastischen Tracht wundervoll, aber beide sind dargestellt mit abgehauenen Händen! Das ist das eigenthümlich Barbarische der Römer in ihrer Kunst! Ihre Grausamkeit, ihr starrer Materialismus verläugnet sich auch in der Kunst nicht. Sonst sah ich solche Fürsten nur etwa gefesselt dargestellt, mit gebundenen Händen, wie am Bogen des Konstantin. Aber diese Art der Bestialität trat mir hier zuerst vor die Augen. Wie

mag dem Künstler zu Muthe gewesen sein, der so etwas machen mußte! Bei den Griechen finde ich von solcher Barbarei und Unmenschlichkeit in der Kunst keine Spur. Herodot (II, 131) bezweifelte sie selbst bei den Aegyptern. Dagegen bei den Römern war diese Verstümmelungsstrafe gegen Feinde sehr gewöhnlich. Sogar der große Cäsar ließ Allen, die in dem gallischen Uxellodumum gegen ihn gefochten hatten, die Hände abhauen, wie er kaltblütig in seinen Memoiren über den gallischen Krieg (VIII., 44) berichtet. Und die Franzosen haben in unseren Tagen in Algerien denselben Greuel verübt, wie mir ein Augenzeuge, der in der Fremdenlegion diente, erzählt hat.

In einem anderen Hofe sind schöne Reliefs aus der Zeit und Geschichte Marc Aurel's. Hier kam mir die Frage: welches ist denn eigentlich der charakteristische Fortschritt der römischen gegen die griechische Plastik? Ich fand vorläufig keine andere als folgende Antwort zu geben. Die Griechen sind die Idealisten, die Römer die Realisten der alten Welt. Diesem Unterschiede gemäß mußte sich auch ihre Plastik verschieden gestalten. Die Griechen, denen schöne, freie Menschenbildung das Höchste, deren unablässiges Streben darauf gerichtet war, sich zu schönen, freien Menschen, ihren Staat selbst zur Freiheit eines organischen Kunstwerkes auszubilden, und zwar so, daß dieser Staat sie in ihrer individuellen Freiheit nicht übermäßig beschränkte, — sie haben in der Plastik, ganz diesem ihrem Streben und innerstem Wesen gemäß, sich darin befriedigt: in ihren mythischen Ahnen, den Göttern und Heroen und deren Thaten, den Idealismus schönster, freier Menschlichkeit in typischer Allgemeinheit darzustellen. So haben sie ihre Götter geschaffen

nach ihrem Bilde; so haben sie ihre Tempelwände und Friese, ihre Metopen und Giebelfelder mit den Reliefbildern und statuarischen Darstellungen ihrer Religion, ihrer Mythe und mythischen Heldensage ausgeschmückt, und nur selten, sowie in ihren Potraitstatuen, haben sie zur Gegenwart und Geschichte gleichsam den ersten Schritt gemacht. Aber auch hier blieb das Ideale, die Neigung zum Allgemeinen so wenig ausgeschlossen, daß wir z. B. aus der jüngsten historischen Zeit hellenischer Kunstblüte in den Potraitstatuen und Büsten Alexander's weniger die Potraitähnlichkeit des Individuums als die freie Schöpfung des idealisirenden Künstlers übrig haben, der die Gesichtszüge des Heldenkönigs irgend einem mythischen Ideale anzunähern sich gedrungen fühlte. Die Untersuchungen der Gelehrten bei Gelegenheit des Mosaiks der Alexanderschlacht liefern dafür den nöthigen Nachweis. Es ist bekannt, daß in jenem Gemälde die Züge Alexander's keinem einzigen der überlieferten plastischen Bildnisse des Helden gleichen. Und doch haben wir hier sicher ein nicht idealisirtes Potrait vor uns, dessen Original nicht für Alexander zu halten nur übersichtiger Gelahrtheit antiquarischer Handwerker beikommen kann. Also: die Griechen sind in ihrer Plastik wesentlich in der Mythe stehen geblieben.. Das bleibt richtig, wenn auch Winckelmann's Dogma: daß die alten Künstler in ganzen Figuren und in Reliefdarstellungen nie, auch nicht in römischer Zeit „Vorstellungen aus der wahren Geschichte geliefert und sich stets innerhalb der Mythologie bewegt hätten," längst als unrichtig erkannt ist.

Was die Griechen nicht gethan hatten und nicht thun konnten, ohne ihr Wesen aufzugeben, das thaten die Römer, weil sie es thun mußten, um ihr Wesen auszudrücken. Die

Römer haben die Plastik aus der Mythe in die Geschichte, aus der Idealität auf dem Boden des Realen, aus dem typisch Allgemein-Menschlichen zum Ausdruck des Individuellen und Einzelnen, des charakteristisch Persönlichen fortgeführt. Und das ist allerdings ein Fortschritt, wenn er auch, wie aller Fortschritt, nicht ohne große Opfer erreicht werden konnte.

Die Griechen sind das Volk des bildenden Machens, der künstlerischen Poiesis; die Römer das Volk des arbeitenden Handelns, der verständigen Praxis. Jene ist die Thätigkeit des frei schaffenden Künstlers, diese die Sache des vielbedingten und beschränkten Geschäftsmannes und Kriegers. Die Römer sind nicht mehr, wie die Griechen, freie Künstler ihres Lebens in Gesellschaft und Staat. Sie sind beschränkt, bedingt, ja geknechtet von ihrem Staate und ihrem Rechte. Statt freier Individuen erscheinen hier Rechtspersonen. Ihre Bildung setzt sich nicht das Allgemeine, das rein Menschliche, das Ideale zum Zweck, sondern ein Besonderes, Beschränktes. Wie kann ich mir Andere unterwerfen, sie und ihr Eigenthum meinem Willen dienstbar machen? Diese Frage hatte die römische Bildung zu beantworten, und sie fand die Antwort, d. h. die Mittel zu jenem Zwecke, in drei Dingen: im Schwerte des Kriegers, in der Zaubergewalt des Redners, in der Schlauheit und Rechtskunde des Advokaten.

Wie der Mensch, so seine Kunst. Was ihm das Höchste, was ihn ganz erfüllt, das hat sie ihm darzustellen. Seine Götter hatte Rom überkommen; die es sich geschaffen, waren Verstandesbegriffe. Seine mythischen Erinnerungen waren eben so unlebendig. Bei einem aus Räubern zusammengelaufenen Volksursprunge wußten von einem mythischen Heroen-Ahnherrn, wie Aeneas, nur Gelehrte und gelehrte Poeten zu

sagen, die Nation hatte zu solchen Traditionen kein Verhältniß. Selbst die historischen Mythen der Könige und Zwingherren waren kein Gegenstand des Stolzes beim Rückblick auf die Vergangenheit. Die Griechen mochten mit stolzer Freude auf ihre Ahnen in ferner Vergangenheit schauen; die Römer sahen, als die Welt zu ihren Füßen lag, weit lieber auf Das, was sie in der Gegenwart waren, als auf die Jahrhunderte obscurer mühsamer Kämpfe um eine ärmliche Existenz. Die Römer selbst mögen wenig Künstler und Bildhauer geliefert haben; aber als sie Griechenland unterjocht hatten und über die Kunstfertigkeit griechischer Künstler geboten, da war die Kunst eine römische geworden, denn da bestimmten sie, bestimmte ihr Geschmack das, was dargestellt werden sollte. Ihr Geschmack sage ich, denn auch dieser ursprünglich ächt römische Ausdruck, der für das Aesthetische und seinen Genuß den gröbsten Sinn in der sprachlichen Bezeichnung wählte, ist charakteristisch. Er ist so recht der Ausdruck ihres auf das unmittelbar Gegenwärtige, Faß- und Greifbare gerichteten Realismus. Der einzige Künstler, von dem wir ganz bestimmt wissen, daß er Barbarenstatuen machte, war ein Römer. Er hieß Coponius, war ein Zeitgenosse Cäsar's, und wahrscheinlich aus seiner Schule sind die Statuen der Thusnelda und die Büsten und Köpfe der Ramis, des Arminius und seines unglücklichen Sohnes Thumelicus hervorgegangen, die wir noch heute besitzen.*)

Der Staat, das Imperium und die Thaten im Dienste dieses Staates zur Erhaltung und Erweiterung dieses Imperiums, das war für den Römer das Höchste in der Zeit, wo sein

---

*) S. Stahr: Torso, II., 265.

Volk auf dem Gipfel seiner Macht sich fühlte. Was Anderes also mochte er am liebsten in Marmor, Stein und Erz verewigt sehen als diese Thaten und die Männer, welche sie gethan? Selbst einzelne Großthaten oder Glücksgewinne ihrer Feldherren wurden so verherrlicht. Auf dem Kapitole sah noch Plutarch eine Statuengruppe, darstellend wie Sulla durch Vermittelung des König Bocchus den Jugurtha gefangen nahm, eine Darstellung, die der stolze Sulla, wie Plutarch erzählt, in den Stein seines Siegelringes schneiden ließ. So ward der Charakter der plastischen Kunst unter den Römern wesentlich zum historisch Monumentalen.

Wir aber, wir sind die Erben der Römer, weit mehr noch als der glücklicheren Hellenen. Römische Sprache hat unsere Sprache beeinflußt, Jahrhunderte lang haben Römer über unser abendländisches Europa geherrscht, Städte gegründet und die ersten Kulturkeime gelegt. Wir Deutsche namentlich, seit wie lange ist es denn, daß die lateinische Sprache die Sprache unserer Literatur, unserer Gelehrten, ja unserer Dichter war? Und herrscht nicht noch über uns das römische Recht? sind nicht alle Lebensverhältnisse von ihm durchdrungen? Und in Beziehung zum Staate, sind wir nicht fast eben so fern von dem Ideale freier Menschlichkeit, wie es die Römer gewesen zu ihrer schlimmsten Zeit?

Was folgt daraus für unsere Plastik? Ich denke dies, daß ihre nächste Hauptaufgabe, sofern unsere Plastik doch ein Ausdruck unserer Zeit und ihres Geistes sein oder werden soll, wesentlich die monumentale sein wird. Seit dem Wiederaufleben der plastischen Kunst bis auf den heutigen Tag hat dieselbe nach zwei ganz verschiedenen Richtungen sich bethätigt. Theils haben nämlich die Bildhauer, griechischen Vorbildern

folgend, hellenische, mythische Stoffe: Götter, Heroen oder auch die Menschengestalt frei von aller nationalen und sonstigen Beschränkung einzeln und in Gruppen dargestellt. Antike hellenische Sage und Dichtung hat die Stoffe, antike Vorgänger haben das Muster der Behandlung geliefert. Anderentheils hat neben dieser mythischen, hellenischen Richtung die moderne Plastik sich auch ganz unabhängig von derselben der historisch monumentalen, welche ich als die römische bezeichnete, zugewendet, und hier hat sie sich von den gepanzerten Herzögen und Fürsten bis zu den römisch gallischen Perrücken, und neuerdings dem Zopfhaarbeutel Mozart's und dem Ueberrocke Goethe's, scharf und genau an das Individuelle, Besondere, durch Zeit, Nationalität und Mode Bedingte gehalten und halten müssen. Wo sie davon abwich, verirrte sie sich sogleich entweder zu einem barokken Gemisch, das uns heute bei dem Anblicke eines preußischen Generals aus dem siebenjährigen Kriege in römischer Tracht zu lachen macht, oder zu sonstiger mißverstandener Idealität der äußeren Erscheinung, wodurch diese lächerlich und fremdartig zugleich wird.

Die monumentale Richtung, welche jetzt, wo wir darauf und daran sind, wieder ein historisches Leben zu gewinnen, seit einiger Zeit in den Vordergrund getreten ist, darf sich aber über ihre Bedingungen keinerlei Illusionen machen. Ihre Geschichte lehrt es, daß sie sich in ihren Darstellungen an die Erscheinung, wie sie durch die Zeit bestimmt und bedingt wurde, halten muß. Wer einen Stubengelehrten als halbnackten griechischen Heroen, einen Lessing in hellenischer Gewandung, einen Blücher im römischen Kriegskleide darstellt, schlägt der Sache selbst und ihrer durch die Geschichte laut sprechenden Wahrheit in's Angesicht.

Hier in der monumentalen Kunst gilt es, den Charakter des Historischen, des real Individuellen, des Potraits, gilt es den Ausdruck der bestimmten Zeit. Wie der Regel nach weder die Griechen noch die Römer, abgesehen von den apotheosirten Kaisern, in ihren monumentalen und Potraitkunstwerken die historische Wirklichkeit mit der mythischen Darstellungsweise vertauscht haben, so nahe sie ihnen auch lag, eben so dürfen auch wir nicht, wenn wir unsere Dichter, Künstler, Helden und Heldenthaten darstellen, in die für uns mythische Zeit der Griechen und Römer zurückgreifen. Warum nicht? Weil wir sonst einen schreienden Widerspruch in Marmor und Erz hinstellen. Selbst die Perrücke darf einem Standbilde Louis XIV. nicht fehlen, wenn ihm überall eins gesetzt werden soll, und seine Zeit hat sie auch nicht fehlen lassen; und eben so wenig unseren Blüchern die Uniform, und unseren Denkern und Dichtern die Kleidung ihrer Zeit. Denn sie ist eben die Form, in welcher ihre Zeit und sie in ihr erscheinen. Perrücke und Ueberrock gehören mit zur vollen Charakteristik. Und wenn jede Zeit tragen muß, was einer späteren an ihr als lächerlich und geschmacklos erscheint, so hat doch auch jede Zeit und jede Gegenwart ein Recht darauf, daß man sie nicht zu etwas Anderem mache als sie ist. Hier kann all das Jammergeschrei der Künstler über moderne, kunstwidrige Kleidung nicht helfen. Die Welt will den alten Fritz mit Dreimaster und Krückstock auf seinem Paradeschimmel sehen, und nicht einen römischen Imperator auf einem Parthenonsrosse. Und die Welt, die Gegenwart hat immer und so auch hier Recht. Napoleon war mit der antiken Drapirung gar nicht zufrieden, die Canova seiner kolossalen Statue gegeben hatte. Er wollte, wie der Künstler später erzählte, lieber in seiner gewöhnlichen Soldaten-

kleidung dargestellt sein; und er empfand richtiger, als der italienische Phidias, der, wie er selbst berichtet, dem großen Kaiser ein Langes und Breites von der Nothwendigkeit einer solchen Draperie für den Styl des Erhabenen vorschwatzte. Napoleon hatte oft in Kunstdingen ein merkwürdig feines Gefühl. Wie ihm an seiner Potraitstatue die antike Drapirung zuwider war, so konnte er sich auch nie mit der Kolossalität der Formen versöhnen, welche Canova derselben verliehen hatte. „Meint der Mensch," rief er aus, „daß ich meine Eroberungen mit Faustschlägen mache?" Er verbot sie aufzustellen, und sie blieb verhüllt im Louvre stehen, bis 1815 der Herzog von Wellington sie für sich nach England mitnahm.

Neulich sah ich von einem Künstler hier in Rom das Thonmodell der monumentalen Potraitstatue eines berühmten Astronomen in der Form eines antiken, apotheosirten römischen Imperators mit nackter Brust, nacktem Arm und nackten Füßen. Nur über den Nabel weg fiel von der einen Schulter das antike Gewand. Die Arbeit war vortrefflich. Es war ein Genuß, die prachtvolle Bildung der nackten Theile, Brust und Arme, anzuschauen. Aber zu dieser Götterbildung, die wohl in der palästragestärkten, hellenischen Menschheit ihres Gleichen fand, wie schlecht paßte da der matte, verstudirte Gesichtsausdruck eines modernen Gelehrten! Der Kontrast war schreiend. Aber wahrhaft himmelschreiend würde er erst werden, wenn man das Monument in der Vaterstadt des Mannes in dieser Gestalt sähe. Neunundneunzig unter hundert würden sich entsetzen, ihren Mitbürger, den sie alle gekannt, und an dem so gar nichts Hellenisches und Heidnisches war, so nackt und bloß, wie einen alten Heidengott, auf offenem Markte ausgestellt zu sehen, nur mit einem Laken umhängt,

dergleichen ein Christenmensch höchstens nur in der Einsamkeit einer Badekammer trägt!

Und diesen Leuten müßte man Recht geben. Sie wollen ihren Mitbürger durch ein Denkmal ehren, weil er durch seine Wissenschaft ihrer Stadt Ruhm gebracht. Diese Studien der Wissenschaft sind seine Thaten, und in seinem Studirzimmer, auf seiner Sternwarte hat er sie gethan. Nun wollen die dankbaren Mitbürger ihn nach seinem Tode unter sich sehen, wie er unter ihnen gelebt. Der Künstler soll ihn darstellen mit den bekannten Zügen in der Tracht des geistigen Kämpfers, in dem Studir- und Nachtwachenrocke, der darum noch kein Schlafrock zu sein braucht und wohl idealisirt werden kann, wie Kaulbach in seinem Faust gezeigt hat. Aber bei allem Idealisiren soll der Mann uns nahe bleiben und nicht fremd werden.

So haben auch die Griechen ihren Potraitstatuen ihre Tracht gegeben, die Römer selbst die Moden der Zeit mitgemacht. Ja selbst bei bekleideten Göttern und Göttinnen, so oft sie dieselben darstellten, haben beide Völker sie sich durch eine der ihrigen ähnliche Bekleidung nahe zu bringen gewußt.

Die monumentale Plastik unserer Zeit schafft für das ganze Volk, dem sie dient; die hellenische Seite der modernen Plastik nur für die exclusive Gesellschaft derjenigen, welche durch Bildung zu einem solchen, vielfacher Vermittelung bedürfenden Genusse befähigt sind. Und die Zahl dieser Letzteren ist viel geringer als man glaubt.

Beide Seiten laufen unverbunden neben einander her. Die Aufgabe aber ist: im Fortschritte unseres modernen Lebens den stylistischen Gewinn der hellenischen Bildung und Kunst-

behandlung des Mythischen auch auf die historischen Stoffe der römischen Plastik anzuwenden.

Mit anderen Worten: der neueren Plastik steht es bevor, aus einer, durch das Christenthum hindurchgegangenen, vertieften Weltanschauung auch in der bildenden Kunst die beiden auseinanderfallenden Seiten des Griechischen und Römischen zu einem neuen Ganzen zu verbinden. Dabei wird denn dem Monumente das Ideale griechischer Plastik in dem Maße sich wieder nähern, als unser Leben selbst sich aus dem Ungeschmack und der Verschnörkelung seiner Formen, aus der Knechtschaft der Unvernunft die Rückkehr zur Freiheit und Schönheit zu bahnen glücklich und kräftig genug sein wird. Bis dahin werden allerdings die plastischen Künstler einen harten Stand haben. Aber der Kampf mit der Unvernunft, in die wir uns trotz alle dem doch theilweise fügen müssen, wenn wir wirken wollen, dieser Kampf und diese Noth kann ihnen so wenig als uns anderen erspart werden. Denn warum sind sie Kinder dieser Zeit!

Die Griechen haben in ihren plastischen Kunstwerken, in ihren mythischen Darstellungen der Kraft und Stärke, der Jugendlust und Schönheit ihrer göttlichen und menschlichen Gestalten sich selbst und ihr eigenes Wesen und Leben dargestellt. Die Römer haben sich durchaus an die Realität gehalten und haben den Kreis ihres Lebens gar nicht wesentlich in der ihnen eigenen Plastik verlassen. Wir Modernen aber bewegen uns, das wenige Monumentale ausgenommen, mit unserer Plastik durchaus in einem unserem Leben fremden Elemente.

Durch Thorwaldsen ist der Versuch geschehen, unsere christlichen Idealpersonen für die Plastik zu gewinnen. Mit

welchem Erfolge? Da ist sein Christuskopf. Was zeigt er uns? Das alte byzantinische Original der Christusphysiognomie, welche, von dem Jupitersideal ausgehend, sich zuletzt in die Starrheit der krummnasigen Mosaiken verlor. Man stelle den Vatikanischen Jupiterskopf neben den Thorwaldsen'schen Christus, und man wird sehen, daß Thorwaldsen nur den alten byzantinischen, schon gegebenen Typus wieder aufgenommen und von dem neugriechischen zu dem spezifisch jüdischen Typus wieder zurückgeführt hat. Sein Christuskopf ist ein jugendlicher Jupiter, der aber von einer jüdischen Mutter geboren ist.

Den 10. November.

Jetzt lerne ich das römische Winterwetter kennen. Vorgestern, in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend löſ'te sich der Scirocco in ein Gewitter auf, das ununterbrochen von einer Mitternacht bis zur anderen fortwüthete. Dabei strömte ohne Unterlaß der gewaltsamste Regen vom Himmel. Auf den Gassen der tiefen Stadttheile rauschten Sturzbäche. Der Tiber ist schrecklich angeschwollen. Die ältesten Menschen, sagt unser Wirth, können sich solcher Gewitter und solcher Wasserfluthen nicht erinnern. Gestern hörten wir, daß die nach Deutschland gehende Post verunglückt ist. Sie konnte bei Ponte Molle nicht durch und versuchte den Weg über Monte Mario. Genaueres aber erfährt man über solche Dinge hier, wo keine Presse ist, niemals. Es ist darin gerade wie in Petersburg. In einigen Wochen werden wir's in der Allgemeinen Zeitung lesen, was hier vorgestern passirt ist.

Gestern regnete es zwar nicht, aber dafür war bei bedecktem Himmel eine schwere, nervenpressende Sciroccoluft, die mir nicht wohl that. Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf's Forum, bei dem wir einige Kirchen am Abhange des Palatin besuchten. Zuerst die Begräbnißkapelle della Consolazione, wo für die Andächtigen eine Wachsfigurenausstellung, den Tod des heiligen Sebastian vorstellend (la presentazione nennt man solche Ausstellung), zu sehen war. Drei bis vier Kerle rasselten uns dabei mit Geldbüchsen unter die Nase, Beiträge für die povere anime im Fegefeuer einfordernd. In den beiden uralten Kirchen San Cosma e Damiano und San Teodoro sahen wir alte Mosaiken in dem Bogengewölbe über dem Altar, von schöner Arbeit. Die ersten gehören zu den ältesten christlichen Kunstdenkmälern in Rom, und die Figur des Heilandes am Gewölbe ist von großartiger Auffassung.*) In San Teodoro vollzog eben ein Priester den Heilungsakt an einem kranken Kinde durch Händeauflegen, unter Anrufung des Heiligen. Im alten Rom hatte der Tempel des Romulus und Remus dasselbe ärztliche Wundervorrecht.**)

---

*) S. Cosma e Domiano ist die erste Kirche, für die ein antikes, unzerstörtes Bauwerk (das Heiligthum des Romulus und Remus) als Vorhalle verwendet wurde. Hier ward der antike marmorne Stadtplan als Wandbekleidung gefunden, jetzt im Kapitol.

**) Die zuerst genannte Kirche, zweien arabischen Heilkünstlern geweiht, ist die erste Kirche Roms, für die ein unzerstörter antiker Tempel als Vorhalle verwendet wurde. In ihr ward der jetzt im Kapitol befindliche antike Stadtplan gefunden, dessen Marmorplatten zur Wandbekleidung verwendet worden waren. S. Gregorov., I. 323—329.

Den 11. November.

Wenn man auf dem Wege nach der Porta di San Sebastiano das Kolosseum passirt ist, hört der Anschein einer Stadt um uns her auf, obschon man noch beinahe eine Viertelstunde zu fahren hat, ehe man das Thor erreicht. Gärten, Felder, Vignen, Klöster, Kapellen und Ruinen bilden diesen Stadttheil. Wir fuhren die alte Via Appia entlang, vorbei an dem Grabe der Scipionen in der Villa Sassi. Den Sarkophag und die Inschriften sah ich gestern im Vatikan. Die heiligen Gebeine dieser größten Helden der römischen Republik schützte ihre zweitausendjährige Ehrwürdigkeit nicht gegen die brutale Barbarei des christlichen Roms. Papst Pius VI. ließ sie, als die Gruft zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckt wurde, aus ihrer Behausung heraus und auf die Gasse werfen. Ein Venetianer sammelte sie und begrub sie auf's Neue in seiner Villa zu Padua.

Vor der Porta San Sebastiano — dem alten Appischen Thore — steht noch innerhalb der Stadt ein Triumphbogen (den Bogen des Drusus nennen ihn die Antiquare) aus Travertinquadern und Marmor. Das Mauerwerk, welches sich darüber hinzieht, gehört zu einer Wasserleitung, die man später in Zeiten des Verfalles über dies Kunstwerk zu führen keinen Anstand nahm. Es stehen noch ein Paar Arkaden davon.

Endlich sind wir aus dem Thore, dessen mittelalterliche Zinnen sich auf dem halb versunkenen antiken Unterbau von Marmorquadern wunderlich erheben. Aber noch nicht im Freien. Der gepflasterte Weg läuft wohl noch eine kleine halbe Stunde lang fort zwischen Mauern, mit denen Gemüse-

pflanzungen und Weingärten eingefaßt sind. Hier und da ein Haus, eine Kapelle, wie die kleine Kirche Domine quo vadis? (Herr wohin?) so genannt nach der Anrede des Apostel Petrus an den Heiland, als dieser ihm hier nach Rom zuschreitend begegnete. Venio iterum crucifigi (ich komme, um noch einmal gekreuzigt zu werden), lautete nach der Legende die tiefbedeutende Antwort! Noch jetzt zeigen sie die Fußtapfen des Herrn in einem Steine der Kapelle.

Von da vorbei an der Kirche des heiligen Sebastian. Daran stößt ein Kloster von Cisterziensern. Zwei dieser Kapuzen saßen unter den Bäumen des stillen Platzes vor der Kirche, und bildeten die prächtigste Staffage zu der höchst malerischen Einsamkeit des Ortes. Dann bogen wir links ab und fuhren bald seitwärts einen Baumweg entlang einem mäßigen Hügel zu, auf dessen Rücken ein alter Tempel (Tempio di Bacco), vielleicht ein Grabheiligthum, jetzt in eine Kirche des heiligen Urban verwandelt, hingelagert ist. Der äußere alte Bau ist fast ganz erhalten, nur durch Strebepfeiler häßlich verunstaltet, mit denen man ihn nach einem Erdbeben gestützt hatte. Aber er ist tief in die Erde versunken; die Zwischenräume der zierlichen weißen Marmorsäulen, welche die Vorhalle trugen, sind jetzt mit Backsteinmauern ausgefüllt. Nur ein Eremit, der den Custoden macht, bewohnt eine Zelle in dem oberen Stocke. Recht müde und schlaftrunken steht das alte Heiligthum auf dem Hügel, zu dessen Füßen der Hain der Nymphe Egeria sich hinstreckt, eine kleine dichte Baumpflanzung in dem schönen Thale, durch das der Bach Almo strömt. Ihm zu Ehren wurde wohl das Nymphäum errichtet, ein Brunnengebäude, welches nach der Stadt zu in lieblicher, kühler Einsamkeit dieses entzückenden Thales liegt.

Zarte Schlinggewächse überweben mit grünem Schleier den Eingang und die Nischen, aus denen die Götterbilder längst verschwunden sind. Nur eine verstümmelte Statue der Quellgottheit ruht noch auf den Tragsteinen, von denen das krystallklare Wasser des kühlen Borns mit leisem Plätschern niederrauscht.

Zur Appischen Straße zurückfahrend erreichten wir bald das eigentliche Ziel unserer heutigen Tour. Die Straße steigt langsam einen Hügel hinan, auf dessen Höhe, dicht am Wege, das größte aller erhaltenen Grabdenkmäler der alten Via Appia steht, das Grab der Cäcilia Metella, des Q. Metellus Creticus Tochter, wie die Inschrift sagt. Auf einer viereckten, haushohen Basis erhebt sich ein Rundgebäude, etwa fünfundsechszig Fuß im Durchmesser, das Ganze wohl gegen achtzig Fuß hoch. Der Rundbau selbst ist mit den schönsten Travertinquadern bekleidet, deren ungeheure Blöcke so meisterhaft aneinandergefügt sind, als wäre die Arbeit erst gestern vollendet. Von der Basis dagegen hat man die gleiche Bekleidung ausgebrochen, und so starrt der Kern von Mörtel und Bruchsteinen, durchzogen von den ungeheuren Bändern von Travertin, die wie riesige Steinbalken aussehen, unförmlich hervor. Man benutzte dies Monument, wie andere ähnliche, als Steinbruch für die Bauten des christlichen Roms. Die heiligthumschänderischen Barbaren, d. h. die Römer des päpstlichen Roms, haben die Quadern rundum soweit weggebrochen als sie nur konnten, und nur die Gefahr, daß ihnen der obere Theil endlich auf die Köpfe stürze, hat ihrem Diebeswerk Einhalt zu thun vermocht. Und diese Furcht war keine unbegründete. Zuweilen ruht die ganze Last der einen Seite des ungeheuren Quaderbaues auf einem einzigen Travertinblocke, der nur zu

einem Theile noch in der inneren Kernmauer einen Wiederhalt findend, mit der übrigen Hälfte, seiner unteren Stützen beraubt, horizontal in die Luft hineinstarrt. Wäre auch nur dies Monument übrig geblieben, an ihm allein könnte man sehen, daß diese alten Weltbeherrscher für die Ewigkeit gebaut, und daß ihre Werke nicht den Elementen und der Zeit trotzten, sondern selbst „dem Unsinn der Verwüster" nicht ganz erlagen. Oben umgiebt das Ganze als Stirnband ein Fries mit Blumen und Stierschädeln, davon noch jetzt das Volk den Bau Capo di Bove benennt. Eine Trophäe mit zwei Figuren, gefangene Barbarenfürsten darstellend, bezeichnete den Kriegsruhm des Geschlechtes, welches diesen Gruftbau thürmte. Ueber diesem Kranze ragen mittelalterliche Zinnen in die Luft. Denn römische Barone des Mittelalters, die Savelli und Gaetani, klebten an diesen Thurmbau eine Burg, deren Mauerreste, so stark und fest sie sind, doch gegen die Majestät dieses alten Baues wie eine Lumpenschleppe an einem Kaisermantel sich ausnahmen. Wir kletterten durch die Mauerlücken der Burg in das Innere des Grabmales, welches sich als ein tiefer, hohler, von Backsteinen gemauerter Kegel in die Erde senkt. Der Steinsarg, welcher die Gebeine der Cäcilia enthielt, ward vor dreihundert Jahren von Papst Paul III. aus dem Hause Farnese in den Hof des Palastes seiner Familie geschleppt, wo er noch steht.

Durch eine kleine Ausfallspforte stiegen wir aus den Burgtrümmern in's Freie und sahen vor uns die Ruinen einer Rennbahn, den sogenannten Circus des Maxentius, der noch zu Goethe's Zeit den Namen des Caracalla führte. Der Banquier Torlonia, Herzog von Bracciano (in Rom sind nicht Juden, sondern Principi und Herzöge Banquiers) hat

die letzten Ausgrabungen veranstaltet, bei welchem die den Erbauer nennende Inschrift aufgefunden ist. Durch das hohe, nasse Gras hindurchwatend durchmaßen wir die Länge des ganzen Baues (etwa fünfzehnhundert Fuß, Breite zweihundertvierundvierzig Fuß), welcher links von der alten Straße in einer mäßigen Thalschlucht sich von Westen nach Osten hinstreckt.

Am Ausgange der Rennbahn über Gemäuer und Zäune stiegen wir einem Hügel zu, auf dem sich eine verfallene Villa befindet, im Zustande äußerster Zerstörung. Ein Hirt saß in dem offenen Hofe neben seinen eingepferchten Schafen, sein Hund ihm zu Füßen. Ringsum die tiefste, schweigende Oede und Einsamkeit an der Stätte, wo sonst das römische Leben in höchster Fülle seiner Lust erbrauf'te, als die von den Thürmen am Eingange des Hippodroms herab schmetternde Musik übertönt ward durch das Jauchzen der im Circus versammelten Tausende, welche von ihren Marmorsitzen aus den um die Spina jagenden Rennwagen der vierfarbigen Parteien mit so wilder Leidenschaft folgten, als hinge Leben oder Tod jedes Einzelnen an der Entscheidung.

Aber jetzt tritt die Abendsonne aus einem leichten Schleiergewölk hervor und überglutet mit ihrem rosig goldenen Lichtstrome die ganze Campagna zu unseren Füßen. Wie in feuriger Lohe glühten die meilenlangen Ketten der Aquäduktarkaden, welche einst von allen Seiten die Quellen des Gebirges der ewigen Stadt zuleiteten, um die zwei Millionen ihrer Bewohner zu tränken, ihre Springbrunnen und Bäder, ihre Teiche und Seeen zu füllen. Die Höhenzüge des fernen Albaner- und Sabinergebirges bis zum Soracte aufwärts, noch eben in dunkelstes Blau gekleidet, erglänzen jetzt im hellsten Violett

bis zu gelblicher Weiße, wie sie alter Marmor zeigt. Die Städte, Villen und Schlösser auf ihren Rücken lagen vor uns so klar, so glänzend hell, so scharfumrissen, als könnte sie ein Bogenschuß erreichen. Wir sahen die Fenster von Frascati in der Sonne blitzen. Dort Marino und Castell Gandolfo, darüber hin Rocca di Papa, und über ihm auf schwindelnder Höhe das Kloster auf Monte Cavo, wo ich vor vier Monaten die Sonne untergehen sah. Links dort schimmert Tivoli herüber, und auf dem Gipfel des Sorakte, der fünf Meilen weit von Rom seine schönen, an Sizilien mahnenden Linien abzeichnet, sahen wir den weißen Schein des Klosters erglänzen.

Doch jetzt wendet das Auge sich unwillkürlich zurück nach der Campagna, die sich um uns her, zwischen dem Gebirge und der Meeresküste hinter uns, überall hin mit ihren Hügelwellen ausdehnt. Wie versteinerte Feuerstrahlen strecken die Aquädukte ihre unendlichen Arkaden über den halb grünen, halb braunen, gras- und kräuterreichen Teppich. Eine ganze Welt von Trümmern sonnt sich in der niedergesunkenen Abendglut. Gruppen immergrüner Eichen, bald hell beleuchtet, bald zu dunkelstem Schwarz das Grün ihrer Laubkronen verdichtend, zeichnen sich in unbeschreiblicher Klarheit gegen den reinsten Himmel ab, dessen tiefes Blau allmälig in jenen, nur hier gesehenen, grünblauen, von rosigen Wölkchen eingefaßten Ton übergeht. Das gelbende Laub der Bäume und Gebüsche an den lichtbeglänzten Stellen schwamm wie in feuriger Lohe. Zu unserer Linken, im tiefsten Schatten, starrte das Burggetrümmer am dem Grabthurme der Cäcilia Metella in die Luft, und warf seine schwarzen Schattenmassen über die thauigen Matten zu uns herüber. Tiefer unten im Grunde

Rom, über ihm sein Herrscher, Sanct Peter's Dom mit seiner dreifachen Krone und dem Kreuze darauf, und ihm zur Seite am fernsten Horizonte die Baldachindächer der Pinien und die grünen, schwanken Obelisken der melancholischen Cypressen in den Villen der Berge von Trastevere. Rings um uns her die feierlichste Stille. Ein wahrer Gottesfrieden und ein Entzücken, welches nicht auszusprechen ist, füllten das Herz im Genusse solcher Schönheit, die keines Künstlers Hand, keines Poeten Sang erreichen. Hirten mit Pferden, große Karren mit Ochsen bespannt, hier und da ein Fuhrwerk, zweiräderig, mit ein Paar Bettelmönchen, unterbrachen die Einsamkeit des Rückweges. Die Oede und Stille um Rom stimmte so recht zu dem Bilde, das wir eben gesehen. Hier begegnete unseren Blicken auch nichts, was an moderne Zustände erinnerte. Alles Menschenwerk, welches nicht etwa antike Ruine ist, zeigt sich im unerhörtesten Verfall, jedes Haus, jedes Gartenmauerwerk erscheint in müde Schlaftrunkenheit versunken, während die alten Riesentrümmer in ihrer ungebrochenen Kraft eben so vielen Ahasveren gleichen, über deren Augenlider schon lange der Schlaf keine Macht mehr hat. Sie stehen da wie rüstige Urväter neben einem siechen, hinwelkenden Enkelgeschlechte.

Zwischen den Gartenmauern hinfahrend sah ich, daß der größte Theil derselben aus antiken Baustücken bestand. Hunderttausende von Marmortrümmern, Kapitälfragmenten, Säulenstücken, Reliefplatten glänzen überall zwischen gemeinen Backsteinen hervor.

Zu Hause Abends fiel mir beim Ausruhen Byron in die Hand, und wie las ich jetzt so anders die entzückenden

Strophen seines Childe Harold, in denen er seine Harfe zum Gedächtnisse dieser Cäcilia Metella ertönen läßt, da ich selbst so eben von ihrem Grabe zurückkehrte! —

Rom, den 12. November.

Heute waren wir Nachmittags mit Steinhäuser's im Palast Rospigliosi auf dem Quirinal, um die Aurora von Guido Reni zu sehen, welche sich im Gartenschlosse des Fürsten befindet. Dies Deckengemälde gilt für Guido's schönstes Werk in Rom. Der Künstler hat den Aufgang der Sonne dargestellt. Die Komposition ist eine doppelte: einmal die landschaftlich natürliche, dann die poetisch symbolische. Jene nimmt die kleinere rechte, diese die größere linke Hälfte des Bildes ein. Wir sehen das Meer in jenem tiefen Ultramarinblau, in welchem ich es so oft bei Terracina, Sorrento und Palermo kurz vor Sonnenaufgang erblickte. An seinem fernsten Horizonte zeigt sich die aufbrechende Rosenknospe des Tages. Schon schwimmen einzelne Wölkchen in ihrem Golde. Aber die Küstengebirge liegen noch in dem kühlen, tiefen, thauigen Schatten der Nacht. Einzelne Segel ziehen schon auf dem Meere einher. Es ist der anbrechende Sonnenmorgen, wie ihn die Natur zeigt. Jetzt entfaltet nun der dichtende Künstler diesen Naturvorgang in symbolischen Gestalten, deren Gruppe wir im Vordergrunde erblicken. Auf Wolkengrunde rollt der Wagen des Sonnengottes daher. Hoch auf dem Sitze der junge Helios mit lichtgoldenem, flatterndem Haare, in der Linken die rosenfarbenen Zügel des Viergespannes, das brausend und schnaubend dahin fliegt. Den Wagen

umtanzen im Reigen die Horen. Ueber den Rossen flattert, in der Hand die Fackel, ein Amorette, Hesperus. Ihnen voran schwebt aufwärts die rosenfingerige Göttin der Morgenröthe, Blumenkränze in den Händen, in krokusgoldenem Gewande, dessen oberer Theil sich wie ein Segel schwellend über ihrem Haupte wölbt. So steigt der glückselige Tag, der Freudebringer der Menschen, aus dem Meere herauf. —

Wunderbar ist in diesem Freskobilde die saftige Kraft und Harmonie der Farben, besonders der Fleischtöne. In den Gewändern steigt die Tonleiter der Farben von einem grünlichen Grau durch helles Meeresgrün bis zu dem orangegoldenen Glanze des Gewandes der dritten Hore auf, während bei derjenigen, welche dem Meere am nächsten, die Gewandung blau gehalten ist. Die Rosse sind Schecken, die Hauptfarbe aber ein röthliches Braun, was vortrefflich zu dem Ganzen stimmt. Das Gesicht des Helios gefällt mir am wenigsten. Unter den Horen erinnert die zweite stark an die heilige Barbara auf Raphael's Sixtinischer Modonna, der sie wie eine Schwester gleicht. Die erste Hore hat etwas von der Beatrice Cenci. —

In der Gemäldegallerie ist wenig Bedeutendes. Die großen Domenichino's und Rubens' scheinen mir höchstens den Schulen beider Meister anzugehören. Nur ein Amor von Rubens, auf einer Weinflasche liegend, könnte wohl ächt sein. Es ist ein niederländischer Liebesgott, ein kleiner idealisirter Schiffsjunge.

In dem Garten antike Marmorstatuen und ein Paar Säulen von Rosso Antico, die einzigen dieser kostbaren rothen Marmorart in Rom. Aber mehr entzückte mich ein langer Laubengang, ganz bedeckt von Citronen- und Orangenbäumen

am Spalier, mit Tausenden von Früchten wie besäet. Und dazu blühen unzählige Rosen mitten im November! —

Gegenüber von dem Palast Rospigliosi liegt der Garten des Fürsten Colonna, auf dessen höchster Terrasse man eine der schönsten Aussichten auf Rom hat. Hier befinden sich zwei ungeheure Marmorfragmente eines antiken Tempels, die größten, die ich in Rom und Italien gesehen. Es sind das Eckstück eines Gesimses, ein Pilasterkapitäl und das Fragment eines mit Laubgewinden verzierten Frieses, alles aus weißem Marmor. Das Giebelgesimsstück maß ich aus. Es ist neun rheinländische Fuß hoch und beinahe zwölf rheinländische Fuß im Quadrat, alles aus einem Stück gearbeitet. Das andere ist fünfzehn Fuß 10 ½ rheinländische Zoll lang und acht Fuß breit. Neben diesen Riesenblöcken erhebt sich die größte römische Pinie, aber leider ist sie verdorrt. Eine halb zerstörte Inschrift besagt, daß sie zum Andenken eines historischen Ereignisses in der Familie Colonna gepflanzt wurde, nämlich zur Erinnerung an den durch Cola Rienzi's Ermordung gerächten Tod der Colonna's. Jene Trümmerblöcke sollen nach Winckelmann zu dem großen Sonnentempel gehört haben, den im dritten Jahrhundert Kaiser Aurelian hier erbauete. Aber der Herausgeber der Winckelmann'schen Kunstgeschichte, Goethe's Freund, Heinrich Meyer, hält dieselben wegen der trefflichen Skulpturarbeit für viel älter. Ein tiefer Kellerbau rechts im Garten gilt für ein dazu gehöriges Magazin. — An den Marmorfragmenten war besonders die vortreffliche Arbeit der Arabesken zu bewundern, die trotz der kolossalen Verhältnisse doch mit größter Sorgfalt und Feinheit ausgeführt sind, so daß man darüber fast die kolossale Größe vergißt. Weiter unten stehen große Marmorsarkophage mit Reliefs verziert,

deren eines auf sinnige Weise das Land- und Seereiseleben des einst in ihm ruhenden Wanderers veranschaulicht. In die Mauern des Blumengartens sind die schönsten Fragmente eingelassen, von Buschwerk und Ranken halb versteckt und kaum von Jemandem beachtet, aller Unbill der Witterung preisgegeben. Mich hätte der Besitz eines Stückes glücklich gemacht! sie saßen nur gar zu fest! —

Den 13. November.

Heute waren wir im Ausstellungssaale bei Porta di Popolo, um mit Cornelius das Gypsmodell einer Kolossalgruppe: Herkules und Hebe, zu sehen, welche der junge dänische Bildhauer Adolf Jerichau dort ausgestellt hat. Dies Werk gehört unbedingt zu dem Schönsten, was die neuere Plastik geschaffen hat, und darf selbst den Vergleich mit der Antike in keiner Weise scheuen.

Herkules sitzt auf einem schmalen Felsblocke, über welchem, wie bei dem vatikanischen Torso, die Löwenhaut gebreitet ist; das linke Bein ein wenig eingebogen ruht mit dem Fuße auf der schweren Seite der Keule, welche zu seinen Füßen liegt, das rechte, stark zurückgezogen stützt die Ferse gegen den Griff derselben. Der Oberleib geht mit der linken Schulter in die Höhe, denn der Heros wendet sich zu der an seiner linken Seite stehenden jugendlich schlanken Göttin, deren Hüfte er mit dem linken Arme umschlingt, während er mit der Rechten ihr die breite Trinkschale darbeut, in welche sie aus zierlicher Kanne den Nektar gießt. Die edelgewaltigen Züge des Halbgottes ruhen mit Wohlgefallen auf dem schönen Antlitz der

von den Hüften abwärts bekleideten Göttin, deren Blick nur auf die Zierlichkeit ihres Geschäftes gerichtet erscheint.

In Rom sind vielfach Stimmen laut geworden, welche diese Gruppe als einen gewagten Restaurationsversuch des berühmten Torso von Belvedere betrachteten. Der Künstler hat einfach damit geantwortet, daß er neben seiner Gruppe den Gypsabguß des Torso zur Prüfung und Vergleichung aufstellte, mißgünstige Stimmen nicht scheuend, die auch hierüber laut wurden und von herausforderndem Hochmuth sprachen. Und wahrlich! die Antwort war schlagend. Jedem, der Augen hatte zu sehen, wurde es vollkommen klar, daß Jerichau's Schöpfung, wenn auch hervorgerufen durch die begeisterte Anschauung jenes unsterblichen Meisterwerkes, dennoch durchaus eine freie, geniale sei, frei in der ganzen Komposition und in allen einzelnen Motiven! Es war interessant, das Publikum hiebei zu beobachten. Selbst die mißgünstigsten Stimmen wurden von Tage zu Tage kleinlauter; jetzt sind sie ganz verstummt.

Nun und nimmermehr war der Torso eine Gruppe. Im Großen und Ganzen genommen hat Winckelmann in der Auffassung dieses Werkes doch Recht gehabt. Es ist ein ruhender Herkules. Und wer die heutigen Epigonen des großen Vorfahren nicht kennte, müßte es unbegreiflich finden, wie sich die Ansicht von der Komposition als Gruppe hat so lange halten können. Aber diese mythologisirenden Kunsterklärer, „die nicht begreifen, was für einer anderen Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenuß zu erheben," waren froh, nun auch ihrerseits endlich eine Handhabe zu gewinnen, um dem vielgerühmten Werke beikommen zu können. Statt nun also das Werk aus sich heraus, die Motive der

Muskulatur, die Anlage des Ganzen für sich sprechen zu lassen, fanden sie es bequemer, vielleicht auch nützlicher und wissenschaftlicher, sich damit abzuquälen, ob die Frauengestalt, die nach der Analogie einer Florentinischen Gemme neben dem Herkules stehen sollte, Hebe, Iole, Omphale oder Auge sei. Ein weiter Spielraum für Erudition und gelehrte Forschung, da bekanntlich der alte Heidengott eine reiche Auswahl gelassen hat! Visconti, der Begründer jener Meinung, hat seinen Beweis namentlich darauf gestützt, daß am linken Bein des Torso, ganz nahe am Knie, ein gradliniger, unbearbeiteter Raum, dort also eine zweite Figur gewesen sei. Für eine Figur, ihre Stellung mag gedacht werden wie man will, ist dieser Raum zu klein. Doch setzen wir uns über dies Bedenken weg und nehmen an, es sei dort eine Frauengestalt gewesen, nach der Herkules verlangend seine Arme ausgestreckt habe, so wäre eine Lücke in die Komposition gekommen, die dem Meister eines solchen Werkes sicherlich nicht zuzutrauen ist. Die Bewegung der Arme und der aufwärts gewendete Kopf wären schlechterdings unvereinbar. Denn Visconti's Annahme, der Kopf sei nach unten gerichtet, bedarf keiner Widerlegung. Alle Schwierigkeiten und Widersprüche schwinden, sobald man in jene unbearbeitete Stelle am linken Bein die Keule setzt. Herkules stützt auf sie beide Hände, ausruhend nach des Lebens Mühen und Arbeit, den Kopf nach oben gewendet. Ich sah neben dem Torso ein lebendes Modell nach dieser Angabe Jerichau's. Meister Cornelius war dabei, ein Mann, dem man gewiß seine Kenntniß des Nackten nicht absprechen wird. Er erklärte sich Angesichts der Natur und des danebenstehenden Torso durchaus mit diesem Ergänzungsversuch einverstanden und fügte bei, daß er,

ohne die Meinung Visconti's zu kennen, sich nie den Torso anders gedacht habe. Auch Raphael Mengs dachte sich ihn auf eine Keule gestützt, und nach einer Biographie Michel Angelo's soll dieser Künstler, dessen Studium und Liebe für den Torso so groß war, daß man den letzteren noch jetzt in Rom den Torso des Michel Angelo nennt, eine Restauration desselben gemacht haben, in ruhender Stellung gestützt auf die Keule*). Flaxmann dagegen versuchte schon im Jahre 1793 nach dem Torso das Modell dieser Gruppe in der Größe des erhaltenen Theiles. Es blieben, wie ich aus Welcker's Kunstmuseum entnehme, Schwierigkeiten bei dieser Restauration, die nur durch die Annahme zu lösen waren, daß der Rücken in einer Nische gestanden. Ich dächte, mit der Verkehrtheit dieser Annahme wäre die Sache abgethan.

Damit ist aber auch die Selbständigkeit von Jerichau's Erfindung ausgesprochen. Und wenn seine Gruppe unwillkürlich an den Torso erinnert, so ist das nur ein wohlverdientes Lob für den Meister, denn es zeigt, wie sehr er von der Hoheit und Lebendigkeit dieses schönsten, auf uns gekommenen Herkulesideals durchdrungen war, daß er selbständig im Geiste desselben, frei schaffend, weiter dichten konnte. So muß das Verhältniß der neueren Plastik zur Antike aufgefaßt werden. Denn es ist ganz dasselbe, das im Alterthume selbst die jüngeren Schulen zu den Vorgängern einnahmen. Jerichau's Schöpfung ist durchaus antik gedacht und empfunden, und die Ausführung ist es nicht minder.

Wie ist die Komposition in sich abgerundet, wie geht sie in einander, wie ist sie durch und durch aus Einem Guß!

---

*) Vergl. Visconti P. C., Th. 2. S. 78.

Da ist keine Linie, keine Wendung, die aus der Gruppe heraus-träte und das Gleichgewicht störte. Dadurch vornämlich macht sie den Eindruck jener stillen, in sich beruhigten Heiterkeit, die uns aus den besten Antiken so freundlich entgegentritt und, so vielfach man dies auch seit Winckelmann mißverstanden, das Erbtheil dieser noch halb architektonischen Kunst bleiben muß. Herkules, der duldende, kämpfende Heros genießt jetzt endlich den Lohn seiner Mühen und Kämpfe! Er ist im Olymp bei den unsterblichen Göttern, voll heiteren Friedens sitzt er auf seinem Sessel, Löwenhaut und Keule braucht er nicht mehr zur Arbeit, als Zeichen der Ruhe liegen sie neben ihm, seine göttlichen Heldenglieder nährt jetzt ambrosischer Nektar. Hebe, die ewig junge, schlanke Schenkin der Götter, steht ihm zur Seite, ganz nur beschäftigt mit ihrem zierlichen Dienste, Herkules aber sieht hinauf nach ihr, und Blick und Mundzug sprechen es aus, wie sehr er sich ihrer Schönheit und Anmuth freut. Fast unwillkürlich schlingt sich sein Arm um ihre jugendliche Hüfte! — Da ist nichts von moderner Empfindsamkeit! Ein Lächeln im Munde der Hebe, ein Zeichen an ihr von Aufmerken auf Herkules — und der ganze, schöne, in sich beruhigte, stillheitere Eindruck des Ganzen wäre verloren gewesen; wir hätten nichts gehabt, als eine moderne, sentimental verliebte Gruppe. Hebe aber ahnt Nichts und weiß Nichts von der Liebe des neuen Gottes, all' ihr Sinnen und Denken geht auf in der Zierlichkeit ihres Geschäftes.

Die Idee des Ganzen spricht sich auf den ersten Blick aus. Die irdische Heldenarbeit ist vollbracht, ihr Werkzeug liegt zu den Füßen des Heros, ihm als Schemel dienend in seiner Ruhe, aus welcher er in dem Augenblicke, wo ihm der Trank der Unsterblichkeit gereicht wird, mit heiterer Beseligung

aufschaut zu der Göttin ewiger Jugendschöne, deren Besitz ihm zu der Götterherrlichkeit des Olympos als Lohn seiner Kämpfe noch die Glückseligkeit der Liebe gewähren wird. —

Dieser klassische ideale Eindruck, diese wahrhaft antike Auffassung ist festgehalten durch die ächt griechische Behandlung des Fleisches und der Gewandung. Beide Gestalten sind nackt, nur von den Hüften der Hebe herab fließt ein Gewand, in edler Einfachheit glücklich motivirt. Das Fleisch und die derben Muskeln des Herkules sind so durch und durch belebt, so fein und richtig verstanden und empfunden, daß hier Nichts zu sehen ist von dem fleischigen Fette und der Muskelderbheit des Farnesischen Herkules, welche nahe an die Gränzlinie des Uebertriebenen streift, sondern Alles ist zu jener Idealität verklärt, die den Torso so hoch über alle übrigen Herkulesgestalten hinaushebt. Rücken und Schenkel sind freilich aus dem genauesten Studium des Torso entstanden. Aber schon wegen des durchaus verschiedenen Grundgedankens ist nirgends von Kopie oder von sclavischer Nachahmung die Rede. Und Kopf und Beine sind so sehr mit den übrigen Theilen aus Einem Guß und von gleicher Vollendung, daß man in der That staunen muß über die Kühnheit, welche vor einem solchen Unternehmen nicht zurückschreckte, und den Geist und die Kunst bewundern muß, die ihm gewachsen war. Und neben dieser idealen, männlichen Kraft des herkulischen Leibes ist die schlanke weibliche Jugend der Hebe mit einer Zartheit, Frische und Lebendigkeit behandelt, daß die eine Gestalt die andere nur hebt und trägt, und wir nicht wissen, auf welcher von beiden der Blick am liebsten weilt. Gewiß, ein Künstler, der neben einem solchen Herkules diese Hebe schaffen konnte, hat den Beweis geliefert, daß er die Antike nicht abschreibt, sondern in einem solchen Grade

versteht und zu reproduciren weiß, wie es in neuerer Zeit selbst den Größten selten gelungen ist. Da ist nirgends Leere, Kälte oder Trockenheit, da ist bei dem größten anatomischen Verständnisse nirgends ängstliche Kleinlichkeit. Meister Cornelius stand wiederholt mit uns vor diesem Werke. Er betrachtete es lange und sorgfältig mit seinem durchdringenden Künstlerauge. Mit sichtbarer Freude und Theilnahme begrüßte er den jungen Künstler, und wünschte ihm aufrichtig Glück zu diesem Werke *).

Den 16. November.

Gestern führten mich Steinhäuser's zu dem Maler Fiorino, der vor einiger Zeit zwei Correggio's, Engelsköpfe al Fresko, an sich gebracht hat. Es sind Ueberreste eines großen Kirchengemäldes, die Krönung der Madonna vorstellend, und von eben so unzweifelhafter Aechtheit als sie das Beste sind, was von Correggio hier vorhanden ist. In nächster Nähe fast unscheinbar, treten mit jedem Schritte rückwärts die vollendeten Formen in aller Größe und Schönheit hervor, so voll Leben, Tiefe und Innigkeit, daß man wirklich Wesen einer höheren Ordnung zu erblicken glaubt. Das Haar, ein leises Weißgelb, ringelt sich in vollen Locken. Der kindliche Ausdruck in diesen göttlichen Kinderköpfen wird erhaben, und die Transcendenz der christlichen Kunstbegeisterung feiert hier einen Triumph, der dadurch noch gesteigert wird, daß die Erhaben-

*) Der König von Dänemark hat später die Ausführung des Werkes in voller Größe bestellt (1847).

heit dieser Köpfe in der That an die des olympischen Jupiterkopfes im Vatikan erinnert. So ungefähr mag der alte Heidengott-Vater ausgesehen haben, als er noch die Milch der Amalthea trank.

Signor Fiorino ist ein römischer Historienmaler. In seinem und seiner Kollegen Ateliers kann man lernen, wie der bleierne Alp der Knechtschaft in einem historisch heruntergekommenen und fast zu Grunde gerichteten Volke selbst das entschiedenste Kunsttalent in der Wurzel knickt. Auf seiner Staffelei stand ein großes historisches Gemälde. Kolorit und Gruppirung konnten sich dreist sehen lassen und übertrafen manche deutsche Pinselei. Aber nun das Was der Darstellung: „Karl IV., Kaiser von Deutschland, auf einem Thron sitzend, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, belehnt einen Herzog von Savoyen (den Conde Verde) zu Chambery, indem er ihm statt der alten Fahnen, welche von Rittern des Kaisers zerbrochen werden, neue überreichen läßt." Es ist der Moment gewählt, wo der Savoyer, auf einer Estrade rechts, in theatralischer Position dem Kaiser gegenüber stehend, das alte Banner seines Hauses mit der Rechten vor dem Zerbrechen schützt, indem er spricht: diesem hat Gott bisher Ruhm verliehen, und so will ich es auch ferner führen! In der Mitte des Bildes steht nun der Marschall des Kaisers, den Rücken dem Beschauer zugewandt, mit eingeknickten Knieen, die das Erschrecken über solche Kühnheit ausdrücken sollen, und den Kopf halb nach dem Kaiser zurückgewendet, fragt er bei ihm an: was da zu machen sei? Worauf dieser erwiederte: laßt ihn gewähren! So wörtlich erklärte uns der Künstler selbst seine Schöpfung! Wie traurig! Ein begabter Künstler verkörpert das Albernste, ein bedeutendes Talent geht zu

Grunde, weil er das Unglück hat ein Italiener von heute zu zu sein. Der Mann hatte so gar keine Ahnung von dem entsetzlichen Widerspruche seines Willens und Vollbringens. Und wie sollte er auch! Dieser Nation ist der Begriff der Historie abhanden gekommen. Ceremonielle Haupt- und Staatsaktionen ersetzen ihm die Geschichte im Leben, also auch in dem Spiegel des Lebens und der Kunst. Ein als Ritter verkleideter Gensdarm, eine moderne Arretirmaschine, dient ihm zum Herold, der verkündet was geschieht, denn von Handlung ist hier nicht die Rede. Und was geschieht, kann kein Mensch sehen, wenn es ihm nicht gesagt wird. Ja, diesem Volke ist aller substantielle Inhalt, der den Menschen erst zum Menschen macht, verloren, entfremdet, gestohlen. Wer es im Leben nicht sieht, dem predigt es laut, ohne es zu wollen und zu wissen, die Kunst in Farbenbildern und Marmorgestalten. Die Bilder dieser Zeit werden einst die Geschichte derselben, und die Versunkenheit und Versumpfung italienischen Lebens eben so deutlich den Nachkommen selbstanklagend zeigen, wie z. B. die östreichische dramatische Poesie in Komödie und Tragödie die dortige Fäulniß des Lebens und seiner Zustände offenbart.

Dagegen hat der Maler in einem Genrebilde das Erfreulichste geleistet. Es ist ein Bild römischen Familienlebens im Volke. Eine junge Mutter ruht auf dem breiten Lager, neben sich den schlafenden Säugling. Der Vater, ein kräftiger Mann, von der Feldarbeit heimgekehrt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sein Herz an dem Anblicke des Lieblings zu laben. Die junge Mutter, ein Kopf voll Schönheit und Holdseligkeit des Ausdruckes, hat mit der einen Hand leise die Decke von dem schlafenden Kinde gehoben, die alte Großmutter zu

Füßen des Bettes hält den anderen Zipfel, der Vater steht in der Mitte, und alle blicken voll Freude auf das nackte, ruhig weiter schlafende Kind, die Mutter jedoch mehr auf den Gatten, an dessen Freude sie sich doppelt beglückt und entzückt. Der helle Lichtschein einer Lampe fällt mit etwas zu scharfer Wirkung auf die Gruppe, welche zugleich in der ungesuchtesten Weise alle vier Lebensalter charakteristisch darstellt.

Die Empfindung und theilweise selbst die Ausführung sind vortrefflich. Der Kopf und Gesichtsausdruck der Mutter in ihrer jungfräulichen Reinheit ächt menschlicher Mütterlichkeit gehört zu dem Schönsten, was ich hier von neuerer Malerei gesehen. Wie wunderbar! Derselbe Mann, der dort in dem historischen Bilde so tief hinter dem Begriffe zurückgeblieben, geht hier, ohne es zu wollen und zu wissen, weit über sich selbst und seine Zeit hinaus. Denn ist dies nicht eine wahrhaft heilige Familie? ist hier nicht nach Wegwischung des transcendenten Heiligenscheines der göttliche Inhalt, welcher die Substanz der Familie bildet, in der reinsten Liebe zur Erscheinung gebracht? Dieses Bild ist so ketzerisch, so Feuerbachisch anthropologisch, daß es auf den Index müßte, wenn das heilige Officium dahinter käme!

Der Nachmittag war den Marmorreliefs im Palast Spada gewidmet, von denen ich nächstens einen Bericht veröffentlichen werde *). Es sind sehr schöne antike Darstellungen aus der mythischen Poesie der Griechen, leider sehr stark und nicht immer geschickt restaurirt. Von sonstigen Marmorwerken eine sitzende Bildsäule des Aristoteles, offenbar Portraitstatue.

---

*) S. Jahrbücher der Gegenwart, Januarheft 1846.

Der alte Denker ruht sinnend den Kopf auf die rechte Hand gestützt, den Ellenbogen auf dem Knie. Die Stirn gewaltig, der Kopf oben breit, unten scharf zugehend, das Haar rund geschnitten über der Stirn. In den scharfen Zügen des bartlosen, gefurchten Gesichtes spiegelt sich die ganze ruhige Unerbittlichkeit des Gedankens. Das linke Bein ist zurückgezogen, das rechte gekrümmt vorgestreckt. Die linke Hand unter dem Gewande. Leider ist auch diese Statue durch übermäßige Politur entstellt.

In einem der oberen Säle steht die bekannte Kolossalstatue des Pompejus (Byron, Childe Harold IV. 89):

in
The austerest form of naked majesty!

zu deren Füßen einst Cäsar verblutete. Was läßt sich darüber nach Byron sagen! Im Gibbon steht die wunderbare Geschichte ihrer Auffindung. Die Antiquare bezweifeln zwar die Identität, aber was kümmert mich ihr Zweifel. Ich glaube, daß sie es ist, und der Glaube ist Bedürfniß und frei zugleich. Wenn ich vor ihr stehe, wird mir erst mein bisheriger Buch-Pompejus zu einer Gestalt von Fleisch und Bein, er wird ein Mensch wie ich, statt einer geschichtlichen Abstraktion. Für mich ist dieser historische Bilderdienst ein Bedürfniß, eine Erbauung, und bei dem Anblicke dieser majestätischen Gestalt, welche hier vor mir steht, und die jedenfalls würdig war, Zeuge des größten historischen Mordes zu sein, kommt mir gar kein Zweifel, daß sie es wirklich gewesen, deren marmornes Antlitz den brechenden Blick des größten Römers empfing. Der Kopf der Statue ist aufgesetzt, aber aus demselben Marmor, und in Verhältnissen und Behandlung dem Leibe gemäß, so daß die Brüche des Rumpfes und Halses sich völlig ent-

sprechen. Auch Thiersch hält das Werk für eine Portraitstatue. Eine ähnliche, aus Rom gekommene, soll in der Villa Castellazzo Arconati auf dem Wege von Mailand nach Saronno stehen *).

In der Gemäldegallerie nichts Bedeutendes, obschon der Custode (ein Deutscher aus Münster, in Diensten des Fürsten, den er jedoch seit neun Jahren, die er schon in Rom ist, nicht gesehen) sie mit Emphase anpries und von den fünfzehntausend Scudi sprach die z. B. für Guido's sterbende Dido vergeblich von Kunstliebhabern geboten seien. Der Mann interessirte mich mehr wie die Bilder; man wird freilich in Italien sehr wählerisch. Er sprach gebildet deutsch und außerdem englisch und französisch, so wie völlig fertig italienisch. Ich kann, sagte er, meine Kinder hier nichts lernen lassen, denn die Schulen sind hier gar zu erbärmlich, und Vermögen kann ich auch nicht für sie erwerben. Aber dafür sollen sie lernen, was ich weiß, die vier Sprachen, dann kommen sie überall fort.

Bei der Rückkehr begegnete uns ein komisches Beispiel von der herrschenden Lottospielwuth des Volkes. Ein Bauer zog mit zwei Gänsen durch die Straßen, die er ausspielen wollte, und zu denen er Loose für einige Bajoc anbot. Die armen Bestien waren ganz verregnet und wandelten recht trübselig durch die Straßen der Stadt, deren Kapitol einst ihre Ahnen gerettet. Aber die jetzige Zeit giebt nichts mehr auf Ahnenruhm! Für einen Genremaler wäre es ein prächtiger Stoff gewesen. Sie begegneten uns just in der Nähe des Kapitols. —

*) S. Norder III., 244.

Den 18. November.

Der gestrige Nachmittag führte uns zum Kapitol, wo wir die Kirche Ara Celi und den Palast der Conservatoren besuchten. Zu der Kirche führen hundertvierundzwanzig Stufen von weißem Marmor, sie stammen von dem alten Tempel des Quirinus auf dem Quirinal. Auch die zweiundzwanzig antiken Granitsäulen sind zusammengestohlen. Das verkümmert mir stets den Genuß der modernen Baureste Roms, daß ich sehe, wie unendlich Schöneres und Größeres von den neurömischen Baumeistern zu Grunde gerichtet worden ist, um damit ihre Sachen zu bauen und zu schmücken. Und wären sie dabei noch mit einer Art von Plan und Einsicht verfahren! So aber liegt es überall vor, daß man, umgeben von unerschöpflichen Schätzen, wie Verschwender gehaus't und eben so viel vernichtet als verbraucht hat; wie Wilde einen Baum abhauen, um die Frucht bequemer zu pflücken. Die Kirche selbst hat Basilikenform, doch fehlt der schöne Abschluß der runden Tribune, und gegen die Monrealeser und Palermitaner Prachtbasiliken will diese wenig bedeuten. Die Kopie einer heiligen Familie von Rafael's Madonna col gatto, deren Original ich in Neapel sah, scheint sehr alte Arbeit. Vor allem indessen wendeten wir unsere Aufmerksamkeit den Freskogemälden von Pinturicchio, in der ersten Seitenkapelle rechts vom Haupteingange, zu. Der Maler hat sich das Leben des heiligen Bernardino von Siena zur Aufgabe gestellt, vielleicht weil es sein Schutzheiliger war, denn er selbst hieß Bernardino di Betto, war aus Perugia und Zeitgenoß und Mitschüler Rafael's bei Pietro Perugino. Was mir bei diesen Fresken, seinem Hauptwerke, gleich auffiel, war die große Aehnlichkeit

mit den Fresken des Neapolitaners Zingaro: doch setze ich Zingaro noch über ihn. Was ich an diesen Sachen am meisten bewundere, seit ich sie sehen und mich an ihnen erfreuen gelernt habe, ist die harmonische Verbindung in welche diese alten Meister Architektur und Menschenleben zu setzen wissen. Da steht z. B. der Heilige ausgestellt auf der Todtenbahre, am Fuße eines breiten, treppenartigen Aufganges (cordonate), der zu einem thurmähnlichen Gebäude führt. Links und rechts ziehen sich Kirchen und Hallen hinauf. In ihnen ist reges Leben; überall auf den Treppen und Plätzen, auf den Stockwerken, in den Hallen und Gallerien der Gebäude nah und fern Menschengruppen. Der Tod des Heiligen bildet den Inhalt ihres Gespräches. Ein Besessener wird von Mehreren gehalten, die ihn vorwärts die Stufen hinabführen zu wollen scheinen, vielleicht zu der Leiche des Heiligen, zu der sich rechts und links im Vordergrunde Personen aller Stände und Geschlechter verehrend nahen, unter ihnen auch Heilung suchende Krüppel und Kranke. Alle diese zahlreichen Gruppen sind doch ohne eine Spur von ängstlichem Gedränge; leicht und frei stehen sie neben einander, ohne sich und den Beschauer zu belästigen. Die Behandlung der Architektur zeigt recht, wie viel Freude dieses Geschlecht an der Pracht und Schönheit seiner Bauwerke hatte, deren saubere Wohlerhaltenheit und frische Reinlichkeit höchst behaglich wirkt. Es liegt darin ein erstaunlicher Gegensatz gegen die neuere Zeit und Kunst, die vielmehr in der architektonischen Staffage von Landschaft und Historienbild das der Natur schon Verfallene oder Verfallende, das Untergehende, die Ruine anwendet. Ich sah dagegen bei Zingaro selbst da, wo die Hauptsache seiner großen Fresken aus dem Leben des heiligen Benedict, Landschaft und landschaftliche

Gründe sind, doch mit Vorliebe Architektur oder Prospect auf blühende Städte mit Thürmen und Zinnen, Kuppeln und Palästen angebracht. Ganz dasselbe gilt auch von Bildern anderer Meister jener Zeiten, und das Ganze beweis't so recht, wie sehr sie mit ganzer Seele in ihrer Gegenwart fröhlich heimisch waren, und wie alle Sehnsucht darüber hinaus ihnen fremd war. Was von einer solchen sich geltend machte, das gestaltete sich als christlich transcendente Sehnsucht in eigends dazu berufenen Individuen aus, und diese wurden fromme Mönche, Anachoreten, Heilige. Die Anderen verehrten Jene, aber sie selbst ließen sich's wohl sein in der heiteren, gegenwärtigen Welt und ihrer Schönheit, sowohl der von Natur als der von Menschenkunst geschaffenen. Die Sehnsucht und Entsagung machen Andere für sie mit ab, deren heiliger Beruf solche Entsagung bedingt. Sie selbst finden sich ab mit den Forderungen der christlichen Aszetik durch ihre Verehrung solcher Heiligen. Und die oft schon halb unkörperlichen, geistigen, oder besser gespenstigen Gestalten der Heiligen, deren entzückter Gesichtsausdruck uns mitten in diesen farbenbunten Spiegelbildern einer derb realistischen Gegenwart begegnet, dienen gleichfalls nur dazu, das Princip der Zeit immer gegenwärtig zu halten nnd die Menschen heilsam an dasselbe zu erinnern.

Diesen Eindruck machen nun auch durchaus Pinturicchio's Fresken. Ein Franziskaner-Mönch — das Kloster von Ara Celi ist Sitz des Generals der Franziskaner — kopirte eben eine junge Mutter mit dem Kinde aus der Gruppe, daraus er eine Madonna machen wird. Man kann nichts Lieblicheres sehen als dies herzige Gesicht. Auf der Hauptwand gegenüber der Thür ist der Heilige, in einem Buche

lesend. Sein Gesicht schon ganz geistig, der Leib belästigt ihn kaum noch. Zwei Engel bringen ihm von oben die Krone. Darüber Christus in einer Glorie von Engelsköpfen, in der Mitte der Höfe rechts und links violinspielende Engel, ganz an die des Perugino in der Akademie zu Florenz erinnernd. Unten links und rechts zwei Bischöfe, dem Heiligen mit Verehrung nahend. Die landschaftliche Ausstattung ist lieblich und doch mit einer gewissen Großheit behandelt. Die riesige Palme rechts im Vordergrunde deutet auf den Lohn des geistigen Siegers. Von der Beseligung in dem Antlitze des Aszeten hat man keinen Begriff! So etwas will im Bilde selbst gesehen sein, Kupferstiche und Steindrücke sind fast nur für die Erinnerung von Werth; und ohne große Selbstverläugnung und ernsten Willen, sich der Belehrung hinzugeben, so wie ohne eine durch eigene Anschauung von Originalen unterstützte Phantasie ist aus ihnen meist nichts zu lernen.

Gegenüber von Ara Celi liegt der Palast der Conservatoren. Hier sind zwei der ehrwürdigsten Kunstreste aus der Zeit der römischen Republik. Zuerst die bronzene Wölfin (the thunder-stricken nurse of Rome), die vor länger als zweitausend Jahren am Ruminalischen Feigenbaume stand, das uralte Wahrzeichen Roms, die Säugamme seiner Gründer. (Im zehnten Jahrhundert stand sie im Lateran, in einem Saale der ad Lupam hieß. S. Gregorovius III., 390). Noch sieht man an einem Hinterfuße die Spur, welche einst ein Blitzschlag, der sie traf, hinterließ. An ihren vollen Brüsten liegen die Zwillingsbrüder Romulus und Remus (neu). Langgestreckt steht das gewaltige Thier, den Kopf seitwärts von dem starren Halse dem Beschauer dräuend zugewendet, wie um ihre Pfleglinge vor jedem Angriffe zu schützen. Wie haben doch

diese Römer hier in ihrem ältesten Symbole so recht ihr eigenstes Wesen ausgedrückt! Verschlagen, listig, räuberisch, grausam und dabei von unbezähmbarer Kraft, ist dieses Raubthier, das in Italiens Gebirgen haus't, so recht dazu gemacht, Symbol des römischen Charakters zu sein. In demselben Zimmer steht die bekannte Bronzestatue des Knaben, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Das ist eine wahre Erholung nach dem Anblicke jenes anderen alten, ganz in dem schönheitlosen aber großartigen etruskischen Style gearbeiteten Werkes, bei dem indessen gerade dieser Styl, weil er mit dem Charakter des Gegenstandes völlig harmonirt, von großer Wirkung ist. Ich möchte diese Bestie gar nicht im reinen, edlen griechischen Style dargestellt sehen. Der Knabe aber ist ganz entzückend. Er sitzt auf einer schmalen Unterlage, das linke Bein über das aufgestemmte rechte gelegt. Mit der linken Hand hält er den leidenden Fuß, so daß dessen Platte sich ein wenig aufwärts biegt, und mit der rechten verrichtet er seine Operation. Der Moment ist der, wo er den quälenden Splitter so eben gefaßt hat und im Begriffe ist, ihn mit den drei Fingern leise und möglichst schmerzlos herauszuziehen, und an dem Ausdrucke seines Gesichtes sieht man deutlich, daß es ihm gelingt. An solch einem Kunstwerke kann man recht lernen, wie diese Alten den allereinfachsten Gegenstand, das alltäglichste Motiv zum Ausdruck höchster Kunstschönheit zu machen gewußt haben. Was erfreut uns denn hier eigentlich? Die volle Versenkung in die Handlung, das ganz bei der Sache sein, welches im Größten wie im Kleinsten für die Alten und für Alles, was sie schufen und thaten, so charakteristisch war. Dieses liebliche Antlitz des schönen Knaben, dem man die Freude über sein Thun ansieht, entbehrt dabei doch

nicht einer gewissen stylisirenden Behandlung, während in den übrigen Körperformen die Naturtreue überwiegend vorherrscht. Das Zarte, Halbentwickelte derselben, die Weichheit des Fleisches und der Muskeln, der reizende Schwung der Linien ist nur mit den schönsten neapolitanischen Bronzen zu vergleichen. In dem Zimmer, wo diese Heiligthümer alter Kunst und Historie standen, hielten die Frauenzimmer der Familie des Custoden strickend ihre Conversation mit zwei Pfaffen, wohl Hausfreunden. Es gab einen guten Gegensatz von Einst und Jetzt.

In einem anderen Zimmer die marmornen Verzeichnisse der Consuln (Fasti Capitolini) der Republik. Und nicht weit davon eine trophäengeschmückte Marmortafel mit einer Inschrift, welche den Seesieg der Christenheit bei Lepanto über die Türken feiert. Die Statuen der päpstlichen Feldherren, welche dort unter Don Juan von Oesterreich mitgefochten, Alexander Farnese und Marc Antonio Colonna, stehen in einem anderen Saale. Man hat alten Statuen ihre Köpfe aufgesetzt, gerade wie es auch schon die alten Römer thaten, deren Kaiser sich nicht nur untereinander, sondern auch ihren Statuen die Köpfe abschlugen. Ein Kopf war bälder gemacht als eine ganze Statue, und die zum Theil sehr kurz regierenden Kaiser mochten's wohl eilig haben.

In der Kapelle sahen wir zum Schluß ein Freskobild, die Madonna mit dem Kinde von Pinturicchio, nach Anderen von L'Ingegno, einem Zeitgenossen und Mitarbeiter Perugino's. Sie sitzt mit gefalteten Händen zu dem Kinde niederblickend, das auf ihrem Schooße ausgestreckt schlafend daliegt. Links und rechts zwei anbetende Engel. Entzückend ist das

schlafende Kind, der Ausdruck in Mutter und Kind rein menschlich; so könnte wohl eine Mutter für ihr Kind beten. In diesem Gesichte der Madonna tritt schon die Knospe schöner, reiner Menschlichkeit, frei von der alten typischen Starrheit hervor, die sich bald in Rafael zur höchsten Blüthe entfalten sollte.

Den 20. November.

Heute war ich zum ersten Male im Theater, um die Ristori zu sehen, den Liebling der Römer. Es war sehr voll, denn die Ristori ist wirklich sehr brav, und die wohlfeilen Eintrittspreise befördern auch den Besuch. Sie gaben zwei Stücke, in deren ersterem ich sofort Goethe's Geschwister wiedererkannte, aber bedeutend französirt und vergröbert. Das stark prononzirte Spiel that das Seine, um dem Gedichte den zarten Hauch des Originals völlig abzustreifen. Der Primo Amoroso war miserabel; die Ristori, offenbar eine große tragische Schauspielerin, trat schon durch ihre bloße Erscheinung aus dem Rahmen. Die eingeschobene Freundin war unangenehm lebhaft, wie es die Italienerinnen oft sind, und nur der Caratterista, welcher die Rolle des Fabrice im Originale gab (hier hieß er Augusto), spielte ganz vortrefflich. Das zweite Stück: „Friedrich der Große in Schlesien," eine französische Dutzendarbeit nach einer Anekdote, jagte uns nach dem ersten Akte aus dem Hause. Der Contrast war zu schrecklich. Der alte Fritz in rothen Hosen, großen Kanonenstiefeln und Uniformfrack, wie ein Abbate sprechend, er mit Ordonnanzoffizieren und sie mit ihm auf dem Fuße römischer Gleichheit

verkehrend; statt der alten, steifzopfigen, schnurrbärtigen Siebenjährigenkriegssprache das weiche, moderne, wie Oel hinfließende Italienisch, in welchem die Barbarenworte: Signor di Flerschheim, Schwedinitz (Schweidnitz) und andere deutsche Namenbrocken wie deutsche Steinklöße in einer Maccaronischüssel sich ausnahmen — das war doch auf die Dauer nicht auszuhalten. Den alten Fritz „vabene!" oder: „ho capito!" rufen zu hören hat etwas beleidigend Komisches. Das Beleidigende liegt in dem diametralen Widerspruche der Darsteller und ihrer Nationalität mit dem Darzustellenden, wobei es einem vorkommt, als dürften die Kerle sich das eigentlich nicht erdreisten, solche historische Granitnaturen vorzustellen. Auch das gänzlich Unsoldatische der Italiener wirkte hier verletzend, weit mehr als die moderne französische Uniform der krapprothen Hosen und die Majorsepauletten der Lieutenants. Vom alten Preußenkönige wußte der Schauspieler nur, daß er stark geschnupft habe, und das übertrieb er in der furchtbarsten Weise. Das Stück war nun aber auch an sich — so weit ich es sah — unerhört langweilig, und ich bewunderte die Geduld, mit der sich die Italiener ennuyirten. —

Der Beifall im ersten Stücke war sehr lebhaft und laut, das Betragen anständig, Gespräch wurde durch Zischen sofort zum Schweigen gebracht. Am Schlusse rief man die Leute zweimal.

Den 21. November.

Giove, Giove, viene, viene!
Viene, vien' e ajuti mi tu.
E tu levi mi dalle pene,
Che soffrir non posso piu!

so sang meine Wirthin, als sie in meinem Zimmer den kolossalen Jupiter von Otricoli erblickte, dessen Abguß mir der Bildhauer Jerichau verschafft hat. „Was ist das für ein Lied?" Eh! v'è una canzonetta Romana! und damit gut. Aber es lebt noch das alte Heidenthum in den Menschen, und diese Frau, die nicht schreiben und kaum lesen kann, rief gleich beim ersten Anblicke aus: Ecco'l Giove tuonante! so genau kennen sie noch den alten kapitolinischen Donnergott, der auch gerade heute wieder seine Blitze und Donner über die alte Roma daherfahren läßt.

Die Farnesina.

Rom, im November.

Erst in Rom kann man lernen, wie die Blüthe aller Kunst durch das richtige Verhältniß bedingt ist, in welches sich die einzelnen Künste zu einander mit ihren Produktionen zu setzen wissen. Erst hier sieht man, wie die alten Künstler stets mit genauester Beobachtung der architektonischen Raumverhältnisse gearbeitet haben. Der Freskenschmuck der Villa Farnesina ist dafür das schönste Muster. Ich würde sagen

ewiges Muster, wenn nicht diese schönste Villa durch die barbarische Vernachlässigung und den gemeinen Vandalismus ihres gekrönten Besitzers, des Königs von Neapel, der sie wie andere Prachtbauwerke ersten Ranges — Villa Madama, Palast Farnese —, die gleichfalls in seinem Besitze sind, geradezu verkommen läßt, sich in einem Zustande befände, der den unausbleiblichen Ruin der Fresken bald herbeiführen muß. Ein alter, verlumpter Kastellan öffnete uns die Räume. Die Aufsicht dieses Guten hat nicht einmal so weit gereicht, die Wandgemälde vor der Bleistift- und Krayonbesudelung namenverewigungstoller Touristen — leider neben den Engländern auch Franzosen und Deutsche — zu schützen.

Mich dünkt, man sieht es der Villa schon in ihrer äußeren Gestalt an, daß ein geistverwandter Zeitgenosse und Gesell Rafael's sie geschaffen hat. Dieser geistreiche Sienese, Baldassare Peruzzi, war Architekt und Maler zugleich. Die Zeit, welcher er angehört, zeigt ja oft genug alle drei bildende Künste in hoher Vollendung in einem Künstler vereint. Ein Theil der Architekturmalerei in der Villa ist von seiner Hand; auch sonst giebt es Fresken, Mosaiken und Oelbilder von ihm. An Bauten finde ich, daß der Palazzo Albergati zu Bologna, das Grabmal Adrian's VI. in S. Maria degli Angeli und der Palast Massimi in Rom, und die Kirche La Concezione in Siena von ihm oder nach seinen Zeichnungen erbaut sind. Auch unter den Baumeistern der Peterskirche kommt er vor. Nach Rafael's Tode leitete er das Werk bis zu seinem eigenen (1536).

Man kann nichts einfach Schöneres sehen als diese Farnesina. Wie reizend hebt sich der Kranz des umlaufenden Frieses mit seinen reichen Ornamenten, durch Fenstereinschnitte

unterbrochen, über den Pilastern dem Dache entgegen! Die doppelten Pilasterstellungen, welche, durch die glücklichsten architektonischen Gesimslinien geschieden, die zwei Stockwerke bezeichnen, — wie harmonisch ist ihr Verhältniß, wie weise die Sparsamkeit, welche Herr Kugler tadeln zu wollen scheint. Jede Verrückung, jede Veränderung der Maße würde den Charakter des zierlich Reizenden, Leichten, Schlanken, sommerlich Luftigen beeinträchtigen, der bei einer Villa, einem Sommerhause des heißen Südens so ganz an seiner Stelle ist. Peruzzi erbaute sie für den reichen Bankier Agostino Chigi*). Rafael und seine Schüler schmückten sie mit den berühmten Fresken im Inneren, das jetzt verödet und leer in trauriger Wüstheit daliegt. Beim Eintritt in das Innere sahen wir uns in dem wunderschönen Gartensaale, an dessen Spiegelgewölbe sich die Fresken der Geschichte der Psyche befinden. Der mit Vorliebe zum Antikklassischen hingeneigte Geschmack Papst Leo X. veranlaßte hauptsächlich die Richtung, welche Rafael in vielen seiner letzten Arbeiten auf das Mythologische nahm, wie das Rumohr in seinen italienischen Forschungen ausgeführt hat. Rafael lieferte jedoch nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern und Gehülfen, namentlich dem Giulio Romano. Dadurch hat — auch ganz abgesehen von späterer Uebermalung — der Charakter der Anmuth und Lieblichkeit in Rafaelischer Zeichnung und Farbe gewiß wesentlich gelitten. Es herrscht ein ziegelrother Ton des Fleisches vor, der oft geradezu einen störenden Eindruck macht. In einer Gruppe der drei Grazien sticht der Rücken der einen

---

*) Vergl. Gregorovius, Gesch. Roms im Mittelalter, VIII., S. 114 ff.

durch mildere Färbung und weicheren Konturenschwung vortheilhaft ab gegen jenes Roth und gegen das Michelangeleske, welches sich in Muskulatur und Gliederung der meisten übrigen Figuren geltend macht; daher geht die Sage, diese Gestalt, so wie die Gruppe der zürnenden Göttinnen seien von Rafael selbst ausgeführt. Die saftige Fleischfarbe der ersteren habe ich nirgends auf einem Freskobilde gesehen.

Rumohr sagt, daß er in einer Wiener Privatsammlung einige in drei Kreiden gezeichnete Köpfe gesehen habe, die ihm schöner geschienen als die malerische Ausführung. Ich selbst besitze eine Zeichnung der auf dem Taubenwagen zum Jupiter eilenden Venus auf grobem römischen vergilbten Papier, unzweifelhaft von Rafael's Hand, denn sie übertrifft ohne alle Frage die lebensgroße farbige Ausführung. Ich habe die letztere recht gründlich darauf angesehen und freue mich jetzt doppelt des unschätzbaren Besitzes.

Mit der wunderbarsten Künstlerweisheit ist der Raum benutzt. Nie habe ich das Goethe'sche Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ so mit Augen geschaut als hier, wo in den zehn Bildern der Lünettenabschnitte in der allerbeschränktesten Räumlichkeit von zwei, unten durch eine gerade Linie verbunden, und von ihr auseinander abgekehrt aufsteigenden Kreissegmenten von Blumenkränzen die Geschichte der Psyche in Gruppen zu zwei und drei Gestalten mit so göttlicher Freiheit aufblüht, als wüchsen diese Gestalten und Gruppen gleich aus der architektonischen Umrahmung hervor.

Soll ich von diesen zehn Bildern einer Gestalt den Preis ertheilen, so ist es die Ceres in der Gruppe der obengenannten drei zürnenden Göttinnen. Auch die Gruppe: Merkur die

Psyche zum Olymp geleitend, ist wunderschön. Dagegen ist in dem Jupiterskopfe im neunten Bilde ein Zug greisenhafter Lüsternheit. Auch in den Amoretten des Hochzeitsmahles hat Giulio Romano einen Hang zu niederländerndem Herabziehen des seinem Wesen nach Feinen, Zierlichen, Anmuthigen in's Komische, Plumpe, Groteske walten lassen.

Von den beiden großen Deckengemälden auf tiefblauem Grunde zeigt das erste die Einführung der Psyche durch Amor in den Olymp, das zweite das Hochzeitsmahl der beiden Liebenden, die im süßen Nebeneinander, zärtlich sich in die Augen blickend, auf weichem Polster zu oberst der Tafel liegen. Ihnen zur Seite der Vater der Götter, dem sein Ganymed die dargereichte Schale füllt. Dann die anderen ältesten der Götter, Juno, Pluton und Proserpina, Neptun und Amphitrite; dem Brautpaare gegenüber, am anderen Ende der Tafel, Herkules und Hebe, deren derbere Leiblichkeit den wundervollsten Kontrast zu der zierlichen Anmuth des neuvermählten Paares bildet. Rechts, zur Seite der Tafel, füllt eine Bacchusgestalt die Kanne mit Nektar; Amoretten umspielen ihn. Ueber den schmausenden Göttern, den „glückseligen,“ „leicht lebenden,“ streuen schwebende Genien Blüthen und Blumen herab. Rechts zur Seite führen die göttlichen Horen den Reigentanz. Das Mahl ist fast beendet, die Begier nach Trank und Speise gesättigt, und den Gästen bleibt nun die Lust des behaglichen Ausruhens im Wechselgespräch und Genuß von Tanz und Gesang, den Zierden des Mahles. Diesen Moment scheint Rafael gefaßt zu haben.

Welch eine Seligkeit des innigsten, sorglosesten, heitersten Sinnengenusses, welch ein vollsaftiges, glückseliges Sinnenleben jener Zeit entfaltet sich vor uns in dem bunten Blumenflor

dieser Werke. Welch eine Einheit der fürstlich lebenden Menschen, für welche die Baumeister bauten und diese Maler die Wände schmückten, mit den Neigungen und Lebensansichten der Künstler! Dieses süße Sinnenglück der südkatholischen Menschheit war gerade auf der höchsten Staffel seiner künstlerischen Entfaltung angelangt, als die dröhnenden Hammerschläge des Mönches von Wittenberg an das Thor des Vatikanes donnerten.

An die Gartenloge mit den Fresken der Mythe Amors und der Psyche stößt eine andere, die nach dem Tiber zugewendete Seitenloge. Hier befindet sich das berühmte, unter dem Namen der Galathea bekannte Freskobild Rafael's.

Der länglich viereckte Saal mit seiner ganz von Peruzzi gemalten Decke ist als ein Muster architektonischer Eintheilung bekannt. Die Wände sind durch je drei aneinander gerückte Pilaster in große Felder geschieden, deren obere Hälften mit Freskobildern gefüllt sind, unter denen sich eben auch die Galathea befindet. Ueber diesen Hauptflächen erheben sich von den Pilastern aufsteigend Rundbögen mit mehrfach übereinandergehenden Bogensimsen. Ueber den Rundbögen altdeutsche Spitzbögen zur Decke hinan. Zwischen je zwei Rundbögen werden sechseckige Felder gebildet, die mit Freskobildern gefüllt sind. Getragen werden sie von Amoretten, welche auf Weltkugeln stehen. Die neben den beiden Seiten der Sechsecke oben übrig bleibenden Dreiecke sind mit arabeskenartigen Figurationen geschmückt. Die Pilaster selbst, die das Ganze tragen, entwickeln das reichste und feinste Arabeskenleben, und das Ganze macht den Eindruck des luftig Leichten, Elementarischen, Pflanzenhaften, und steht auch so in wundervoller Harmonie mit den Hauptschmuckwerken der Wände, von denen

Rafael jedoch nur das eine vollendet hat. Alle übrigen Felder sind später mit landschaftlichem Nothbehelf gefüllt worden.

Neuere Forschungen haben sehr unwahrscheinlich gemacht, daß die sogenannte Galathea vielmehr eine Amphitrite sei*), und daß mit diesem Bilde Rafael einen neuen Cyklus habe beginnen wollen, in welchem er, gleichfalls dem Roman des Apulejus folgend, wie im vorigen Zimmer die himmlischen, so die tellurischen Begebenheiten der Fabel darzustellen beabsichtigte.

Auf ihrem Muschelwagen stehend, von Delphinen gezogen, fährt die Göttin über die leise gekräuselte Meeresfläche dahin. Haar und Gewand flattern im Winde, dessen frischer Hauch ihr entgegenstreicht. Ein Amorette leitet, auf dem Wasser sich wiegend, das Gespann der Meeresungeheuer. In den Gruppen der Meerfrauen und der sie umschlingenden Tritonen ist die freudige Lust des elementarischen Lebens wundervoll ausgedrückt. Die Liebe ist der Pulsschlag, der auch hier in dem kühlen Elemente alles zu feurigem Leben weckt. Denn die Göttin der Schönheit und Liebe ist es, die auf den Wellen dahinfährt. Diese Lust des Meerlebens in dem Beiwerke der Hauptgestalt erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Darstellung im Museum der pompejanischen Wandgemälde zu Neapel, und an die Staffage des Rubens'schen „Quosego" in der Dresdener Gallerie. Freilich ist in der Farnesina das Wasser, namentlich im Vordergrunde, selbst für ein Freskobild etwas zu hart und trocken. Aber im Hintergrunde haben die dunkleren Partien weit mehr Naturwahrheit. Diese seine Galathea war es, von der Rafael an den Grafen Castiglione schrieb: „Da

*) Vgl. jedoch H. Grimm: Michelangelo I., S. 428—437. (1863).

die Schönheiten unter den Frauen so selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee in meiner Einbildung."

Indeß, wer weiß, was hier spätere Uebermalung ist! Ich fand, daß die Fleischfarbe verschiedener Theile derselben Gestalt geradezu von verschiedener Hand sein mußte. Wo am Knie der Göttin das dunkle Roth in ein helles, weißliches Violett übergeht, zeigt sich eine Feinheit der Naturbelauschung, die des Meisters würdig ist, der bei diesem Bilde, wie Vasari erzählt, das gut machen wollte, was seine Schüler in dem vorigen Saale ihm selbst und seinen Zeitgenossen nicht zu Danke gemacht hatten.

Wundervoll finde ich besonders auch das Größenverhältniß in diesem wie in den übrigen Rafaelischen Bildern der Farnesina. Daß er in dem ersten Saale nur das Spiegelgewölbe schmückte, in diesem zweiten die Anlage so machte, daß die großen Wandgemälde sämmtlich nicht über das Verhältniß von eingerahmten Oelbildern hinausgingen, sicherte den Räumen selbst den Charakter des Behaglichen, in denen sich ruhig und bequem weilen läßt. Der Gegensatz zeigt sich recht in den oberen Zimmern, namentlich in denjenigen, wo sich die Fresken von Soddoma befinden. Diese bedecken die ganzen Wände, und dadurch wird z. B. das sonst so behagliche Kaminzimmer so unruhig und ungewöhnlich. Darin haben die Alten auch wieder das Richtige getroffen, indem sie selbst die größten ihrer Wandmalereien in Zimmern von Privathäusern und Villen, die zugleich als bewohnbare Räume dienen sollten, nie ganze Wände bedecken ließen, d. h. sie nicht selbstständig machten, sondern sie in ihrem architektonischen Verhältnisse stets in derjenigen dienenden Unterordnung erhielten, welche mit ihrer sonstigen künstlerischen Freiheit gar wohl be-

stehen kann, ja eigentlich erst das die Freiheit gebende Gesetz bildet.

Steigen wir jetzt hinauf zu den oberen Gemächern, in deren einem die beiden Freskobilder aus der Geschichte Alexander's des Großen von Soddoma sich befinden. Das ist auch ein Zeitgenosse Rafael's und wahrhaft ein tüchtiger.

Erstes Bild, Hauptwand: Alexander und Roxane. Die schönste Perserfürstin sitzt auf den atlassenen Kissen eines dunkelroth umhangenen Ruhebettes. Ihre drei Dienerinnen sind im Begriff, sie zu verlassen. Sie haben sie entkleidet und entfernen sich jetzt, schalkische Blicke auf die reizende Schönheit der erwartenden Herrin zurückwerfend. Die mittlere, das silberne Salbengefäß mit einer Hand auf dem Haupte haltend, ist der schönsten antiken Kanephorengestalt zu vergleichen; die letzte, eine Negerin, blickt hinter der einen Säule des Bettes hervor mit dem Ausdrucke ächt afrikanischer lüsterner Glut auf die Herrin zurück. Dieser Kontrast zwischen beiden kann nicht schöner gedacht werden. Daß die Liebe die Erwartung der Herrin beseelt, zeigen die Amoretten, deren einer die letzte Hülle am Busen lüpft, während andere dem nackten Fuße die zierliche Sandale abzustreifen bemüht sind. So findet sie der herantretende Alexander, der ihr als Zeichen der Vermählung die Krone reicht. Ihm folgen von ferne zwei Gestalten, ein Fackelträger und ein nackter Jüngling, der vollkommen einem antiken jugendlichen Bacchus gleicht. In dem offenen Hintergrunde zeigt sich eine Lagerlandschaft mit Fluß und Brücke, Gezelten, Reisigen und Reitern, abendlich gehalten. Alle Schalkheit der Darstellung des Momentes hat der Künstler aber in den Amorettengruppen ausgedrückt. Rechts zu den Füßen der Begleiter des Königs ist eine derbe Gruppe im

Begriff, einen Gespielen auf Alexander's Schilde prellend in die Luft zu schnellen. Aber das rechte Amorettenleben entwickelt sich erst in den oberen Räumen des Bildes. Ueber dem Thronbette, ganz oder halb versteckt in den grünen, bauschigen Falten des Umhanges, lauschen drei Liebesgötter. Der Lärm ihrer Genossen beim Nahen des Bräutigams ruft sie hervor aus ihrem Versteck. Was giebt's? was ist? kommt er schon? lauten die neugierigen Fragen. Andere richten zielend Pfeile auf die Herzen der beiden einander Bestimmten, und die ganze Lust des Liebesglückes ist so in der reizendsten Symbolik vorgebildet.

Zur Seite des Kamines, unten links, ein eifrig schmiedender Vulkan, rechts Holz und Reisigbündel zutragende Amoretten, beide von Caravaggio. Wie reizend und geschickt sind diese Süjets gewählt. Es wird einem schon warm, wenn man sie nur ansieht. Bei den römischen Kaminen mag diese Aushülfe der Kunst auch recht nöthig sein, denn schon jetzt sind die Morgen bitter kalt und die Abende nicht wärmer im Zimmer.

Sodboma's Bild ist die Wiedererneuerung des Werkes von Aëtion, der diese Hochzeit des Alexander und der Roxane zur Zeit Hadrian's gemalt hat. Lucian beschreibt das alte Bild ausführlich, und danach ist das neuere geradezu gemalt. Lucian sah das alte in Italien! Ach, alle Reste, die wir von der Malerei der Alten haben, sind nur „der Traum eines Schattens!“ Denn was in Rom von den Werken dieser Kunst im Alterthum versammelt war, übersteigt alle Vorstellung.

Den 25. November.

Nichts ist lehrreicher, als die Vergleichung, wie zwei Meister ein und denselben Gegenstand behandelt haben. Als ich gestern, mehrere Wochen nach meinem Besuche der Farnesina, die Gallerie des Palazzo Borghese durchwanderte, fand ich im letzten Zimmer drei eingerahmte Fresken, die man aus der kleinen sogenannten Villa Rafael's, wo sie abzufallen drohten, ausgebrochen und hierher versetzt hat. Unter diesen ist die schönste, nach Rafael's eigener Zeichnung von seinen Schülern ausgeführte Komposition, gleichfalls eine Hochzeit Alexander's und der Roxane. Aber welch ein Unterschied der Behandlung! Roxane sitzt fast schon entkleidet auf dem Fußende des breiten Lagers, das unter einem braungelben, baldachinartigen Ueberhange links am äußersten Ende des Bildes nicht in einem Zimmer, sondern mitten auf grüner Blumen-Wiese steht. Zwei kleine Amorgestalten sind beschäftigt, sie vollends zu entkleiden. Wie sie so in lieblicher Unschuld und holdseliger Verschämtheit dasitzt, naht ihr Alexander, von einem Fackelträger begleitet, und reicht ihr den goldenen Reif des Königshauptschmuckes. Er ist entwaffnet, in reich herabfließendem Gewande. Amoretten führen ihn, andere kleine Liebesgötter in dichter Gruppe haben einen ihrer Kameraden auf des Helden Schild erhoben, denn heute ist Amor König und Herrscher des Welteroberers, und ihm gebührt der Triumph. Abseits von ihnen ist einer der kleinen Schelme in Alexander's Brustharnisch hineingekrochen und exerzirt sich, um denselben, auf allen Vieren kriechend, fortzubringen. Das Ganze ist unglaublich einfach und bei weitem antiker gefühlt als Soddoma's Komposition, die einem jetzt plötzlich unruhig, überladen und lüstern erscheint.

Man sieht, daß sich Rafael für diese Komposition an den antiken Wandmalereien ein Muster genommen, und seit ich weiß, daß er solche gekannt und bei seinen Fresken benutzt hat, ist mir dies Bild eine neue Bestätigung. Zunächst die Dimensionen. Das Bild ist vielleicht fünf bis sechs Fuß lang, aber nur etwa zwei und einen halben hoch. Die Figuren sind klein, kein Gedanke an Lebensgröße wie bei Sodboma. Das Beiwerk von schmucklosester Einfachheit, die herrschende Farbe ein mildes Wiesengrün, die ganze landschaftliche Umgebung eben nur eine grüne Wiese. Die übrigen Farben — etwa vier höchstens: gelb, braun, grün und röthlich — gar keine Naturwahrheit erstrebeud, nur berechnet auf ruhige Befriedigung des Auges. So erhält das Ganze den Charakter eines wahrhaften Zimmerschmuckes, wie ihn alle Wandbilder der Alten haben, und wie er bei Sodboma gerade fehlt, wo das Gemälde zu selbstständig und selbstbedeuteud ist und wirkt, als daß irgend etwas im Zimmer noch zu Worte kommen könnte. Ganz im gleichen Geiste wie das erste Bild sind die beiden anderen Fresken Rafael's behandelt, unter denen das eine, vielleicht die Hochzeit des Herkules und der Hebe darstellend, äußerst lieblich ist. In der neuen Beschreibung Roms ist es kurzweg Opfer der Flora getauft. Ich sehe darin eben nur ein Seitenstück zu dem vorher beschriebenen, mit dem es auch von ganz gleicher Größe ist. Es ist der erste Morgen der Neuvermählten, denen die Horen Blumen bringen. Wenn man annimmt, daß Rafael mit seiner Geliebten jene Villa bewohnte, so erhält ein solcher Zimmerschmuck erst die rechte Bedeutung.

Rom, den 25. November.

Die Aldobrandinische Hochzeit habe ich denn heute auch gesehen, und auf ihre Betrachtung mit dem Freunde fast den ganzen Vatikan-Nachmittag verwendet. Dieses bedeutendste Werk alter Malerei in Rom hängt jetzt nebst einigen anderen antiken Wandgemälden in einem Nebenzimmer der Vatikanischen Bibliothek. Man fand es im Jahre 1606 an der aufgegrabenen Wand einer alten Ruine des Esquilin's, da wo sich einst die Gärten des Maecenas befanden. Das Glück wollte es, daß bei der Auffindung gerade ein kunstverständiger Mann, der Maler Federigo Zuccaro, zugegen war, der nicht nur die Absägung des Bildes leitete und es mit eigener Hand reinigte, sondern uns auch von seinem Zustande eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. „Ich fand es", erzählt er, „so frisch und wohlerhalten, als wäre es so eben erst fertig geworden." Seinen Namen erhielt das Bild von der Villa des Kardinals Cintio Aldobrandini, wohin es gebracht wurde, weil es auf dessen Grund und Boden gefunden war. Es hat gegen vier Fuß Höhe und ungefähr die doppelte Länge. Die Figuren sind nicht völlig zwei Fuß hoch, und haben somit genau dasselbe Verhältniß zur Größe des Ganzen, wie wir es auf den Wandgemälden Rafael's in der Gallerie Borghese und in den besten alten Wandbildern des Museo Borbonico zu Neapel finden. Rubens, der das Bild bald nach der Auffindung in Rom sah, wurde durch dasselbe in seiner hohen Achtung vor der Malerei der Alten bestärkt. Er

beschrieb es später (1628) genau in einem Briefe, den er an seinen gelehrten Freund Peiresc richtete *).

Der Gegenstand ist mit dem Ausdrucke Hochzeit kurz, aber nicht eben gut bezeichnet. Es ist vielmehr die Feierstunde, in welcher die Braut im Inneren des Brautgemaches auf den Empfang des harrenden Bräutigams vorbereitet wird. Rein Menschliches und Nationales in Sitte und Bräuchen ist hier mit mythischem Zusatz versehen, der jedoch nirgends aus dem Charakter des Menschlichen heraustritt.

Die Darstellung ist reliefartig zu denken. Denn die Malerei der Alten scheint lange den Charakter der Plastik bewahrt zu haben, welcher sie von Anfang her dienend untergeordnet war. Und wie die Stellung und Gruppirung der plastischen Verzierungen an Tempelfriesen ihr erstes Vorbild gewesen sein wird, so findet sich dieselbe auch in diesem unbezweifelt griechischen Werke alter Erfindung wieder in dem Nebeneinander der zu demselben gehörigen Figuren. So ist also auch die dreifache Scene, welche sich der Künstler in diesem Bilde dachte, nur symbolisch angedeutet und nicht durch Anwendung künstlicher Perspektive ausgeführt. Die dreifache Raumabtheilung der Scene, welche man sich wie den Durchschnitt einer antiken Wohnung zu denken hat, ist folgende: in der Mitte das Brautgemach, rechts vom Beschauer eine Art Vorhalle, links ein Vorgemach.

In der Mitte des von zwei Pilastern begränzten Brautgemaches auf dem reichen Hochzeitlager sitzt völlig bekleidet mit einem weiten Mantel, dessen weiße Farbe etwas in's Gelb-

---

*) Man findet den Brief bei Guhl: Künstlerbriefe II., 174—175. Vgl. S. 200—204. (1863).

liche fällt, im Schleier, der nur das Gesicht freiläßt, die Braut, ihr dicht zur Seite eine andere weibliche Gestalt mit einem Kranze auf dem Haupte. Entschleiert und halbentkleidet, den linken Arm um den Hals der Braut geschlungen, erscheint sie in Gesichtsausdruck und Bewegung der rechten Hand als die zusprechend überredende Göttin Peitho, in welcher die Kunstsymbolik den liebevoll zuredenden Beistand der mütterlichen Freundin in einem so bedeutsam ernsten Lebensmomente anmuthig versinnlichte. Diese Gruppe ist so wundervoll gedacht, daß man nur vor dem Originale selbst das Staunen und die Bewunderung der größten Kenner und Künstler begreifen kann, die hier, einem scheinbar flüchtig hingeworfenen Wandschmucke und jedenfalls einem Werke von sehr untergeordneter Ausführung gegenüber, Jahrhunderte lang dieselbe geblieben ist. Vor dieser Gruppe links lehnt auf einem Säulentische eine gleichfalls halbentkleidete Gestalt, die Brautjungfrau, aus zierlicher Phiole Salböl in eine muschelförmige Schale gießend, wie es die Sitte war bei der Hochzeitfeier. Rechts von der Gruppe der Braut und der Peitho, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Estrade, welche die Schwelle desselben bedeuten soll, sitzt der harrende Bräutigam, eine jugendlich kräftige, in der Paläſtra gestählte, sonnengebräunte Jünglingsgestalt, deren bräunliches Kolorit, das mich lebhaft an die nackten Gestalten von Neapel und Sizilien erinnerte, vortrefflich gegen die zartere Färbung der weiblichen Figuren sich abhebt. Das Haupt mit einem Kranze von Epheu und Weinlaub geschmückt, die rechte Hand auf den Sitz zurückgestemmt, den linken Fuß ausgestreckt, den rechten angezogen und mit den Zehen des Fußes wie zum augenblicklichen Erheben aufgestemmt, sitzt er da, lauschend das Haupt der Thüre (die

natürlich nicht sichtbar) zugewendet, welche ihn noch von der Geliebten trennt. Und während nun in dem hinteren Gemache linker Hand eine hohe Frauengestalt mit Beihülfe von zweien, später näher zu bezeichnenden, Gestalten das symbolische Fußbad der Braut rüstet, bereiten sich in der offenen Halle rechts eine Citherspielerin und eine neben ihr stehende Sängerin zum Anstimmen des nächtlichen Brautgesanges, indessen eine andere weibliche Gestalt vor ihnen in das Becken eines Dreifußes den Hauptgöttern die heilige Opferspende zum Segen für das Brautpaar ausgießt.

Ueber dieser vielfach getheilten und doch durch die innige Beziehung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt wieder eng verbundenen Handlung liegt nun eine heilige Ruhe, ein Friede und vor allem eine unbeschreibliche Reinheit und Unschuld ergossen, wie sie der Darstellung ziemen, welche den Beginn der höchsten Feier des göttlichsten Mysteriums im menschlichen Dasein heiligend verklären soll. Und in diesem Frieden, in dieser plastischen Reinheit und Ruhe, die nur durch die geschilderte antike Denkungsweise zu erreichen möglich war, liegt gerade der Zauber, der vor diesem Bilde alle Herzen befängt. Hieran läßt sich viel lernen, vor allem aber, daß gerade das Verzichten auf die gemeine Illusion, welche die Neueren durch genaue Naturnachahmung zu erreichen streben, einerseits die höchste Wahrheit im künstlerischen Sinne und andererseits die Freiheit von allem Gemeinen zu Wege bringt. Hier ist ein rein Menschliches auf rein menschlichem Wege durch die Kunst zum Göttlichen erhoben. Diese einzeln halb entkleideten Gestalten, dieser harrende Bräutigam vor der Schwelle der Brautkammer, von ihr und von dem Anblicke der Braut geschieden, sind das Keuscheste, Edelste, was sich denken läßt.

Von Lüsternheit, die doch bei moderner, naturalistischer Behandlung solchen Süjets so leicht sich eindrängen möchte, ist keine Spur in der ganzen Darstellung.

Göthe's Freund Heinrich Meyer, der dies Bild lange und sorgfältig studirte, weicht doch in seiner Beschreibung desselben so wesentlich von dem Originale in dessen gegenwärtiger Erscheinung ab, daß man fast glauben möchte, das letztere habe seit jener Zeit durch Restaurationen bedeutende Veränderungen erlitten. Eben so ist es mit der in dem Böttiger'schen Buche befindlichen Abbildung, so wie mit den Beschreibungen, welche Andere von dem Originale geliefert haben. So soll z. B. die Braut „verschämt, zitternd, weinend" niederblicken. Daran ist kein wahres Wort. Sie blickt vielmehr mit einem Ausdrucke befremdlicher Starrheit aus den weitgeöffneten Augen, gleichsam als höre sie, tief in das Geheimniß der eigenen Seele versunken, nur halb auf die Worte ihrer Freundin zur Seite. Auch die letztere zeigt, wie Rubens sich ausdrückt, „einen nachdenklichen melancholischen Ausdruck." Ich habe mir wegen der Wichtigkeit dieses Kunstwerkes eine ganze Reihe von Abweichungen angemerkt, welche das Original gegen frühere Beschreibungen und Abbildungen aufzeigt. So ist z. B. die Färbung keinesweges verblichen zu nennen, obschon die Farben allerdings leicht und dünn aufgetragen sind. Von Bäumen, welche in der Halle angedeutet gewesen sein sollen, ist dagegen jetzt keine Spur mehr vorhanden. Ferner erscheint die Figur, welche das Bad bereitet, nicht als priesterlich ernste Matrone, sondern der Gesichtsausdruck ist vielmehr jugendlich jungfräulich. Die zwei Figuren endlich ihr zur Seite, welche in der gedachten Beschreibung als Mädchen erscheinen, sehen im Originale vielmehr wie Opferknaben aus.

In demselben Zimmer befinden sich noch fünf andere Fresken, weibliche Figuren darstellend. Unter ihnen ist die schönste diejenige, welche ohne beigeschriebenen Namen rechts von der sogenannten Canace hängt. Von sehr anmuthiger Erfindung ist in demselben Zimmer ein erst neuerdings aufgefundenes Wandgemälde, ein Wagenrennen von Liebesgöttern darstellend, die auf vier Wagen mit Panthern, Gazellen, Damhirschen und einer anderen fabelhaften Thiergattung bespannt, im Kreise um einen hohen Blumenobelisken herumjagen. Die Römer sahen diese Rennspielfahrten, an denen sie sich im Circus begeisterten, eben so gern von der Kunst dargestellt, daher man solchen Darstellungen in Reliefs, auf Mosaikbildern, Terracotten und Gemmen häufig begegnet.

Als wir des Sehens müde aus den Gemächern der Bibliothek in die lange Inschriftenhalle hinaustraten, lag Rom und die fernen Gebirge im letzten Abendglühen vor uns. Ein feiner winterlicher Duft umschleierte die Ferne. Die höchsten Bergeszüge glänzten im frischen Winterschnee und auf der Terrasse zu unseren Füßen schimmerten im Freien die Goldorangen aus ihrem Laubdickicht. Links hin von Porta del Popolo über Ponte Molle zog sich die Straße der Alpen nach Deutschland zu. Meine Augen folgten ihr hin zu Euch, und ich wünschte nur einen Augenblick Euch hier an meiner Seite. —

Den 28. November.

Von Porta Angelica hinaus führt links ein gelind ansteigender Seitenweg zu dem Fuße des Monte Mario, auf dessen Mitte nach Norden zu die Villa Madama liegt. Wir fuhren bis an den Eingang des ehemaligen Parkes, vor

dessen verfallenem Portale unser Wagen halten mußte, weil der weitere Weg aufwärts bis zum Rücken des Berghanges, wo das Lustschloß sich erhebt, jetzt nicht mehr praktikabel ist. Nach einer kleinen Viertelstunde standen wir oben, und ein prachtvoller Blick zurück auf die im Sonnenschein vor uns liegende Stadt und die weiteste Umschau auf die Gebirge vom Soracte bis zum Albanergebirge belohnte unsere Mühe. Desto trauriger aber sah es da oben in unserer Nähe aus, wo wir ein Bild des Verfalles erblickten, wie ich es in Rom bisher nicht gesehen hatte. Denke Dir ein mäßiges Lustschloß, zwei Stockwerke hoch, in bequemer Breite hingelagert. Links steigt der buschige Berg noch um das Doppelte der Höhe empor, während er sich rechts von der Terrasse in das Tiberthal hinabsenkt. Das Haus, von Giulio Romano gebaut, breitet den Ankommenden gastlich die Arme entgegen, denn ein halbzirklichter Bau, von jonischen Säulen unterbrochen, dehnt sich zu beiden Seiten des der Stadt zugewandten Einganges aus — jetzt aber zerbröckelt und zertrümmert, denn die Steine hat man zu Nothreparaturen benutzt. Margarethe von Oesterreich, die bekannte Regentin der Niederlande, Gemahlin des Herzogs von Parma, Ottavio Farnese, besaß einst dies Lustschloß, das von ihr seinen Namen erhielt. Seit hundert Jahren, nach dem Aussterben des Hauses Farnese, kam es mit dem ganzen Erbe an den König von Neapel, und seitdem datirt sein Verfall, so wie der Verfall alles dessen, was an Schlössern und Gärten den Namen Farnese in Rom trägt.

Durch den Eingang gelangt man in eine große, von drei Arkaden gebildete Halle, mit der freien Aussicht in einen großen, viereckten Rasenhof, an den sich die weiteren Parkanlagen anschlossen. Diese Halle, das Meisterstück von Giulio

Romano's Baukunst, ist von seiner Hand mit den schönsten Deckengemälden und von Giovanni da Udine mit den feinsten Stukkaturarbeiten und Arabesken geschmückt. Die Gemälde gehören in Anordnung und Ausführung, vornehmlich an den Deckengemälden, zu dem Vollendetsten, was die neuere Kunst in dieser Art hervorgebracht hat; in Schönheit, Harmonie und Saft der Farben wetteifernd selbst mit den herrlichen pompejanischen Wandzierden. Die Zierlichkeit und Schönheit der Arabesken, die Poesie dieser kleinen in den Rundungen eingerahmten Bilder ist unbeschreiblich. Aber eben so wenig vermag ich ein Bild zu geben von dem Zustande des jammervollsten Verfalles. Während die großen mythologischen Bilder der Lünetten fast völlig zerstört sind, und die Malereien an den Pfeilern und Wänden ihrem Untergange zueilen, leuchten und schimmern die Deckengemälde noch in aller Schönheit einer Welt voll zauberischer Kunstschöpfung hernieder. Es ist der trügerische Schein blühenden Lebens, der von den Wangen einer dem sicheren Tode schon verfallenen Jugend strahlt. Der Anblick der alten Ruinen hat etwas Erhebendes. Ihr Leben ist ein neues, ein Leben nach dem Tode. Die Zeit hat ihr Aeußerstes an ihnen gethan, und sie stehen jetzt stark und trotzig, von den Wettern vorübergegangener Jahrtausende gebräunt und zu eiserner Festigkeit gehärtet, wie Naturwerke vor uns, bedürfnißlos, gesichert, ein abgeschlossenes Dasein. Hier aber ist ein noch Lebendiges von unheilbarer Krankheit ergriffen, ein Dasein, noch mit den Spuren der Jugend und Schönheit geschmückt, doch unrettbarem Untergange geweiht, eine Bettlerin, deren zerrissene Lumpen, einst Gewänder von Sammet und Seide, noch die Reste einstiger Fürstlichkeit zeigen. Das fröhliche Leben, welches sich in diesen Räumen, umgeben

von allem Schmucke menschlichen Daseins bewegte, liegt noch zu nahe hinter uns, ist noch gleichsam mit unserem eigenen Fühlen und Empfinden verwachsen. Und um das Beleidigende und Empörende zu vollenden, sehen wir in denen, die ein solches Kunstwerk ungepflegt, ungehütet, mitleidlos verfallen lassen, Menschen, die unsere Zeitgenossen sind, die umgeben von Ueberfluß, verschwenderisch in dessen Benutzung, mit dem geringsten Theile dessen, was sie unsinnig vergeuden, ein so edles, unersetzliches Kunstdasein, einen Besitz, dessen Erhaltung sie der Menschheit schulden, vor dem Untergange sichern könnten!

Ein wahrer Schmerz überkam mich bei diesem Anblicke. Ich hätte dem Sterbenden den Todeskampf erleichtern mögen durch augenblickliche Vernichtung. Auch die Scene selbst trug dazu bei, jene Simmung zu verstärken. Denn während rings die ganze Welt vor meinen Blicken im goldenen Sonnenscheine des klarsten Herbsttages sich labte, hielt der Monte Mario über die Villa seinen kalten, tiefen Schatten wie einen schwarzen Leichenflor gebreitet. Ein armer Vignerol, fieberbleichen Gesichtes wie seine zerlumpten Kinder, ist der jetzige Bewohner dieser fürstlichen Räume. Zimmer und Säle an den Wänden nackt und kahl in weißer Tünche, hier und da ein Stück ärmlichen Hausrathes, — und an den Decken und Friesen blüht das herrlichste Leben von Arabesken und Blumengewinden, prachtvollen größeren und kleineren Freskogemälden, zwischen ihnen die glänzenden Wappenbilder der ersten Besitzer, jener Medici, bei deren Namen schon eine ganze Welt von Kunstleben in uns aufsteigt.

Noch gräulicher ist die Verwilderung in Hof- und Parkanlagen. Zerstörte Brunnen, zerbrochene Statuen, überall

Verwüstung des Verfalles, nicht der Gewalt. Und die vernachlässigte Pflege durch erhaltende Menschenhand rächt sich auch selbst durch die Natur, denn der Ort ist ungesund und die Luft gilt für fiebergefährlich. Das Aussehen der zerlumpten Bewohner bürgt dafür. Von derselben Höhe aus, auf welcher Villa Madama liegt, sah und beschrieb einst der römische Epigrammendichter Martial die Aussicht auf „die sieben Herrscherhügel" des kaiserlichen Roms und die blühenden Lustgefilde der Campagna, auf Strom und Wald und ferne Gebirge. Noch jetzt zieht der „schlafende Kärrner auf dem leise und langsam dahinkriechenden Gefährte" die Salarische Straße entlang, aber kein „lauter Ruf des Schiffsvolkes" auf dem einst von Barken wimmelnden Strome stört jetzt seinen Schlummer. Träge wälzt der Tiber seine gelbschlammigen Fluthen der Milvischen Brücke zu. Verschwunden sind die zahllosen Villen und Gärten, die Parks und Lusthaine, deren kühler Schatten die Stadt umgab; in Trümmer gesunken ist die Herrlichkeit der „sieben Herrscherhügel", verödet die blühende Campagna, und selbst die Pracht und Schönheit einer neuen Zeit, die sich auf dem Hügel erhob, von dessen Höhe herab der Dichter sein entzücktes Auge über all die Herrlichkeit schweifen ließ, welkt in Staub und Moder dem sicheren Tode entgegen.

Nach so traurigen Eindrücken war es uns zu gönnen, daß wir den Rest des Nachmittags bis Sonnenuntergang in den Rosengärten der Villa Mills auf dem Palatin genossen, wo wir Herz und Sinn an dem Anblicke einer uralten Herrlichkeit erlabten, vor deren Trümmern wir nicht herzbeklemmendes Mitleid, sondern jenes unsagbare Gefühl empfinden, mit welchem der vollendete Abschluß einer historischen Tragödie die Seele befreiend über sich selbst hinaushebt.

Klima und Luft von Rom.

Rom, December 1845.

Der diesjährige Winter gehört zu den schönsten und gesundesten, dessen sich die seit vielen Jahren in Rom lebenden deutschen Freunde erinnern. Und dennoch hat das hiesige Klima auch seine Eigenheiten, gegen die namentlich der Fremde auf seiner Hut sein muß. Bei aller Milde ist doch etwas an dem Rufe, welcher die Luft Roms eine verrätherische nennt.

Was dem Fremden zuerst auffällt, ist die außerordentliche Ungleichheit der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Dies ist nach meiner Erfahrung im Winter und Frühling eben so auffallend, wie in der Hitze des Sommers, die sich während der Sommermonate zwischen zwanzig bis dreißig Grad R. im Schatten erhält. Während man z. B. im December oder Februar an schönen Tagen in der Sonne still zu stehen vermeidet, weil die Wärme, wenn der Luftzug der Bewegung fehlt, stechend lästig wird, fühlt man sich, sobald man aus der Sonne in den Schatten tritt, von einer eisigen Kälte überschaudert. Eben so schnell und gewaltsam ist der Wechsel der Temperatur nach den Tageszeiten. Wenn man Morgens selbst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang keinen Römer ohne Mantel, und zwar bis an die Augen hinaufgezogen, sieht, zeigt Nachmittags das Thermometer oft an achtzehn bis zwanzig Grad und darüber in der Sonne, und fällt dann innerhalb einer halben Stunde von Sonnenuntergang bis Ave Maria urplötzlich von achtzehn auf vier bis fünf Grad. Auf Fahrten in die Campagna ist daher das Mitnehmen warmer Kleidung und Mäntel für die Zeit der Rückkehr auch an solchen Tagen des Herbstes und Winters

dringendes Bedürfniß, wo man beim wärmsten Sonnenscheine in leichtester Sommerkleidung zum Thore hinausfährt.

Dem Fremden ist das Klima Roms um so gefährlicher, je weniger er anfangs geneigt ist, seine Eigenheiten zu beachten. Es ist Thatsache, daß der Fremde fast durchgehends die Einwirkung des Scirocco zuerst weniger als der Eingeborene empfindet. Wenn er dann wahrnimmt, wie zu gewissen Tages- und Jahreszeiten bei einem Kältegrade der Luft, den wir Nordländer daheim gar nicht beachten, jeder Römer, selbst der abgehärtete Winzer und der eisenfeste Trasteveriner sich bis über die Nase in seinen Mantel hüllt, und sorgfältig den Schatten meidet, so ist er nur zu oft geneigt, der italienischen Weichlichkeit zuzuschreiben, was doch nichts anderes als nöthige, durch Erfahrung gelehrte Vorsicht ist. Die Römer kleiden sich durchgängig nach Verhältniß wärmer als wir. Des weiten Mantels, mag er auch noch so geflickt sein, entbehrt selbst der Bettler nicht, und wenn wir die Kapuziner- und Franziskanermönche in ihren dicken, groben Kutten bemitleiden, welche ihre Regel sie Sommers und Winters zu tragen verpflichtet, so bedenken wir dabei nicht, daß gerade die Mönche in Rom am seltensten von den Fiebern und anderen klimatischen Krankheiten zu leiden haben.

Die ungesunde Fieberluft des heutigen Roms ist eine Folge der Beschaffenheit der römischen Campagna. Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, daß weniger die Feuchtigkeit ihrer Oberfläche an und für sich, als der durch Einwirkung der Hitze hervorgebrachte Trocknungsprozeß die Fieber erzeugt. Die Hügelebene der Campagna ist durch die sie umgebenden hohen Gebirgswände von der reinigenden Einwirkung der gesunden Ost- und Nordwinde abgeschlossen, und dagegen dem

Eindringen der feuchtschweren Süd- und Westwinde (Scirocco ist Südostwind) ausgesetzt, die zugleich das Einströmen der Flüsse und Bäche in das am Ufer sehr seichte Meer, bei ohnehin schon äußerst geringem Falle, bedeutend erschweren. So ohne freien Luftzug entsteht in der Ebene zwischen den Hügeln, wo zahlreiche Quellen ohne Abfluß Teiche und Sümpfe bilden, und an den wüsten Uferniederungen des Meeres, wo die luftreinigenden Waldungen zum großen Theile ausgerottet sind, jene feuchte, schwere, erschlaffende Fieberluft, die mehr und mehr der Schrecken des heutigen Roms wird.

Das alte Rom war mit alleiniger Ausnahme einiger Sommermonate eine gesunde Stadt. Wie hätte es auch sonst dies Geschlecht von Eisenmännern hervorbringen können, das alle Völker Italiens und zuletzt den ganzen Erdkreis überwand. Cicero preis't die Weisheit des Erbauers, der für seine Stadt „einen quellenreichen durch seine luftigen und zugleich den Thälern schattengebenden Hügel mitten in einer seuchenhaften Gegend gesunden Ort" auswählte. Wenn er dabei die Gegend „seuchenerzeugend" nennt, so meint er damit zuverlässig weder die ganze Campagna, die ja zu den ersten Zeiten Roms mit Städten und Völkerschaften bedeckt war, sondern offenbar nur die nächste Umgebung und das eigentliche Terrain der Stadt, und zwar in ihrem natürlichen Zustande vor der Erbauung Roms. Bei Livius nennen meuterische Soldaten die Umgegend Roms ungesund und unfruchtbar, aber sie thun es im neidischen Hinblick auf die herrlichen Gefilde des glückseligen Campaniens, mit denen die vulkanischen Hügel und Thalgründe der römischen Campagna freilich keinen Vergleich aushalten. So viel steht fest, daß die alten Römer von den ersten Jahrhunderten an es sich sauer werden

11*

ließen, ihr Rom auch in den Niederungen zu einer gesunden Stadt zu machen. Dafür zeigen noch jetzt die Reste der gigantischen Kanalbauten, mit denen sie die Thalgründe zwischen den Stadthügeln trocken legten, so wie die zahlreichen Wasserleitungen, mit deren Hülfe bis in die Kaiserzeiten hinein die Reinlichkeit der Stadt und mit ihr auch die Reinigung der Luft erzielt wurde. Die Seuchen, welche das Land in den ersten Jahrhunderten heimsuchten, waren weniger Folgen der ungesunden Luft, als der endlosen Kriegsnöthen, welche Mißwachs, Hunger und Typhus nach sich ziehen mußten. In Rom und seinem Gebiete erwuchs ein starkes, abgehärtetes Geschlecht, und zu einer Zeit, wo alles Ackerbau trieb, und wo die Konsuln vom Pfluge und aus ihren Meierhöfen geholt wurden, wird auch die nächste Umgebung Roms vortrefflich bebaut und von gesunden Landbauern bevölkert gewesen sein. Noch zur Augusteischen Zeit war Roms Klima an sich auch von fern nicht so ungesund wie das heutige. Horaz freilich hat ihm einen bösen Namen gemacht. Aber Horaz war ein weichlicher, kränklicher, durch üppiges Leben geschwächter Mann, der allerdings wohl that, im August und September die Fieber zu meiden, die er sich dort bei der officiosa sedulitas, d. h. bei der Erfüllung der vielfachen geselligen Pflichten, die ihm oblagen, leichter als jeder andere zuziehen konnte. Die Hitze der Sommermonate war allerdings schon zu Horazens Zeit groß, aber keineswegs für Gesunde unerträglich und gefährlich; blieb doch selbst sein Mäcen, an den die berühmte Epistel gerichtet ist, trotz seiner schwächlichen Gesundheit fast immer Sommers und Winters in Rom, wie mit seltenen Ausnahmen kurzer Villeggiatur fast Jeder, der nicht Poet und

Müssiggänger wie Horaz, sondern Staats- und Geschäftsmann war, wie z. B. Tiberius.

Um das gegenwärtige Klima Roms in seiner fortschreitenden Verschlechterung zu begreifen, muß man also auf die Geschichte seiner Umgebung, der Campagna, und das Werden ihres jetzigen Zustandes zurückgehen. Eine solche hat der Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners mit Meisterhand entworfen, und ich will versuchen, die Hauptumrisse derselben hier übersichtlich wiederzugeben.

Die römische Campagna ist eine Hügelebene, die sich vom Fuße der Berge von Tolfa und Viterbo bis zur Abdachung der Höhen von Albano etwa zwölf bis vierzehn deutsche Meilen lang und etwa höchstens sechs bis acht Meilen breit hinstreckt, im Südwesten durch das Meer und von den drei anderen Seiten durch die Albaner- und Sabiner-Gebirge, so wie durch die Grenzhöhen des alten Etruriens abgeschlossen wird. Wenn man von den Höhen Roncigliones oder von Civita Castellana auf einer der beiden großen Nordstraßen hinabkommt, prägt sich der Anblick dieser ungeheuren Oede dem Fremden unauslöschlich ein. Der zackige San Oreste, der Sorakte der Alten, erhebt sich inmitten dieser unabsehbaren Wüstenei wie ein riesiger Grabhügel, errichtet dem Gedächtniß der hingemordeten Völker und Städte, welche einst diese ausgestorbene Ebene belebten. Dreizehn bedeutende Städte hatte Rom zu unterwerfen, ehe es sein Gebiet über diese Ebene ausdehnte, und viertehalb Jahrhunderte währte der Kampf. Nach abermals so viel Jahrhunderten hatte Rom den Erdkreis unterworfen. Zwei bedeutende Flüsse, der Tiber und der Anio, jetzt Teverone, winden sich durch die Hügelketten und Schluchten dem Meere zu, neben einer Unzahl größerer

und kleinerer Bäche, die meist im Sommer versiegen, oder bei Mangel an Abfluß nach dem Meere zu sumpfige Lachen bilden; denn der Abfall gegen die Küste hin ist gering.

Herzbeklemmend ist der Eindruck dieser wüsten, einsamen Steppe, welche wie ein großer Kirchhof die uralte Kirchenhauptstadt der Welt umgiebt: das Entzücken der Maler und der egoistischen Romantiker, denen der Genuß und die träumerische Befriedigung ihrer Phantasie mehr gilt als das Glück und die Menschenwürde der Ebenbilder Gottes, zu deren Wohnsitze diese Erde geschaffen ist. Ich will einen Zeugen sprechen lassen, der gewiß die Romantik der Campagna zu würdigen weiß, und dessen Schilderung des gegenwärtigen Zustandes dieser einst so blühenden Landschaft das treueste Bild ihrer tiefen Versunkenheit giebt *). „Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüste. Nichts sieht man als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener als jene alten; einsame Osterien, deren Aussehen nicht einladender ist als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit hinausschauen über die Gegend. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig: man

*) Alfred von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners Thl. 2. S. 150.

begegnet nicht dem Landmanne, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten und bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten, es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (zumeist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden erfrischt haben, und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, dann schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen, und deckt kürzeren Wuchses die allen Spitzen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Bergen aus den rauhen Abruzzen, von wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Heerden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockene Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halbunterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun von Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Thurmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und dessen sämmtliches Hausgeräth in ein

Paar Näpfen und einigen Schaaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich-weiße Hunde, wild wie die Berge, die ihre Heimath sind, wachen und lauern, und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift."

Diese Schilderung der Campagna, von der ich nur denjenigen Theil weglasse, der sich über die Harmonie ausspricht, in welcher diese Kirchhofeinöde zu der großen Todtenstadt Rom selber steht, ist vollkommen richtig. Es liegt eine unbeschreibliche Trübniß über der römischen Campagna, und selbst der sonnenheiterste Tag, welcher sie in ihrer ganzen malerischen Schönheit zeigt, vermag den schwermüthigen Ernst ihres Charakters nicht zu bannen, der sich unwillkürlich dem Betrachter mittheilt.

Fragen wir jetzt, wie ist die römische Campagna geworden zu dem, was sie ist, zur öden, verpesteten, menschenleeren Steppe?

Ein Landstrich, reich bevölkert von blühenden Ortschaften und Städten, alle Ackerbau treibend, ein kräftiges, kriegerisches Geschlecht, die Heimath der alten Römer, dieser Ackerbauer par excellence, muß ursprünglich, d. h. in den ersten Zeiten der römischen Republik, sorgfältig angebaut, gesund und fruchtbar gewesen sein. Der vulkanische Boden vermehrt die Fruchtbarkeit, und noch jetzt zeigen hier und da kleine Flecken Landes, die sich sorgsamen Anbaues erfreuen, in Fruchtfeldern und Baumwuchs die natürliche Ueppigkeit des Bodens. Die Zerstörung der meisten Städte durch die Eroberungskriege des jungen Römerstaates war nicht gänzliche

Vernichtung. Der Anbau des Bodens dauerte fort, erst, wie bisher, durch kleine Grundbesitzer, dann, als durch das Steigen der römischen Aristokratie und in Folge der vielen blutigen Kriege immer mehr Grundstücke in eine Hand kamen, durch Fröhner und Sklaven. Wie Rom selbst an der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und des freien Bauernstandes, so ging die Campagna zu Grunde durch die im Laufe der Zeit immer mehr sich häufenden großen Güterkomplexe, Latifundien genannt, die sich nach und nach über ganz Italien ausdehnten. Das hat ein Römer selbst, der ältere Plinius, mit dürren Worten ausgesprochen. Schottland und Irland können hier Parallelen liefern. Die alte Bevölkerung war, namentlich seit dem Bundesgenossenkriege und durch die, auch unter August noch fortgesetzten Landesvertheilungen an die Veteranen der römischen Soldateska, welche ihr Grundstück von Sklaven bebauen ließen und den Ertrag verpraßten, so gut wie vernichtet. Sklavenschaaren, zu Tausenden in bewachten Werkhäusern Nachts gleich Thieren angekettet, traten an die Stelle, und setzten durch häufige Empörungen — man denke nur an Spartakus — oft selbst die Herrscherin der Welt in Schrecken. Schon im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt war der italienische Feldbau so gesunken, das Rom von den Getreidezufuhren Siciliens und Afrikas lebte, und Hunger litt, wenn diese, wie im Seeräuberkriege, ausblieben. Schon Cicero nennt in einem Briefe an Atticus Italien „verödet" und dringt auf Wiederbevölkerung durch Landverkäufe für die besitzlosen Proletarier. Die Entvölkerung der Campagna nahm zu, als die unsinnige Prachtliebe und Genußsucht große Strecken fruchtbarsten Landes in Villen und Parkanlagen verwandelte. Jam pauca

aratro jugera regiae moles relinquunt*) klagt Horaz. Diese Pracht- und Lustanlagen der Villen zerstörten den Ackerbau völlig; was sie nicht mit Gärten, Bädern, Teichen, Wasserleitungen und Wildgehägen bedeckten, ward, wie jetzt, von den unermeßlich reichen Besitzern zur Viehzucht als Triften benutzt, da diese reicheren Gewinn abwarf. In den von Rom ferner liegenden Gegenden war es nicht besser. Non ullus aratro dignus honor, squalent abductis arva colonis**) ist die kurze aber beredte Schilderung Virgil's von diesem Zustande. Die Größe und Ausdehnung dieser Landhäuser und Villen war ungeheuer, Villa Hadriani zu Tivoli kann einen Begriff davon geben; sie übertrafen, wie Seneca sagt, die Ausdehnung großer Städte. Tiberius, der Gewaltige, der vor keinem Mittel zum Zwecke zurückbebte, — diesen Luxus und seine Folgen vermochte er nicht zu ändern. In einer Kabinetsordre an den Senat schildert er diesen unheilvollen Zustand: „Das Leben des römischen Volkes hängt täglich von Wind und Wellen ab, und wenn einmal nicht die Vorräthe der Provinzen den großen Herren und ihren Sklavenheerden und Ländereien zu Hülfe kommen, werden uns da etwa unsere Lustparks und Villen vor dem Hungertode schützen?" Das war keine Uebertreibung. Tacitus erzählt, daß einmal bei einer Hungersnoth unter Claudius das ganze ungeheure Rom mit den Millionen seiner Bewohner nur noch auf vierzehn Tage Lebensmittel hatte. Zum Glück war der Winter mild und verstattete Zufuhr. Tacitus bemerkt dazu:

*) Nur wenige Hufen gönnt dem Pfluge noch die Pracht der Königsbauten.

**) „Wo die Ehre des Pfluges hinschwand, und das Feld die entführten Pflüger betrauert."

„Einst wurde aus Italien unseren Legionen in entfernte Provinzen Getreide nachgeschickt, und auch jetzt ist unser Boden noch eben so fruchtbar, aber — wir halten uns lieber an Afrika und Egypten, und machen das Leben des römischen Volkes vom Zufall der Schifffahrt abhängig."

Welche Zustände! Aber noch ein schlimmerer Feind stellte sich ein: die verödete Campagna erzeugte Fieberluft, und Rom selbst ward ungesund während eines großen Theiles des Jahres. Die alten Städte wie Fidenä, Gabii u. a. in Roms Nähe waren theils ganz verschwunden, theils zu elenden, öden Flecken herabgesunken. „Verlassener als Gabii und Fidenä," sagt schon Horaz, indem er den ödesten Ort bezeichnen will. Je mehr aus den Provinzen des ungeheuren Reiches Geldmassen und Naturalien nach Rom zusammenflossen, desto weniger konnte sich auch der Ackerbau, der hier noch übrig war, verlohnen. Das Zusammenströmen des Geldes hatte dasselbe so wohlfeil gemacht, daß man sehr bedeutende Summen in Italien hingeben mußte, um geringe Resultate zu erhalten, während in den Provinzen das umgekehrte Verhältniß eintrat, daß das Geld theuer ward, und sich folglich mit sehr wenigem Gelde sehr viel ausrichten ließ. Dies, daß in Italien der Ackerbau so gut wie nichts abwarf, im Verhältniß zu dem Ertrage anderer Arbeiten, machte Grund und Boden werthlos. Nur die Viehzucht, weil sie mit weniger Pflege und Wartung in's Große getrieben werden kann, hatte allenfalls noch Werth, und die Gärtnerei, weil sie Produkte hervorbringt, in deren Lieferung entfernte Gegenden nicht konkurriren können. Doch mußte sich die letztere natürlich nur auf die nächste Umgebung großer Städte beschränken. Solche Verhältnisse der Imperatorenzeit wiederholten sich später unter der

päpstlichen Weltherrschaft aus denselben Gründen und mit denselben Folgen für den Zustand der Campagna. Im achten Jahrhundert war die Verödung jedoch noch nicht so groß wie heute, und die Päpste Gregor II., Zacharias und Hadrian thaten Manches, um dem Ackerbau aufzuhelfen. Den Todesstoß erhielt die Campagna erst durch die Eintritte der Longobarden unter Astolf im Jahre 755.

Dieser Zustand steigerte sich immer mehr, je tiefer das Reich allmälig sank. Die Einfälle der nordischen Eroberer tilgten auch die letzten Reste der früheren Bevölkerung vom Boden der Campagna oder trieben sie auf die Gebirge. Sie verewigten das in der Kaiserzeit ausgebildete Unheil. Die großen Güterkomplexe blieben, sie wechselten nur die Besitzer. Wenige Barone theilten mit der Geistlichkeit das Erbe der römischen Aristokraten der Kaiserzeit. Ganze Stadtgebiete kamen so in die Hand eines Klosters oder eines Feudalherrn. Die wenigen Versuche zum Wiederanbau der Campagna, von einzelnen Päpsten unternommen, scheiterten an dem ewigen Kriegszustande der großen Barone unter sich oder selbst mit Rom, so wie an den Verheerungen, welche deutsche und normannische Kriegszüge über Italien brachten. Die römische Geschichte im Mittelalter ist reich an Berichten über Hungersnoth in Rom. Papst Bonifaz IX. (1389—1404) zwang die Landeigenthümer, selbst Kardinäle, zum Anbau ihrer Besitzungen; aber schon unter seinen Nachfolgern begann das alte Elend auf's Neue. Die Verordnungen der Päpste Sixtus IV. (1471), Clemens VII. (1523) und Julius III. (1553) hatten nur einen vorübergehenden Erfolg, da zumal es im Systeme der päpstlichen Herrschaft lag, daß immer der Nachfolger die Anordnungen des Vorgängers wieder umzustoßen

trachtete. „Grund und Boden,“ sagt Leo, „sind zu allen Zeiten von der römischen Regierung sehr vernachlässigt worden, Roms Macht ruhte nicht auf der Scholle und bis auf diesen Tag sind die bedeutendsten Einkünfte dieser Priesteraristokratie nicht die aus der Umgegend von Rom, sondern zum Theil aus sehr fernen Ländern. Daher die geringe Aufmerksamkeit, welche die Regierung bis jetzt dem Landbau und der Industrie bezeigt hat; daher der geringe Einfluß, den die Beschaffenheit des Landes bis jetzt auf den Staat gehabt hat.“ Je ungeheurer die Summen waren, welche vom sechszehnten Jahrhundert an nach Rom flossen, desto mehr sank der Ackerbau. Für den Getreideverbrauch von Rom sorgte wie in alter Zeit ein eigener Magistrat durch Zufuhren vom Auslande, oft mit ungeheuren Geldopfern, wodurch die Stadtkasse in immer tiefere Schulden gerieth. Als die Deputation der Annona im Jahre 1797 aufhörte, hatte sie über fünftehalb Millionen Thaler Schulden.

Der gegenwärtige Zustand der Campagna ist nun in Betreff der Besitzverhältnisse und des Anbaues nach Reumont wesentlich folgender. Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataster über die hundertneunundachtzig Quadratmeilen, welche die Grundstücke der Campagna einnehmen, ergab als Resultat, daß etwa zwei Dritttheile des Landes sich in den Händen von nur hundertdreizehn Eigenthümern, das übrige Dritttheil sich im Besitze von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Theil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde, und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig

mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. vom Jahre 1802 schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Campagna und spricht es unverhohlen aus: ohne Wiederbevölkerung der Campagna mit stabilen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern sei kein Heil für die Kultur des Landes. Dazu sei die Vertheilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein nothwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung und damit die Ungesundheit der Campagna nicht immer mehr zunehmen solle. Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht noch selbst Kolonenverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb eben Alles beim Alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachteten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Theil des ganzen Gebietes bewirthschafteten. Diese Mercanti di Campagna bebauen durchschnittlich jetzt etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer ꝛc. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und aus dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa zwanzig bis dreißigtausend an der Zahl. Ueber dreihunderttausend Thaler unseres Geldes gehen allein für solchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufseher zu Pferde kommandiren diese geworbenen Schaaren, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen, oder den Schutz der Ruinen von Gräbern bietet. Dazu die Gluthitze der römischen Julisonne am Tage, und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden gezündet, nur

schlecht abwehren, die elende Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem anderen. Dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft, die meisten schleppen sich elend und siech in ihre heimischen Berge zurück, wo ich oft bei dem Anblicke solcher der Schwindsucht verfallenden Jammergestalten auf meine Frage die traurige Geschichte der Krankheitsentstehung zu hören hatte. „Mehr noch als bei den Schnittern," sagt der Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners, „ist das Gesagte der Fall bei den Dreschern und übrigen Arbeitern, die spät in den Sommer hinein, wo die Luft immer verpesteter wird, auf den Aeckern bleiben müssen. Die Schnitter pflegen vier bis fünf Paul (achtzehn bis vierundzwanzig Silbergroschen), letztere sieben bis neun Paul Tagelohn zu erhalten. Und trotz dieser hohen Preise ist es nicht selten schwer, die nöthige Zahl Arbeiter zusammen zu bringen. Es geschieht wohl, daß durch Ueberbieten Einer sie dem Anderen untreu macht" (ich habe das selbst in Rom auf der Piazza Montanara und Piazza Barberini, wo die Arbeiter allsonntäglich sich verdingen, erlebt), „und dann sind oft noch weit größere Auslagen nöthig."

Man sieht also: der Ackerbau ist in der römischen Campagna reine Nothsache, gegen welche sich die großen Gutsbesitzer und ihre Mercanti di Campagna daher auch mit Händen und Füßen sträuben. Sie bebauen den Boden nur, weil er ohne allen Anbau zuletzt auch als Weideland unbrauchbar wird. Sie bebauen ihn mit Schaden, während ihnen die Benutzung als Weideland zur Zucht von Ochsen, Büffel,

Schweinen, Schaafen ꝛc. bei verhältnißmäßig geringen Auslagen großen Vortheil bringt. *)

Das herrschende System hat seit zwei Jahrtausenden die Fieberluft der Campagna (L'aria cattiva) geschaffen, und diese Fieberluft ist jetzt ihrerseits das größte Hinderniß der Bevölkerung und des Anbaues der Campagna geworden. Dichte Bevölkerung überwindet auch jetzt noch in Rom den Einfluß der bösen Luft selbst in den Theilen der Stadt, die wegen ihrer niedrigen Lage die ungesundesten sein müßten. Ein Beweis davon ist das römische Judenviertel, der Ghetto, und die eben so tief liegenden, aber volkreichen Gegenden von Piazza Navona und bei der Rotonda, welche viel gesunder sind als die menschenarmen Höhen des Cälius und Aventin. Aber der verderbliche Feind schleicht sich immer näher und näher heran. Der Lateranpalast, die prächtigen Villen, z. B. Villa Albani, Villa Madama, Villa Pamfili u. a. sind wegen der Fieberluft meist verlassen von ihren Besitzern. Seit Winckelmann's Zeit hat die Verschlimmerung des römischen Klimas immer zugenommen, und gegenwärtig ist die ganze Ebene der Campagna vom Meere bis zu den Gebirgen unter dem Einflusse der schrecklichen Malaria.

Zwei Feinde also sind es, die ein Reformator hier zu bekämpfen haben wird: die großen Grundbesitzer und die Malaria. Zwingt er die ersteren zu dem, was schon Pius VI. und VII. wollten, zur allmäligen Parcellirung ihrer großen Ländereien unter Erbpächter oder selbst nur Kolonen, gelingt es ihm auf diese Weise, von der nächsten Umgebung Roms ausgehend, immer mehr Boden dem Ackerbau und der Baum=

---

*) Vergl. Ein Winter in Rom. S. 370—76.

pflanzung zurückzugeben — in der ganzen Campagna sieht jetzt das Auge nur selten einen Baum — bedecken sich allmälig die Hügelzüge mit Waldungen, statt mit Ginster, sammeln sich die Anbauer in Dörfern, wo jetzt nur verlassene Hirtenhütten stehen, gelingt es, durch Gräben und Kanäle in großem Style die sumpfigen Thalgründe zu entwässern: so wird damit auch der Widerstand, den jetzt das Klima der Kultur entgegensetzt, mehr und mehr gebrochen werden. Die Romantiker, die Albumsreisenden, die Kunstenthusiasten werden freilich darüber verzweifeln, wenn am Ende gar neben den Wasserleitungen und Grabdenkmälern der Campagna Fabriken entstehen und Schlotte rauchen, aber der Genius der Menschheit wird frohlocken, wenn dies Jahrtausende lang verwilderte Stück Erde wieder wird, was die ganze Erde sein soll, der glückliche Wohnsitz fleißiger, gesunder, freier und glücklicher Menschen. Der gegewärtige Zustand hat nicht wenig zur allgemeinen Entsittlichung des Volkes beigetragen. Das römische Volk der niederen Klassen ist arbeitsscheu und träge geworden, die Faulheit der Romani ist sprichwörtlich in Italien, und diese Trägheit ist der dritte Feind, welchen ein neuer Sixtus V. auf dem Stuhle Petri zu überwinden haben wird.

Rom, den 1. December.

Die Titus- oder wie sie jetzt heißen die Trajansthermen, zu denen wir gestern hinauswanderten, liegen, wenn man vom Forum herkommt, zur linken Seite des Kolosseums auf dem Abhange des Esquilin. Noch vor dreihundert Jahren

waren bedeutende Ueberreste wohl erhalten, und Raphael sah in den Hallen und Sälen dieser Prachtbauten noch die schönsten farbigen Wandmalereien und Stukkaturen, denen er die Dekorationen seiner Fresken in den Loggien des Vatikan nachgebildet haben soll. Eine lügenhafte Sage, wie sie sich gern an große Namen hängt, beschuldigt ihn, daß er die Gewölbe der Thermen habe verschütten lassen, um die Originale auf ewig zu verbergen. Freilich sind jene unteren Stockwerke so völlig verschüttet, als hätten sie Pompejis Schicksal getheilt. Aber das ging so zu. Als man die oberen Gebäude abbrach, entledigte man sich des Schuttes dadurch, daß man in die Deckengewölbe der unteren Gemächer, Säle und Hallen Löcher einbrach und in diese den Schutt hinabstürzte. Damals stieg man in diese unteren Gemächer von oben hinab, und noch jetzt zeigen die Kustoden die Oeffnung, durch welche Rafael eingestiegen sein soll. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden einzelne jener Zimmer mit Wandgemälden wieder entdeckt, und die letzteren in Kupferstichen bekannt gemacht. Aber erst durch Napoleon ward die Ausgrabung der allein noch erhaltenen unteren Stockwerke planmäßig begonnen. Leider endete sie mit seinem Sturze, und was seit einigen Monaten jetzt wieder an Ausgrabungen vorgenommen ist, will nicht viel bedeuten. Ja die meisten früher offenen Gemächer sind jetzt wieder ganz unzugänglich. Wenn man jetzt, vom Kolosseum hinaufsteigend, zu den offengelegten Hallen und Zimmern gelangt, hat man nur einen kleinen Theil der Unterbauten vor sich. Bei dem schwachen Lichte von ein Paar Wachsstockendchen, die vom Kustoden auf einem Teller von Blech geklebt mittelst einer zusammengebundenen Canna gegen die dreißig bis vierzig Fuß hohen Gewölbe gehalten wurden,

sahen wir die Reste des schönsten Farbenschmuckes von Wandmalereien auf Stukko, die trotz der dunstigen Nässe und Feuchte, trotz des Fackelqualmes, der sie Tag aus Tag ein schwärzt, uns doch noch durch ihre Frische überraschten. Aber woher bekamen diese engen hohen Corridore das für solchen Bilderschmuck nöthige Licht? Fenster von oben reichen hier nicht aus. Es scheinen Theile der Hallen nach außen offen gewesen zu sein. —

Auf diesem Hügel lagen jene Prachtgärten und Schlösser Mäcen's und anderer Großen, die zu Tiber's Zeit eine Feuersbrunst, wie Tacitus meldet, völlig zerstörte. Auf diesen Trümmern bauten Titus und Trajan. Ich sah Stellen, wo die Grundmauern der Zimmer quer weg über die schönsten Mosaikfußböden früherer Prachtgebäude laufen. So tumultuarisch und schonungslos ging es schon in der Kaiserzeit bei solchen Bauten her. „Velocia munera,“ schnelle Gaben, nennt darum schon der Dichter Martial die Thermen, welche Titus dem römischen Volke erbaute. Freilich dauerte der Bau nur ein Jahr, und Titus mußte dieser Eile wegen schon vorhandene Baudenkmale zu seinen neuen Thermen verwenden. Dies war ein Theil von Nero's goldenem Hause. Die schönen Malereien, die reichen Vergoldungen und Stukkaturen, wurden so des Lichtes beraubt, indem die Gemächer als Unterbauten verwendet und in Erdgeschosse verwandelt wurden.

In einem Gewölbe sahen wir die Sammlung der kürzlich hier ausgegrabenen Marmor- und Stukkfragmente, — nichts besonderes für römischen Maßstab. Ein kleines Stück des alten Stukküberzuges mit rother Farbe soll mir noch später die leuchtende Pracht dieser alten Gemälde in die Erinnerung zurückführen.

Das Wetter war prachtvoll. In der Via dei Fenili spielten nackte Kinder in zerrissenen Hemdchen vor den Thüren. Und es war doch in der letzten Novemberwoche! Es ist wahr, was der alte Winckelmann so oft an seine Freunde im Norden triumphirend schreibt: „dieses ist ein Land der Menschlichkeit!“ —

In unser Haus ist ein junger deutscher Landsmann eingezogen, ein angehender Gutsbesitzer von 23 Jahren, den die Frau Mama zur Stärkung seiner Gesundheit reisen läßt. Auf seinem Paß hatte er seinen Stand als Kapitalist angegeben. Dies gab Gelegenheit zu den lächerlichsten Scenen. Signor Luigi, der die Sicherheitskarte auf der Polizei besorgen sollte, kam ganz außer sich zu uns gelaufen, daß der Mann sich einen Kapitalista nenne. Das könne unmöglich wahr sein. Kurz, es schien, als sei eine Art Unglück mit diesem Kapitalisten in's Haus gekommen. „Aber was wollt Ihr denn,“ sagte ich, „ein Kapitalist ist ja ein reicher Mann.“ — „Da vero! — ma!“ — „Nun so seid doch zufrieden, daß Euer Mann Quattrini hat.“ Er war nicht zu beruhigen, lachte und brummte ärgerlich durcheinander. Von all diesem begriff nun der gute Landjunker, den die Sache anging, auch nicht eine Silbe, da er bis jetzt kein Wort Italienisch versteht, und das einzige felicissima notte, welches er mühsam gelernt, gestern früh beim Morgengruß, zum großen Ergötzen der Wirthin, anbrachte. Endlich löste sich das Räthsel des Anstoßes, den unsere Wirthsleute an dem neuen Ankömmlinge genommen. Kapitalista heißt nämlich, wie mir unsere Wirthin vertraute, zwar ein Mensch, der Geld und zwar ungeheuer viel Geld hat, aber auch zugleich ein Verschwender, ein Bruder Liederlich, der namentlich für die Frauen zu fürchten

ist. In letzterem Bezuge verbreitete sich Signora Lucia mit einer Klarheit und Naivetät, von der man jenseits der Alpen gar keinen Begriff hat, und doch mit einer Gentilezza, die ihren scherzhaften Eröffnungen alles Anstößige benahm. Der Kapitalist kommt freilich dabei am schlimmsten weg; er wird stets den Spitznamen im Hause behalten.

Heute ist Santa Bibiana's Tag, der Morgen von entzückender, sonnenheller Frische, und das ist ein gutes Zeichen. Denn wie die Römer behaupten, bestimmt der Tag dieser Heiligen das Wetter der nächsten vierzig Tage. Wir wollen uns aber doch lieber an das Gegenwärtige halten, und das schöne Wetter gleich heute noch zu einem Ausfluge nach Tivoli und in's Sabinergebirge benutzen.

Den 4. December.

Die heilige Bibiana hat nicht Wort gehalten, und wir sind zum guten Glücke gestern Abend wieder in unser behagliches Rom zurückgekehrt. Denn heute ist ein brutissimo tempo, und die Nacht hat es in Strömen geregnet.

Um einundzwanzig Uhr, d. h. gegen zwei Uhr Nachmittags, fuhren wir hinaus zur Porta di San Lorenzo in die sonnenduftige Campagna hinab. Unsere Kabrioletsplätze in der täglichen Landkutsche waren freilich etwas unbequem, da die Rückwand, in einem mäßig spitzen Winkel aufsteigend, uns nöthigte, meist vorwärts gegen den Tambour gelehnt zu sitzen, aber dafür genossen wir auch die freieste Aussicht über die gebirgumschlossene Campagna, deren Anblick, je mehr der Tag

sich neigte, immer entzückender wurde. Ueber den Teverone, der die alte, noch vortrefflich erhaltene Via Tiburtina durchschneidet, führt eine Brücke aus spätester Römerzeit, der Ponte Marmoro; so nämlich, nicht Mammolo, sprechen die ächten Römer, welche die vibrirenden Konsonanten lieben, den Namen aus, wie sie auch S. Barbina statt Balbina sagen. Zerstreute Trümmer alter Grabdenkmäler und Tempel stehen hier und da, halbversunken, verwitternd. Etwa auf der Hälfte des Weges erhebt sich links auf einem Hügelzuge der Campagna ein weitläuftiges, mittelalterliches Kastell mit Thürmen und Mauern, Scharten und Zinnen in trotzig fremdartiger Gestalt, Castell Arcione geheißen und auf den Resten antiker Prachtbauten von irgend einem römischen Barone errichtet. Jetzt dient es Hirten zur nächtlichen Zufluchtsstätte. Wagen, von Büffeln und Stieren gezogen, Campagnareiter und Jäger zu Roß in ihrer malerischen Tracht mit Spitzhut und Sammetjacke, hohen Ledergamaschen, die den Beinschienen der homerischen Helden gleichen, auf dem Sattelbogen vor sich die lange Flinte oder den eisenbeschlagenen Campagnastock, auf den meist schwarzen, löwengemähnten, wildaussehenden Pferden; Gruppen von Weibern und Mädchen auf Eseln und hochbepackten Maulthieren; Hirten hie und da vor Rasenhütten an Feuern oder einzeln in der Nähe eines alten Mauerwerkes gelagert; schwerbeladene Karren, rastend vor einer Schenke, während ihre Führer sich mit einem Trunke guten Weines erquicken, bildeten auch diesmal die eigenthümlichste Staffage, wie sie eben nur die römische Campagna bietet. Und nun denke Dir die Campagna selbst, dieses erstarrte Meer mit seinen feingeschwungenen Hügelwellen, seiner frischgrünen, braunen, gelben, röthlichen Vegetation,

im Glanz und Duft eines sonnigen Herbstnachmittages in tausend Farbentönen ineinanderspielend, bis sich rechts dem Meere zu im leisesten Abfall die Gebirgslinie unmerklich in die Ebene verliert. Kein Ausdruck erreicht die Schönheit dieser sanft sich ineinanderschwingenden Hügelzüge, ihre leisen Wölbungen, die dem Schwunge der schönsten weiblichen Formen gleichen, die Feinheit ihrer Uebergänge, die Zartheit ihrer Nüanzen und das ewig neue Ineinanderspielen von Licht und Schatten, deren Farbenkinder sich von hellster Klarheit an leise und unmerklich durch eine ganze Scala von Tönen bis zu dem verschwindenden Dufte der Fernen verlieren. Und diese Weiten denke Dir unbebaut, nur von einzelnen Viehheerden überweidet, menschenöde, dem Walten der Naturkräfte zu freiem Spiele überlassen, ohne Weiler und Dörfer, nur von Resten jahrtausendalter Bauten, von zertrümmerten Grabmälern, verwitterten Thürmen, Tempeltrümmern, vereinzelten Arkaden meilenlanger Aquädukte hier und da unterbrochen; von einer Trümmerwelt, die selbst schon lange wieder der Natur verfallen ist. Dies Alles nun wie im Rahmen begränzt von den wundervollen Linien der Albaner- und Sabinergebirge, deren Olivenwälder und immergrüne Eichenforste schon im blauen Dufte vor uns liegen, während ihr Rücken bis hinauf zu den höchsten übereinander sich streckenden Linien und Spitzen, Gipfeln und Zacken vom rosenduftdurchschimmerten Violett bis zum lichtesten Golde weißer Himmelsglorie auf den Verklärungen alter Bilder erglänzt, — denke Dir das Alles, was ich hier mühsam stammelnd nebeneinander herzähle, zusammengedrängt und zusammenwirkend in die Einheit eines einzigen Umschauens, und laß mich dann gestehen, daß ich im Genusse solchen Schauens einen Augenblick völlig mit

jenem stärksten Ausdrucke romantischer Weltanschauung Wilhelm von Humboldt's sympathisiren konnte, die nichts Schrecklicheres denken mochte als den Gedanken: die römische Campagna angebaut zu sehen. Die Gebirge um Rom und die Campagna sind darum so schön, weil sie überall den Blick wohlthätig begränzen, ohne ihn durch ihre Nähe zu beengen, weil sie das Bild immer zuerst da abschließen, wo das Auge gleichsam selbst zuerst den Rahmen suchen möchte.

Als wir über die milchweiß dahinstrudelnde Schwefelquelle der Solfatara hinweg und ihrem pestilenzialischen Dufte — der indessen einen ächten Römer in unserem Wagen nicht beleidigte — entflohen waren, schlängelte sich bei Ponte Lucano, einer Brücke über den Anio, der Weg allmälig in sanften Krümmungen den Berg hinan, auf dessen Rücken uns Tivoli entgegenglänzte. Langsam durch die Olivenwaldung fahrend, genossen wir im Zurückschauen das Schauspiel des prachtvollsten Sonnenunterganges, der den ganzen Horizont über Rom und gegen das Meer zu mit einem breiten Saume von flammendem Rosenglanze umzog. Durch die Bäume hindurch, von einzelnen Schatten gemildert oder unterbrochen, an lichten Stellen desto heller aufflammend, leuchtete uns dieses Phänomen den Pfad hinauf. Vor dem Eingange der Stadt, auf freiem Platze, liegt ein stattlich aufgethürmter Schloßbau. Es ist eine Villa der Jesuiten, die hier mit ihren Zöglingen, den Kindern der römischen Nobili, welche ihnen zugleich die Rekruten ihres Ordens liefern, in den Sommermonaten Villeggiatur halten.

Der letzte Rosenschimmer des Tages war verloschen, und in Dunkel gehüllt lagen die Straßen und Gassen des alten

Tibur,*) das ich klassischer Erinnerungen voll mit klopfendem Herzen durchwanderte, um in der Sibylla, der Malerkneipe über den Kaskatellen des Anio, mein Nachtquartier aufzusuchen. Der wilde Anio, welcher mit seinen donnernden Wasserstürzen diesen hohen Gebirgskessel durchschmettert, sang uns das Schlummerlied zu unserer Müdigkeit.

Am Morgen gingen wir die Villa Hadrian's zu sehen. Sie liegt am Fuße des Gebirges, etwa eine Stunde weit von Tivoli, unfern der Straße, die nach Rom führt. Eine Gruppe wundervoller Pinien bezeichnet sie schon von ferne. Der schriftliche Permeß des Eigenthümers, Herzog Braschi, öffnete uns die schweren Pforten, und von dem Kustoden geleitet durchwandelten wir die ungeheueren Reste kaiserlicher Pracht, gegen deren Umfang und Herrlichkeit selbst der riesige Vatikan, die Burg der geistlichen Weltherrscher Roms, mit seinen immensen Höfen, Gärten, Hallen und seinen eilftausend Sälen und Zimmern nicht aufkommen kann. Denn hier war die gesammte Hofhaltung eines römischen Kaisers, nebst Allem, was römisches Leben und römischer Luxus bedurfte, in dem Bereiche einer einzigen Villa untergebracht, bei deren Anlage es darauf ankam, fern von Rom, in ländlicher Zurückgezogenheit, doch Alles, was Rom, ja die Welt irgend bot, zu ersetzen. So erstand denn hier, in dieser kaiserlichen Sommerpfalz, ein Wunderbau, dessen Ausdehnung eine gute Viertelstunde in der Breite und nahezu eine Stunde in der Länge wohl seines Gleichen in der Welt nicht hatte. Denn außer den eigentlichen Palasträumen für den Kaiser und

---

*) Der heutige Name Tivoli entstand aus dem mittelalterlichen „Tibori." S. Gregorov. Gesch. Roms im M. A. III, S. 512 ff.

sein Gefolge finden wir hier die Ueberreste eines großen griechischen Theaters, dessen Umfang für das Bedürfniß einer bedeutenden Stadt hinreichen konnte, mehrere Tempel, großartige Bäder und Schwimmteiche, wie sie in den römischen Thermen vorkommen. Säulengänge zum Lustwandeln, einst mit den Meisterwerken bildender Kunst geschmückt, Nachahmungen der schönsten ähnlichen Anlagen zu Athen und Alexandria; Bibliotheken und Gemäldegallerien, einen Circus für Spiele, Wettrennen und Gladiatorenkämpfe, ein kleines Theater und was sonst an Lust- und Prachträumen die Antiquare in den Trümmern zu benennen wissen. Und außer allen diesen Bauten erhoben sich nun noch, verbunden mit dem Hauptpalaste des Kaisers durch unterirdische gewölbte Gänge, die Kasernen für die Schaaren der Kaisergarde, die den Herrn der Welt auch hieher begleitete, die Cento Camerelle mit ihren Säulengängen und Hallen, mehrere Stockwerke übereinander. Ein weiter freier Platz diente als Marsfeld zu Revüen und Kriegsübungen, und unser Führer zeigte noch die Reste des Thronbaues, von dem herab der Kaiser die Prätorianer gemustert. Dieser ganze Platz ist unterwölbt mit Hallen und Gängen. Es klang ganz poetisch, was der Führer erzählte: wenn der Kaiser Gäste auf diesen Platz geführt, habe man keinen Soldaten gesehen, und dann plötzlich seien auf das Zeichen eines Trompetenstoßes aus diesen hundert Kammern die glänzend gerüsteten Krieger wie durch Zauber aus der Erde emporgestiegen. Wir brauchten an drei Stunden dazu, um all diese Räume zu durchwandern. Die hohen Mauern der Hallen und Gänge stehen noch in solcher Frische da, als wären sie erst gestern vollendet. Die unteren Stockwerke liegen jetzt alle unter der Erde, und über ihnen breitet

sich die grüne Vegetation eines neuen Bodens mit Gestrüpp und Gesträuch, hohen Bäumen und Gartenpflanzungen aus. Hier wurden die schönsten Mosaiken, Wandbilder, Statuen und Büsten gefunden, und noch jetzt bemerkt man an den Wänden und Gewölbbögen Spuren von Malerei und feiner Stukkarbeit. Unser Führer zeigte uns mitten in einem Gartenwege, die Erde mit dem Fuße wegscharrend, Spuren eines kostbaren Mosaikfußbodens irgend eines kaiserlichen Prachtzimmers. Unter diesen begrünten Schuttbergen, versunkenen Gebäuden, Hallen und Gewölben mit ihren Zimmern und Kammern schläft sicher noch eine ganze Welt althellenischer Kunstschönheit, die ihrer Auferstehung entgegenharrt. Der Besitzer aber läßt keine Hand rühren zu Entdeckungen und Ausgrabungen. Vielleicht ist auch dies so am besten, denn so ist es doch noch möglich, daß es einst von sorgsameren Händen geschieht, wenn hier die Barbarei gewichen oder verdrängt sein wird von der Civilisation, deren sie sich so lange glücklich erwehrt hat. *)

Der Boden ist überall mit Marmorgetrümmer wie besäet. Ich hob hunderte von Stücken der verschiedensten Marmorgattungen auf, um sie wie ein Kind wieder wegzuwerfen. Die völlige Zerstörung muß hier mit großer Schnelle eingebrochen sein, und nur was sichtbar noch in die Augen fiel, mag später in's christliche Rom gewandert sein. Alles Uebrige ist allmälig versunken und begraben. Von der Plastik der alten Welt ward so doch Vieles und Schönes gerettet. Wer

---

*) Die ersten Ausgrabungen hier geschahen unter Alexander VI. und Leo X., die alten Kunstwerke hatten also eilfhundert Jahre von Vergessenheit bedeckt, geschlummert. Gregorov. III., 513.

aber giebt uns eine Ahnung von ihren Wunderwerken der Malerei, von diesen tausenden und abertausenden von Staffelei- und Tafelgemälden, mit denen Raubsucht und Verschwenderluxus die unzähligen Bildergallerien in Palästen und Villen des kaiserlichen Roms gefüllt hatte! Diese tabularum miracula, diese „Wunderwerke der Malerei," für welche man schon in den Zeiten der beiden ersten Kaiser so ungeheuere Summen verschwendete, daß Tiberius sie in seiner berühmten Kabinetsordre gegen den Luxus ausdrücklich als Hauptgegenstände der überhandnehmenden Verschwendungssucht hervorhob, von ihnen ist auch nicht eine einzige Spur erhalten. Und doch stehen wir, die wir nach Hegel diesen Zweig der Kunst erst zu seiner Blüthe gebracht haben sollen, staunend selbst schon vor den Mosaikbildern, welche die Bewohner einer Landstadt wie Pompeji mit Füßen traten, und vor den zweitausend Jahre alten, verwitterten und verblaßten Wandbildern einer Aldobrandinischen Hochzeit und sonstigen kläglichen Resten, deren Bestimmung es war, die Wände von offenen, wind- und wetterfreien Gängen oder von öffentlichen Badezimmern, statt unserer Lumpenpapiertapeten, zu dekoriren. Und das Zierlichste und Schönste, das Feinste und Geistreichste, was zu christlicher Zeit in solcher Dekoration selbst einem Rafael und den Seinen gelungen, — wem anders verdanken sie es, als den Vorbildern einer schon längst über ihre Blüthe hinausgegangenen Kunst, den trümmerhaften, spärlichen Resten der dekorativen Kunst jener späteren römischen Kaiserzeit? Solchen Thatsachen gegenüber kann die Philosophie allerdings Bescheidenheit lernen. —

Das Klima hat doch etwas Verrätherisches in Italien. Als wir Morgens zwischen acht und neun Uhr von Tivoli

hinabstiegen, war es so kalt, daß Mäntel uns sehr behaglich waren. Zwei Stunden später hätte man sich Sommerkleidung wünschen mögen. Ich wäre den Weg nicht wieder zurückgekommen, hätten nicht zwei Römer, die auf ihrem zweirädrigen Kabriolet von Rom her gefahren kamen, meine Bitte, mich den Berg mit hinauf fahren zu lassen, mit jener ächt römischen Gentilezza und Zuvorkommenheit erfüllt, von der man jenseits der Alpen so selten eine Spur findet. Ich war bescheiden genug, nur um ein Plätzchen hintenauf zum Stehen zu bitten. Allein ich mußte durchaus den Sitz des Einen einnehmen, der, wie er sagte, schon lange gewünscht hatte, etwas zu Fuße zu gehen. Es waren Falegnami aus Genaro, einem Städtchen im Gebirge zwischen Tivoli und Subiacco, aber in Wesen und Behaben fein und nobel wie fürstengleiche Signoren. Man hat davon gar keinen Begriff bei uns. Von ihnen hörte ich die oft vernommene Klage über die zunehmende Verödung und Verarmung des Landes und die schrecklich überhandnehmende Verschlechterung des Klimas und der Luft. Orte, die noch zu ihrer Väter Zeiten als gesund galten, sind jetzt durch Fieberluft berüchtigt. Ein Hauptgrund ist die immer weiter um sich greifende Holzvertilgung und das völlige Aufhören alles Feldbaues. Die römischen Großen finden bei der Viehzucht und Benutzung ihrer Ländereien zu Weideland mehr ihre Rechnung, und so entwöhnt sich auch das Volk selbst der Arbeit. „Hätten wir nicht die Arbeiter aus den neapolitanischen Abruzzen, wir könnten selbst den geringen Feldbau nicht betreiben," sagte der ältere meiner Begleiter und damit wiederholte er nur, was ich hundertmal von Anderen gehört hatte. Das Volk ist unglaublich herunter, von Arbeitslust und Industrie ist in diesen zahlreichen

kleinen Gebirgsstädten — Dörfer giebt es bekanntlich in Italien nicht — keine Spur. „Dies Land ist doch so schön!" — sagte ich einlenkend. „Potrebbe essere un giardino di paradiso, ma adesso, c'è una spelonca!" erwiderte er zähneknirschend. Als ich aber jetzt leise auf die eigentlichen Grundursuchen überlenkte, fragte er mich, kurz abbrechend: ob ich die neue Beschreibung von Rom in englischer Sprache gelesen habe, die soeben am spanischen Platze erschienen sei? Das Mißtrauen ist seit dem letzten Aufstande ungeheuer. Noch im Juni hörte ich manches vertrauliche politische Wort, jetzt von keinem Römer eine Silbe. Wer mit Augen sehen, mit Händen greifen will, wohin der specifisch christliche Staat — und der römische Staat ist doch wohl der christliche par excellence! — kommt und kommen muß, der muß nach Italien gehen. Und wenn er da nicht sehen lernt, so will er nicht sehen oder er ist blind geboren. Es wird eine Zeit kommen, wo der spezifisch christliche Staat just eben so viel heißen wird, wie ein unverheiratheter Familienvater.

Hinter dem Gasthofe zur Sibylle, hoch oben auf der Felsenplatte, steht, neben dem runden Vestatempel mit seinen kannelirten Säulen, der in eine Kirche verwandelte Tempel der Albunea, der weissagenden Sibylle von Tibur. Von dieser runden Terrasse aus genossen wir bei günstiger Beleuchtung der schönsten Aussicht auf die Wasserfälle, auf Stadt und Gebirg umher. Die Romantik dieses Ortes ist unvergleichlich, und ich konnte es dem alten Horaz nicht verdenken, wenn er hier nach so viel Land-, Meer und Kriegsstürmen den Hafen seines Alters zu finden wünschte:

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes, utinam! senectae,
Sit modus lasso maris et viarum,
Militiaeque!

Zu deutsch etwa:

O wäre Tibur doch, das altershehre,
Als Ruhesitz im Alter mir verliehn!
Genug hab' ich durchirret Land und Meere.
Genug getragen harter Kriegesmühn!

Es ist noch Alles, wie er's in so vielen seiner Lieder singt. Noch stürzt sich der Anio „häuptlings" von den Felsenhöhen hinab in die duftig frischen Thalgründe und waldigen Schluchten. Noch labt in der Sciroccoglut hier den verschmachteten Römer die schattig feuchte Kühle. Noch trägt der üppige Boden reiche Frucht von Oel und Wein. Aber welch ein Zauberaufenthalt mag dies Tibur erst gewesen sein, als der fabelhafteste Reichthum im Bunde mit dem feinsten Schönheitssinne griechisch gebildeter, fürstengleicher Männer des Augusteischen Roms hier zu den unverwüstlichen Reizen der zauberhaft schönen Natur alle Pracht, allen Luxus und allen sinnlichen und geistigen Komfort der ausgebildetsten Genußfähigkeit in diesen Villen und Luftschlössern zu vereinen wußte: während jetzt sogar uns nordische Barbaren der absolute Mangel an allen Nothwendigkeiten eines Zimmeraufenthaltes im Gasthofe nach Rom zurückzuflüchten nöthigte. Denn wirklich kann man sich Unbehaglicheres, Widerwärtigeres und Abscheulicheres nicht denken als diese Quartiere römischer Landstädte für die rauhere Jahreszeit. Kein Fenster, keine Thüre schließt. Ueberall pfeift der Wind durch Ritzen und Spalten,

der nackte Ziegelboden vermehrt die Kälte und das Gefühl des Unbehagens. Oefen giebt es nicht, Kamine sind selten und machen, wenn man sich einfallen läßt sie zu benutzen, das Uebel meist nur noch ärger durch Rauch und Qualm. Dazu kein Sopha oder sonst bequemer Sitz; Stühle, Tische, Alles abgenutzt, wacklich, die Wände frostig, nackt und kahl, und doch liegt über dem Allen schon eine gewisse Gasthofsprätention, die das Unbehagen der Empfindung nur noch steigert: weiße Gardinen vor Fenstern, die seit dem sie eingesetzt, nie gewaschen worden, und deren trübe, blinde, von Fliegenschmutz bedeckte Scheiben jedes Versuches spotten, durch sie hindurch einen Blick auf die schöne Natur draußen zu werfen. Eine Wangeroger oder Helgolander Schifferwohnung, die ärmste selbst, ist ein Paradies für einen Winterabend gegen die Zimmer der von tausend Fremden (freilich meist im Sommer) besuchten Sibylla von Tivoli. Als wir daher so frostklappernd in unseren Mänteln Abends beim Nachtessen und Morgens beim Kaffee saßen, und inzwischen in der Nacht aufgehende Fenster und Thüren uns die Zeit vertrieben hatten, überfiel uns beide eine solche Heimweh-Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Roms und unseren behaglichen Zimmern in der Casa Santini auf Piazza Poli, daß wir sofort jeden Gedanken auf Fortsetzung unserer Herbsttour in's Gebirge aufgaben. Zumal da wir wohlweislich bedachten, daß wir in Subiacco und Palestrina selbst noch die Bequemlichkeiten der Gasthofscivilisation von Tivoli zu beneiden haben würden. Dafür soll aber auch im Frühling sicher Tivoli der erste Ausflug sein, den ich vor meiner Abreise mache. Abreise! — wie mir das Wort schon so wunderlich klingt!

Den 11. December.

Die beiden letztvergangenen Abende werden mir eine unvergeßliche Erinnerung höchsten Genusses bleiben.

Vorgestern spät Abends lockte mich der klarste Mondenschein noch hinaus zu einem einsamen Gange nach dem, unserer Wohnung nicht fern gelegenen Trajansforum. Als ich aber diesen wunderbaren Platz erreicht hatte, dessen einsame Riesensäule sich aus dem geöffneten Grabe ihrer sie einst umgebenden Herrlichkeit im duftigen Glanze des Mondlichtes so kühn und schwungvoll zum Himmel hob, zog es mich unwiderstehlich weiter durch das Labyrinth der engen Gassen, die den Fuß des Kapitoles umgeben, dem Forum zu, das ich an der Stelle betrat, wo sich aus der majestätischen Säulenvorhalle des Faustinentempels die Kirche San Lorenzo in Miranda erhebt, deren häßliche Frontausläufe sich wie die krummen Fühlhörner eines schwarzen Käfers zum Himmel emporstreckten. Jene Säulen sind 1813 bis zu ihren Basen ausgegraben, welche fünfzehn Fuß unter dem Fußboden der Kirche liegen. Die ganze Tiefe unter dem gegenwärtigen Erdboden bis zu dem antiken Boden beträgt aber über 36–37 Fuß! Man blickt in den aufgegrabenen Raum wie in eine geöffnete Gruft. Eine Brücke ist darüber gebaut, auf welcher jetzt die christlichen Beter durch die Säulen des alten heidnischen in die Hallen des christlichen Tempels wandeln. Schon früh ward in die Ruine eine Kirche hineingebaut, aber bei Gelegenheit des Einzugs Kaiser Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis abgebrochen und Ausgrabungen veranstaltet. Im Jahre 1602 erbauten die Spezereihändler (Aromatarii) von Rom, deren Eigenthum die Kirche gewesen war, dieselbe neu.

Vor den Farnesischen Gärten des Palatin vorbei wandelte ich langsam dem weißschimmernden Titusbogen zu. Eine unendliche Einsamkeit lag über dem Forum gebreitet. Kein Laut eines lebendigen Wesens unterbrach die Stille der Mondnacht, deren feucht dämmernde Luft mit ihrem zitternden Schleier alle Gegenstände magisch umwob. Die offenen Bogen der dreischiffigen Basilika des Friedensforums starrten mich gespenstisch an mit ihren dunkelen Massen, über welche das zu den Lücken der Gewölbe eindringende Mondlicht die wunderbarsten Reflexe warf. So oft hatte ich sie bei hellem Tagesscheine oder im Glanze des dämmernden Abends betrachtet, aber jetzt erschien mir ihre gewaltige Massenhaftigkeit so neu und fremd, als hätte ich sie nie zuvor gesehen.

Mit einem wunderbar beklommenen Gefühle durchschritt ich den Titusbogen, von dem abwärts das uralte römische Pflaster der Via Sacra durch Trümmer antiker Bauwerke, vorbei am Tempel der Venus und Roma, zum Kolosseum und dem Bogen des Konstantin hinabführt. Nichts Hörbares ringsumher als nur der laute Wiederhall der eigenen Tritte, denn auch das vereinzelte Glockenklingen war verstummt, welches aus dem fernen Trastevere der Nachthauch von dem lebenden christlichen in das begrabene und versunkene Rom der alten Götterwelt hinübertrug. Zum ersten Male ergriff mich die Gewißheit, daß mein Fuß hier wirklich auf der Stätte der Weltherrscherin wandle, mit einem schaudernden Gefühle bangen Entzückens. Mit jedem Schritte weiter hinabwärts hob sich nun von den äußersten höchsten Rändern an allmälig bis zu seinem dreifach sich übereinander schwingenden Säulenbogen und Pilasterwänden der Koloß der Kolossen, das Wahrzeichen der ewigen Stadt, vor meinen Blicken empor. Wie ein schlum-

merndes Ungeheuer zeichnete er sich ab mit seinen schwarzen Schattenmassen gegen den blauen, lichtdurchschimmerten Nachthimmel, von welchem des Mondes vollgereifte Pracht herniederstrahlte. Der Tag und sein Licht sind demokratische Gleichmacher. Sie verkleinern das Große und Gewaltige und lassen so auch das Kleine und Geringere neben ihm zu Worte kommen. Aber Nacht und Mondlicht heben das Gewaltige und Große zu solcher Majestät empor, daß neben ihm alles Andere zusammenschrumpft. So versank mir auch neben dem Kolosseum der mächtige Konstantinsbogen zu zwerghafter Kleinheit, und seine Thoröffnungen erschienen vor der Masse der oberen Theile wie in die Erde hinabgedrückt.

Durch die umschließenden Bogengewölbe des Kolosseums hindurchschreitend, setzte ich mich auf einen Säulenstumpf, um das Bild des Inneren von einem bestimmten Punkte aus in mich aufzunehmen. Hier, wo man der vollen Einwirkung des mächtigen Baues in seinem ganzen Umfange ausgesetzt ist, mußte ich einen Augenblick die Augen schließen, um mich vor der überwuchtenden Gewalt dieses Eindruckes in mir selbst zu sammeln.

Die Nachtbeleuchtung hat auch das Wohlthätige, daß sie über alle Brandmale und Wunden, welche Jahrtausende der Zerstörung diesem Werke geschlagen, ihren hüllenden Schleier wirft, das Zerstückte versteckt und die klaffenden Risse der Ergänzungen mit ihrem weichen Purpurgewande umkleidet. In der Versunkenheit meines sinnenden Hinbrütens gestaltete sich die Situation allmälig zu einer wunderbaren Phantasmagorie. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, die hörbare Stille und Einsamkeit um mich her, der gedämpfte Ton ferner Klosterglocken, das Alles verschmolz zu einem einzigen wun-

derbaren Tönen, zu einer musikalischen Harmonie, die, allmälig immer stärker und stärker anschwellend, zuletzt wie das jauchzende Tosen des stürmischen Meeres mich umbraus'te, und als wilder Jubelruf des Volkes dumpf donnernd über die Arena scholl. Aus allen Reihen, von allen Gängen, Stufen und Sitzen erhoben sich die tausende und abertausende der Zuschauer, mordfunkelnde, blutlüsterne Blicke hinabsenkend in die Mitte der Arena, wo an der Stelle, die sonst das Kreuz bezeichnete, der marmorne Leib des kapitolinischen Gladiators lag, von Todesschauern durchzuckt, langsam dahinsinkend im langhinstreckenden Tode neben der Leiche des Bruders, den er erschlagen zur Augenlust der Herren der Erde. Entsetzt schlug ich die Augen auf, und die Phantasmagorie war verschwunden. Mild und gnadenvoll blickte der Mond hinab durch die weiten Bogen in die stille Arena, und statt des mordjauchzenden Festjubels der Bürger des kaiserlichen Roms vernahm mein Ohr nur die klagenden Töne der ehernen Verkünder des Dienstes der Buße und Zerknirschung, in welchem jetzt das neue christliche Rom die Todsünden seiner heidnischen Mutter büßend zu sühnen scheint. —

Bei meiner Rückkehr hatte ich mit unser noch spät aufgebliebenen Wirthin, der ich meinen nächtlichen Gang erzählte, eine sehr komische Scene, welche mir zugleich für die Entfernung der Italiener von aller romantischen Empfindung einen neuen Beleg lieferte. „Und was, per la Madonna, hattet Ihr da in der nächtlichen Einsamkeit zu suchen?" fragte sie mit einem Gesichte, das sich diese Frage auf eine ganz eigenthümliche Weise selber beantwortete. Ich betheuerte, daß nur der schöne Vollmondschein mich verlockt habe. „Giebt es denn bei Euch keinen Vollmondschein in Deutschland?" Diese Frage

war so ganz ernsthaft gemeint, daß ich fast Lust hatte, sie verneinend zu beantworten. Als ich die Gute etwas über meinen Nachtgang beruhigt hatte, schalt sie mich aus, daß ich mich so muthwillig in Gefahr begeben habe. Es sei nicht rathsam, in jene Stadttheile bei nächtlicher Weile unbegleitet und waffenlos zu gehen. „Ihr seid da," setzte sie hinzu, „in der Hand des ersten besten Birbone, der Euch hinter einer Mauer her anspringt." In der That begegnete mir auch auf der ganzen Wanderung vom Kapitol bis zum Kolosseum keine menschliche Seele. Einen kleinen Raubanfall könnte man sich der Romantik wegen allerdings schon gefallen lassen. Aber die Straßenräuber Roms sollen, namentlich wenn sie ihre Erwartung hinsichtlich der Beute nicht befriedigt finden, zuweilen von roher Grausamkeit sein. Seit der energische Monsignore Zacchia, welcher vor einigen Wochen gestorben, nicht mehr an der Spitze der Polizei steht, hört man wieder häufiger von Gewaltanfällen und Mordthaten. So sind vorgestern fünf Raubgesellen in die Villa Borghese eingebrochen, haben ein Haus ausgeraubt, die Frau des Kustoden ermordet, und ihren Mann, so wie einen anderen zu Hülfe eilenden Diener des Fürsten tödtlich verwundet. Dergleichen geschieht in Rom, wenn auch nicht oft, doch nicht so gar selten, als es dem Fremden vorkommt, welcher, da hier keine Presse dergleichen Dinge bespricht, gemeinhin nur selten davon erfährt.

Der zweite Abend, den ich im Sinne hatte, als ich dieses Blatt anfing, war der des zehnten December, an welchem ich zum ersten Male das vatikanische Museum bei Fackelbeleuchtung sah. Es war schon spät Abends, als ein Diener der Mad. M.-Sch. mir die Einladung brachte. Eine Stunde darauf war dort die aus etwa fünfzehn Personen bestehende

Gesellschaft beisammen, bei welcher sich auch der dänische Bildhauer Jerichau und der berühmte Archäologe Welker befanden. Die Equipagen standen bereit, und gegen halb sieben Uhr rollten wir durch die dunkelen Straßen dem Vatikan und der Engelsbrücke zu. Mit einem wunderbaren Gefühle stieg ich denselben Weg, durch dieselben Gänge, Treppen, Höfe und Hallen, welche ich nun schon so oft bei Tageslicht durchwandert, jetzt in dämmernder Sternennacht hinan. Am Eintritt in die große Vorhalle der Inschriften wurden die Fackeln angezündet, und die Gesellschaft schritt in andachtsvollem Schweigen hinter den Führern her dem ersten großen Seitensaale des sogenannten Braccio nuovo zu. Es that mir wohl, diese kunstgeheiligten Räume, welche ich sonst nur von einem unruhigen Strome gaffender und plaudernder Fremden durchwogt gesehen hatte, jetzt in der nächtlichen Stille mit wenigen Personen zu betreten, von denen jede wohl den Genuß und Werth dieses Augenblickes zu würdigen verstand.

Hier nun bekam ich zuerst den vollen Begriff von der riesigen Größe der Räumlichkeiten, welche diese Welt von Marmorwerken umschließen. Der Saal des Braccio nuovo, welcher mir bei Tage weniger imponirt hatte, erschien jetzt einem gewaltigen Kirchenschiffe vergleichbar; und doch ist dies nur ein einzelner neuer Anbau. Aber welche Sachen stehen dort in diesen, von den herrlichsten Marmorsäulen getragenen Hallen! Der von zahllosen Genien umwimmelte kolossale Nil, der herrliche Silen mit dem jungen Bacchus auf den Armen, die göttliche Gewandstatue der Julia, deren Anblick mir erst einen Begriff davon gab, wie selbst in der strengsten Verhüllung des weiblichen Körpers die antike Plastik allen Adel, alle Schönheit und allen Liebreiz der menschlichen Gestalt auszu-

drücken verstanden hat! Ferner die kolossalen Medusenmasken die beiden Kolossalstatuen des Euripides und meines geliebten Demosthenes, die Amazonen (die verwundete und die kämpfende), die Minerva Giustiniani, der Satyr des Praxiteles und die liebreizende Venus Anadyomene! In diesem einzigen Saale stehen dreiundvierzig Statuen und zweiundsiebenzig Büsten (unter ihnen die kostbaren Barbarenköpfe russischer und sarmatischer Physiognomien), von denen jede die Zierde jeder deutschen Sammlung bilden würde.

Der größte Vortheil dieser Fackelbeleuchtung ist, daß sie die Betrachtung, von jeder störenden Ableitung frei, mit aller Energie, immer nur auf ein einziges Kunstwerk concentrirt. Was sonst Goethe mit Meyer's Worten in der italienischen Reise darüber sagt läuft alles ungefähr auf diesen Hauptpunkt hinaus. Aber er vergißt, wie mir scheint, ein Wesentliches.

Die Kunstwelt der Plastik hat überhaupt etwas Feierliches, Religiöses und dringt bei dem Betrachter auf eine ähnliche Stimmung. Diese marmorne Götter- und Heroenwelt weiht jeden Ort, den sie bevölkert, zum Tempel, wie denn auch der Tempel der eigentliche Wohnsitz der Götterstatue war. Auch was wir jetzt an Kolossalbildern historischer Personen noch besitzen, nimmt durch die fernen Zeiträume, welche uns von ihnen trennen, seinen Theil an dieser feierlichen Erhabenheit, an diesem schweigenden religiösen Ernste eines, der gemeinen unruhigen Gegenwart entrückten Daseins. Nun aber erzeugt dieses Bedürfniß der gesammelten Andacht und in sich vertieften Betrachtung, wenn es am Tage mit einer störenden Welt zu thun hat, die sich um uns her, in müssiggängerischer Unruhe gaffend, gleichgültig oder mit gemachtem Enthusiasmus durch diese Räume bewegt, einen beständigen Kampf und Wi-

derspruch, und nicht immer hat man Festigkeit der Abstraktion genug, um sich solcher Störung seiner Stimmung zu erwehren. Dagegen in der stillen Nacht, in dem magischen Halbdunkel dieser ungeheuren Räume, umgeben von einer kleinen Zahl andächtig gleichgestimmter Freunde und Bekannten, kann die ganze Gewalt der Poesie in dieser Welt der Schönheit eines Jahrtausende lang begrabenen Lebens uns mächtig ergreifen, und wir mögen ungestört den klagenden Zaubertönen lauschen, die aus der schönen Menschlichkeit dieser hellenischen Götterbilder und aus der Göttlichkeit dieser marmornen Menschengestalten zu uns herüberklingen.

Der glücklichste Mensch ist es dann, wenn er ein Größtes und Schönstes in seiner Art rein erlebt und ganz und ungestört genießt. Diese Gunst des Glückes ward mir an jenem Abende zu Theil.

Ehe wir den Braccio nuovo verließen, machte mich der Bildhauer Jerichau noch auf zwei Besonderheiten aufmerksam, welche mir auf's Neue bewiesen, wie großartig diese Alten die endliche Realität und Wirklichkeit den Forderungen einer höheren Kunstwahrheit aufzuopfern wußten. Da steht gleich rechts vom Eingange eine griechische Kanephore. Die Falten ihres Gewandes fließen in wundervollen Linien über die edlen Glieder hinab. Aber um diesen Eindruck hervorzubringen, hat sich der Künstler nicht gescheut, tief in's Fleisch des rechten Beines hineinzuarbeiten. Und doch, — obschon das hinterher der Verstand als Fehler, als Unwahrheit verschreit, — die erreichte Wirkung überstimmt den vorlauten Schreier doch immer wieder. Eben so fehlt an der Gestalt der Julia, der schönsten weiblichen Gewandfigur in Rom, offenbar die rechte Brust, über welche der lange, breite Streifen des Gewandes hinab-

fällt. Aber sie mußte fehlen, wenn jene wunderbare Wirkung des leicht herabfließenden Gewandstreifens erreicht werden sollte. Auch sieht man die Statue hundertmal, ohne dies Fehlen zu bemerken, und hat man es bemerkt, so glaubt man eigentlich doch nicht daran, daß etwas fehlt. Das ist der Zauber der Kunst! Ueberhaupt wurde es mir an dem heutigen Abende völlig klar, daß die ganze Auffassung der Kunst, welche dieselbe mit Hegel bloß als eine Stellvertreterin des Wissens betrachtet, an einem wesentlichen Mangel leidet. Die Kunst sagt nicht bloß in ihrer Sprache dasselbe, was auch der Inhalt des wissenschaftlichen Denkens ist. Die Kunst ist vielmehr eine, unserer Natur wesentliche Ergänzung des wissenschaftlichen Denkens, und verleiht einem Inhalte Sprache, den das Denken gar nicht hat. Die Kunst ist selbstständig, kein bloßer Uebergang, so sehr selbstständig gegen das wissenschaftliche Denken, daß sie selbst Dinge verwirklicht, welche das Denken als Unmöglichkeiten, oder besser als Undenkbarkeiten zu betrachten gezwungen ist. Die Kunst hebt in gewissen Fällen sogar die Schranken des Begriffes, den Begriff selbst auf. Man sehe den vatikanischen Apoll in seiner „reizenden, von ewigem Frühling umkleideten Männlichkeit," wie der begeisterte Winckelmann es ausdrückt. Diese poetische Sprache ist nicht Redensart, sie ist die vollkommenste Wahrheit. Die Momente verschiedener Altersstufen sind in einen einzigen zusammengefaßt, sie haben dadurch aufgehört, Momente der Zeit, des Wechsels und der Vergänglichkeit zu sein. Dieser Apollo ist weder Kind, noch Jüngling oder Mann, wohl aber alles dieses zugleich: er ist Kind ohne die Schwäche der Kindheit, und Jüngling in der Kraft und Sicherheit des Mannes. Unserer Einbildungskraft ist es rein unmöglich, sich einen zeitli-

chen Entwickelungsgang dieser Gestalt zu denken, oder an die Möglichkeit eines späteren Niedersteigens in menschliche Vergänglichkeit zu glauben *). Das kann das wissenschaftliche Denken nicht denken, ohne sich selbst aufzuheben. Aber die Kunst vermag es, diesem Denken seinen eigenen Widerspruch greifbar und sichtbar vor die Augen zu stellen. Eben so erschließt die Sprache der Farben — dieser wahrhaften Musik der Sphären — dem Geiste eine Welt, die ihm das Denken mit nichts ersetzen kann. Das ist mir die gewisseste Gewißheit, seit ich die Harmonie der Farbenklänge von den tönenden goldenen und silbernen Saiten vernommen habe, mit denen Himmel und Erde dieses Landes der Schönheit überspannt sind. —

Es wird aber Zeit, daß ich meiner Gesellschaft nachkomme, die sich schon längst dem Raume des Torso durch die unabsehbaren Hallen des Museo Chiaramonti zubewegt. Auf Veranstaltung unserer Führerin war die Fackelbeleuchtung in den runden Eingangspavillon des mehrere Stufen über dem Museo Chiaramonti erhabenen Museo Pio Clementino vorangeschickt, und nun erstrahlte wohl anderthalbhundert Schritte vor uns der göttliche Torso in dem Glanze seiner weißen, leuchtenden Marmorglieder wie ein heller Stern durch die Nacht der dunklen Halle, die wir langsam durchschritten, immer mehr uns diesem Thore des Lichtes nähernd. Dann zu dem Meleager und dem Hermes, zu dem schmerzenreichen Laokoon und seinen Knaben, zu dem Apollo, dem „Silberbogner," der die Furien, die Ungethüme der Nacht von seinem Tempel scheucht; — denn dies ist die allein würdige Erklärung des vatikanischen Apoll's, und nur weil Meister Feuerbach sie so unübertrefflich fest-

*) S. Feuerbach's vatikan. Apoll.

gestellt, wie nie vor und nach ihm ein Werk des Alterthumes erkannt und begriffen worden ist, sträuben sich die Archäologen, sie anzunehmen. Von da, zu der Götterversammlung in der Sala Rotonda, wo der Jupiter von Otricoli, der Jupiter Serapis, die Juno Sospita von Lanuvium, und wie viel Herrliches noch, im Kreise versammelt stehen. Dann weiter zur badenden Venus im Gabinetto delle Maschere, zum Apollino Sauroktonos und endlich zur Sala della Biga, wo der Diskobol und der Phokion den Beschluß machten. Ich blieb in diesem Raume noch eine Minute zurück, um aus seinen Fenstern den Anblick des nahen St. Peter zu genießen, dessen Kuppel in der ruhigen Pracht des vollen Mondlichtes sich in wunderbarer Majestät gen Himmel hob.

Nur Eins hätte ich bei diesem nächtlichen Kunstfeste zur Vollendung des Genusses wünschen mögen: ferntönende Musik, um in leise gedämpften Harmonien die festgebannte Schönheit des stummen Marmors von ihrem Schweigen zu erlösen!

Rom, den 12. December.

In Rom ist alles Geheimniß, von dem Privatleben und den Verhältnissen der Familie an bis zu den weiteren Kreisen, in welchen sich das ungeheuere Räderwerk der Staatsmaschine dieses Ausnahmestaates bewegt. Man kann Jahre lang unter einem Dache mit einer römischen Familie leben, täglich mit ihr verkehren, sich gegenseitig in unaufhörlicher Mittheilung ergehen, und doch entzieht sich der eigentliche Kern, das Innere der Familienverhältnisse dem Blicke des Fremden. Und nun erst das öffentliche Leben!

Doch das ist schon gleich ein falscher Ausdruck! In Rom giebt es gar kein öffentliches, kein Staatsleben. Die ungeheuersten Zwecke, die gewaltigsten Vorbereitungen und Unternehmungen der hier konzentrirten hierarchischen Weltmacht bergen sich im tiefsten Geheimniß. Man vermuthet, ahnet, glaubt sie, aber man erfährt nichts von ihnen. Verbindungsfäden mit Allem, was Europa, was die gesammte Welt bewegt, laufen hier zusammen. Man meint sie zuweilen streifend zu fühlen, aber man sieht sie nicht. Ueberhaupt erfährt man mit einiger Sicherheit fast nichts, was selbst nur in dem täglichen Leben einer Weltstadt wie Rom vorgeht. Selbst Verbrechen, Unglücksfälle aller Art, wie sie in einer so großen Stadt nothwendig sich ereignen müssen, erfährt der Fremde nur selten und zufällig. Seit über einem halben Jahre habe ich z. B. außer jenem grausamen Morde, welcher alle Welt von sich reden machte, weil er in der Villa Borghese geschah, auch von Vorfällen solcher Art nichts vernommen.

Das Leben in Rom scheidet sich in zwei Kreise, welche gesondert von einander und ohne alle Berührung selbst ihrer beiderseitigen Peripherie neben einander sich bewegen. Den einen bildet Rom mit seinen tausendfach verschlungenen Zuständen und Verhältnissen; den anderen bilden die Fremden, welche in Rom mehr wie anderswo durchaus eine Welt für sich ausmachen. Rom ist in Bezug auf die Fremden nur ein ungeheurer Badeort mit all dem Kleinkrame, welcher dem modernen Badeleben anhaftet. Diese Fülle von Fremden ist nun wieder je nach ihren Nationalitäten gesondert. Von dem Leben und Treiben der Heimath, von ihren Bewegungen in Politik und Literatur ist man so gut wie völlig abgeschieden. Wir Deutsche z. B. erfahren davon nichts als was die

Augsburger Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt uns davon in ziemlich homöopathischen Portionen zukommen lassen, und ich lese in beiden, was Deutschland betrifft, schon lange am andächtigsten neben den Ordensverleihungen und Inseraten die Bücheranzeigen, welche ich sonst kaum eines Blickes würdigte. Denn sie allein gewähren Einem in dieser Abgeschiedenheit einen Ersatz für das, was in manchen deutschen Artikeln jener Zeitung fehlt, sie geben gleichsam einen Nilmesser für den jetzt so lebhaft fluthenden Strom des deutschen Lebens. So abgeschnitten von der Heimath und ihren Interessen hat man ferner keinen Ersatz irgend einer Art in der Theilnahme an den Interessen des fremden, uns umgebenden Lebens. Denn, wie gesagt, ein öffentliches, ein Staatsleben existirt nicht. Für allgemeine Dinge, so weit sie nicht etwa die Kunst und deren geschichtliche Vergangenheit betreffen, kann sich der Fremde hier nicht interessiren. Denn auch die Presse ist völlig stumm. Die römischen Zeitungen besprechen nicht einmal das Theater, für dessen Kritik doch selbst in den allerabsolutesten Staaten der Presse freies Feld gegeben zu werden pflegt. Man kann sagen, daß die Journalistik, die Zeitungspresse für Rom selbst noch gar nicht existirt. Es ist daher nicht möglich, über irgend einen Vorfall, ein Ereigniß, das hier geschehen, mit Sicherheit etwas Gewisses zu erfahren, wenn man nicht den Zugang zu den unmittelbarsten Quellen hat. Es ist buchstäblich wahr, daß die in Rom lebenden Fremden oft erst aus der Allgemeinen Zeitung nach drei oder vier Wochen erfahren, was z. B. heute in Rom passirt ist. Versteht sich, ich rede nur von den äußerlichsten und an sich unwichtigsten Vorfällen. Verläßt ja ein Korrespondent einmal diesen Kreis, so kann er gewiß sein, daß die Polizei das Blatt

unterdrückt. So erklärt sich denn, daß hier noch, wie im Alterthume, das Anekdotenartige, das Gerücht, das „man sagt" (dicitur) ein vorherrschendes Element der Mittheilung bildet. Hier kann man lernen, welche Zaubergewalt zur Ermittelung und Feststellung thatsächlicher Wahrheit in der Freiheit und Oeffentlichkeit einer nur vom Gesetze abhängigen Presse liegt. Ein Irrthum, ein falsches Gerücht, eine geflissentlich verbreitete Unwahrheit haben hier das freieste Spiel. Die besten Quellen einer Nachricht sichern doch nicht ihre Richtigkeit und Wahrheit. Berichtigungen aber und Widerlegungen des Unrichtigen, Falschen, Entstellten, Uebertriebenen, der Lüge und des bösen Gerüchtes sind gänzlich unmöglich. Rechnet man nun die südliche Lebhaftigkeit, Fabelsucht, Lust zum Konversiren, Freude am Auffallenden, Uebertriebenen und Wunderbaren hinzu, so begreift man, wie z. B. im Alterthume, besonders in der Zeit, wo die Sittlichkeit schon gesunken war, eine so ungeheuere Masse der abenteuerlichsten und absurdesten Anekdoten sich an die Namen der bedeutendsten Menschen hängen und theilweise ihr Bild entstellen konnten; denn das Alterthum, das so Vieles besaß, entbehrte doch der großen Wohlthäterin der Menschheit, der Presse, die zwar auch zuweilen der Wahrheit Wunden schlägt, aber sie auch, dem Speere in der griechischen Heroensage ähnlich, wieder heilt.

Im heutigen Rom erklärt aber jener Mangel an allgemeinen und öffentlichen Interessen, an einer mit ihnen vermittelnden Presse und an Literaturleben die ungeheure Kleinstädterei, Klatschsucht und das Gerüchthaschen, die sich in dem Rom der Fremden in einem Grade vorfinden, von welchem man gemeinhin bei uns gar keine Ahnung hat. So ist ferner

Rom auch von allen europäischen Hauptstädten vielleicht vorzugsweise noch die Stadt der Glücksritter, der Abenteurer und Charlatane aller Art. Wenn man zuweilen sieht, was für Menschen sich hier Jahre lang in Credit erhalten, so glaubt man seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Aber, wie gesagt, Rom ist nur ein ungeheuerer Badeort, das Publikum jedes Jahr ein anderes, neues. Ein Abenteurer, der in dieser Saison einmal glänzend durchfällt, kann in der nächsten schon wieder oben auf sein. Denn eine Kontrole durch die Journalistik und die öffentliche Meinung existirt nicht, weil es weder eine Journalistik noch eine öffentliche Meinung giebt. —

Gestern hat der heilige Vater in seiner Allokution an das Kollegium der Kardinäle die Hoffnung ausgesprochen, daß ein Konkordat zwischen dem päpstlichen Stuhle und Rußland zu Stande kommen werde. Inzwischen dauern die Nachrichten noch fort von katholischen Priestern, welche, um dem Glaubenszwange zu entgehen, aus Rußland geflohen sein sollen. Wer wird die Schmählichkeiten, welche in dieser Art in Rußland begangen sein sollen, wenn sie alle wahr sind, irgendwie zu vertreten wagen! Aber wunderlich kommt es mir doch vor, wenn ich so den römischen Geistlichen, welche von diesen Dingen erzählen, gegenüberstehe, und mir dabei einfällt, daß in Rom, wo jetzt so viel von Toleranz geredet wird, die Protestanten z. B. weder eine Kirche noch einen Geistlichen (der preußische Prädikant ist und nennt sich Attaché der Gesandtschaft, und seine Predigten sind nur als Vorträge eines solchen geduldet), noch auch nur eine Schule haben oder haben dürfen, so daß hier wohnende deutsche Familien mit ihren Kindern in große Verlegenheit kommen. Von der Absperrung der hier lebenden Deutschen von aller deutschen Literatur der Gegenwart,

soweit sie nicht streng katholisch ist, will ich gar nicht reden. Wenn es einmal gelingt, ein Buch wie Dahlmann's Revolutionsgeschichte oder Gervinus' Mission der Deutschkatholiken durch die Zollsperre zu bringen, so ist das eine Erquickung für hunderte von lechzenden Herzen. Für sonstige Nachrichten helfen hier und da vereinzelte Winke aus, die in Privatbriefen über die Alpen kommen, und welche man sich begierig mittheilt. Denn jetzt kann einmal ein Deutscher, sei er auch noch so fern vom Vaterlande, sich des beständig gespannten Hinblickes auf Deutschlands Gegenwart und nächste Zukunft nicht enthalten. Die Ferne schärft und reizt nur noch das Verlangen.

Von römischen Dingen ist demnach das Einzige, von dem ich mit vollkommener Sicherheit und Glaubwürdigkeit berichten kann, das Wetter. Seit vier Wochen haben wir das schönste gehabt, welches man sich in Rom wünschen mag, die hellsten, sonnigen Tage mit freilich kalten Morgen und Abenden, und heute ist der zweite Regentag dieser ganzen Zeit. So gut ist's den Römern schon seit mehreren Jahren nicht geworden! Als ich neulich auf den Trümmern von Roma Vecchia mich vom warmen Nachmittagssonnenscheine durchwärmen ließ, und auf der Heerstraße von Albano unter den Tritten einer Büffelschaar den Staub ganz sommerlich aufsteigen sah, streifte mein Blick über die schneeglänzenden Apenninen hinüber gen Norden, und ich dachte mit einem leisen Schauder, wie es jetzt wohl auf den heimathlichen Fluren aussehen möge. Ja, die Natur ist ewig schön in diesem „Lande der Menschlichkeit", und ich sage mit meiner vortrefflichen Hauswirthin Signora Lucia: mondo è bello assai, ma gli abitanti sono cattivi, wenn ich auch das tutti, welches sie hinzusetzt, mit Ueberzeugung weglasse.

Ein römisches Volksbuch.

Rom, den 13. December.

Ein in Italien sehr verbreiteter Volkskalender ist der im Kirchenstaate herausgegebene sogenannte Barba-Nera, der „Astronom der Apenninen," wie er auf dem Titel heißt, wo er zugleich in Holzschnitt mit Turban und langem Barte abgebildet ist. Als Umschrift dienen die Verschen:

Le stelle, il Sole ed ogni sfera
Col suo compasso Barba-Nera
Va misurando, *per scoprire*
Tutto quello che ha da venire.

Da dieser Kalender das einzige weltliche Buch ist, welches ich in den Händen des Volkes, auf dem Lande namentlich, gefunden habe, so ist es wohl der Mühe werth, dasselbe ein wenig nach seinem Inhalte zu untersuchen. Es wird sich daraus ergeben, wie sich die Pfaffen kein Mittel entgehen lassen, welches irgend ihrem Zwecke förderlich ist, das Volk in der Verdummung zu erhalten, um es desto besser ausbeuten zu können. Außer den nothdürftigsten gewöhnlichen Kalenderangaben, einigen dürftigen Notizen über Gegenstände des Ackerbaues und über ein Paar italische Städte bilden nämlich den Hauptinhalt dieses Volksbuches zwei Dinge: Prophezeihungen über die Ereignisse des bevorstehenden Jahres im Ganzen und Einzelnen, und zweitens — Aufmunterung zum fleißigen Lottospiel!

Was die ersteren betrifft, so heißt es z. B. in dem discorso generale, der dem Kalender selbst voraufgeht, daß

das Jahr 1845 von der Luna beherrscht und der Einfluß dieser Herrscherin auf die verschiedenen Ernten günstig sein werde. „Es wird also fast durchgängig das türkische Korn, der Waizen, die Gerste, das Haidekorn und ähnliche Getreidearten in Ueberfluß gedeihen. Freilich werden einigen Gegenden die atmosphärischen Einflüsse schädlich sein, aber im Ganzen wird Ueberfluß herrschen. Die Hülsenfrüchte und Gartengewächse (sie werden aufgezählt) werden gleichfalls in Fülle gerathen. Birnen, Aepfel, Nüsse, Kastanien und Eicheln nicht völlig so reichlich, aber doch genügend. Weinstock und Oelbaum werden fruchtbar sein. Die Viehzucht wird in den höheren Gegenden gut gedeihen, nicht so ganz in der Ebene. Bienen und Seidenwürmer werden einen ausreichenden Ertrag geben, und einen noch größeren denen, die gehörigen Fleiß auf ihre Zucht zu verwenden verstehen werden. Die Jäger werden mit ihrer Beute zufrieden sein."

Von diesen Prophezeihungen kann man nun höchstens sagen, daß sie albern und kindisch, sonst aber unschuldig sind. Obschon doch nichts unschuldig heißen darf, womit man absichtlich ein Volk in der Region des Kindischen erhält. Ich rechne zu diesem Kindischen auch noch, wenn der Barba-Nera zu den Tagen und Wochen der einzelnen Monate Prophezeihungen macht, wie: daß ein Fürst eine Reise machen, Gesandte abberufen, Prinzen geboren werden, viele Bankerotte eintreten, Verleumder an den Tag kommen, brave Leute durch schlechte Menschen in schlimmme Händel verwickelt, ein Stolzer gedemüthigt, ein Niedriger erhoben, Feuersbrünste ausbrechen werden, und was dergleichen Possen mehr sind. Aber minder unverfänglich als diese Albernheiten ist der politische Theil dieser Prophezeihungen. Sie sind insgesammt darauf berech-

net, erstens das Volk in der tiefsten Unwissenheit über den Weltlauf zu erhalten, zweitens ihm einen heilsamen Schrecken vor allen politischen Bewegungen einzuflößen, und drittens jede Nachricht von irgend einem Ereignisse in der politischen Welt, die auf irgend einem Wege zu ihm kommen könnte, von vorn herein zu verdächtigen. Ich will alle diese drei Punkte sogleich mit Belegen versehen.

Während die Gegenwart täglich die ungeheuersten Fortschritte macht, die Weltverhältnisse die wichtigsten Aenderungen erfahren, belehrt hier der Barba-Nera das Volk: daß die Weltangelegenheiten (le vicende del mondo) in dem alten Geleise ohne irgend eine wesentliche Veränderung fortgehen werden (procederanno nel solito piede, senza presentare cose insolite). Wie diese blasphemirende Prophezeihung zu verstehen sei, lehrt sofort der folgende Satz; freilich werden sich eine ziemliche Anzahl Verräther finden (traditori heißen Alle, welche jenes procedere nel solito piede etwa zu unterbrechen Lust haben sollten), aber sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entgehen.

Was hier der Prophet in seiner Generalprophezeihung verkündigt, das unterläßt er nicht, auch noch einzeln in den Specialprophezeihungen einzuschärfen, mit denen er einzelne Tage und Wochen auszustatten die Stirn hat. So heißt es z. B. am vierzehnten Februar: „Die bösen Anschläge von Projektenmachern (progettisti, könnte wohl ein Druckfehler sein für progessisti) werden verunglücken, die Schuldigen gerichtet werden. Arge Welt!“ Ebenso werden in der ersten Aprilwoche wieder Anschläge entdeckt und die Rebellen zerstreut, und in der dritten gleichfalls unruhige Köpfe bestraft werden, zum Trost aber stehen diesmal neue Gesetze und Reformen,

14*

welche der Menschheit nützen, daneben; doch ist zu fürchten, daß diese Reformen höchstens die Steigerung der bisherigen Beglückungsanstalten der Menschheit, wie z. B. Lotto und Prozessionen betreffen werden, da ja nach der Generalprophezeihung Alles auf dem alten Fuße bleiben soll. In der ersten Maiwoche wird vor Betrügern des Volkes (impostori) gewarnt, die in Umlauf sind, vor argen Menschen, welche die Guten und Treuen in Unheil bringen werden, und dicht daneben steht das Unheil: discussione politiche! Jeder hüte sich vor Unzufriedenheit, denn in der vorletzten Augustwoche werden Unzufriedene bestraft werden (malcontenti puniti). Kurz, wo nur von politischen Dingen die Rede ist, fehlt neben der verdienten Strafe nie die Andeutung, daß all solches Wesen Betrügerei und Thorheit (inganni e folie) sei. Gegen Ende Novembers werden wieder Verschwörungen entdeckt werden, wodurch selbst verdiente Leute in's Unglück kommen. Aber die Ruhe wird zuletzt siegen (trionfa l'ozio). Im December giebt es schon in der ersten Woche wieder Aufruhr in einigen Städten, und verdächtige Leute gehen um, aber schon in der zweiten Woche werden die Anschläge der Bösen zu nichte.

Man sieht: Lust zu Neuerungen giebt es überall, aber wehe dem, welcher sich auf dergleichen einläßt. Zum Ueberfluß wird noch gesagt, daß Angeber und Spione (delatori e spioni) umhergehen werden.

Ganz besonders hat es endlich der Barba-Nera auf die Zeitungsschreiber abgesehen. Freilich lies't das Volk keine Zeitung, theils aus dem einfachen Grunde, weil es nicht lesen kann; denn selbst die Leute aus dem Volke, welche etwa fähig sind, in müssigen Stunden ein Paar Prophezeihungen

hres gedachten Barba-Nera zusammenzubuchstabiren, können doch lange nicht soviel lesen, um damit eine Zeitung bewältigen zu können, selbst wenn ihnen zufällig einmal solch ein Blatt in die Hand fiele. Es ist mit dem Lesen des Volkes wie mit den Schriftzeichen, die auch schon lange vorhanden waren, ohne daß darum schon geschrieben wurde. Zweitens aber lies't das Volk darum keine Zeitung, weil es keine hat.

In den kleinen Städten des päpstlichen Italiens fand ich nirgend, selbst nicht in den Café's, geschweige denn in Privathäusern, eine Zeitung, selbst nicht die über allen Begriff erbärmliche Zeitung von Rom. Dennoch aber versäumt der Barba-Nera nicht, Zeitungen und Zeitungsschreiber, welche denn doch hier und da dem Volke durch Hörensagen als die Verbreiter dessen, was in der Welt vorgeht, bekannt werden, auf alle Weise lächerlich zu machen und ihren Kredit zu untergraben. Wo sie in den Prophezeihungen genannt werden, geschieht es nur, um zu sagen, daß sie einander widersprechen (novellisti in contrasto), sich gegenseitig der Unwahrheit bezüchtigen (novellisti in contesa oder in contradizione), Luftschlösser bauen (castelli in aria dei novellisti) und so als Betrüger und Betrogene die allgemeine Verwirrung und Verwickelung, welche schon in dieser schlechten Welt herrscht, noch vermehren helfen werden. Denn schlecht ist die Welt, grundschlecht und voll Verwirrung (mondo in generale intricato e confuso); die Heuchelei blüht und Heuchler giebt's zu Schaaren (ipocrisia commune ai giorni nostri, ippocriti a turme). Diese letztere Behauptung oder Prophezeihung ist die einzig glaubwürdige und unwiderlegliche, und Barba-Nera hätte hinzusetzen sollen, daß die Lieblingsuniform dieser Geschwader von Heuchlern meist von schwarzer Farbe

sei. Ist nun schon die heutige Welt schlecht (mondo cattivo), die Bosheit in ihr herrschend, Treu und Glauben verloren (malignità commune nel mondo odierno, la buona fede perduta), die Jugend verderbt (gioventù scorrotta), die heutige Gesellschaft überhaupt voll Gefahren (odierna societa pericolosa), so ist es doch vorzugsweise schlimm bei den Völkern des Westens, bei denen alle Augenblicke Aufruhr, Empörung und blutige Kämpfe prophezeiht werden.

Bei jener Darstellung des Weltzustandes überhaupt und des italischen insbesondere, entgeht den frommen Vätern, deren Werk und Werkzeug der Barba-Nera ist, nur ein kleiner Umstand, der ihnen indessen sehr gefahrvoll werden kann, und auf den ich sie und ihre geistlichen Wahlverwandten aller Konfessionen daher in ihrem eigenen Interesse aufmerksam machen möchte. Gesetzt nämlich, die Gegner und Feinde dieses eures piede solito, dieses alten Geleises, in welchem die Weltereignisse sich bewegen, träten einmal zu den Lesern des Barba-Nera, zu euren Schafen, hin und sprächen also: „Ihr guten Schafe, eure eigenen Hirten, Pfleger und Erzieher, deren Werk ihr doch seid, sagen täglich, daß ihr euch unter ihrer, so vielhundertjährigen Leitung und Erziehung von Jahr zu Jahr verschlechtert habt. Nun, wenn sie das selbst sagen, die es doch am besten wissen müssen, so gestehen sie damit, daß ihre Erziehungsweise eben nichts getaugt hat. Es wäre daher schon der Mühe werth, es einmal mit einer anderen zu versuchen, vorläufig aber diese schlechten Erzieher, welche selbst bekennen, daß sie mit ihrer Erziehung nichts, ja weniger als nichts ausgerichtet haben, zum Henker zu jagen, denn schlechter als sie ist, kann ja die Welt nicht werden; das sagen ja eure Hirten selbst. Ihr profitirtet also jedenfalls beträchtlich,

denn ihr behieltet alle eure Wolle, die jene euch abscheeren, für euch, alle eure Milch, die jene euch abmelken, für eure Kinder, und alle die Lämmer und Hämmel, welche sie für sich einschlachten, blieben am Leben und sprängen lustig umher auf der grünen Weide der Welt." — Was meint ihr, daß eure Schafe auf solche Rede zu erwiedern hätten?

Das Lottospiel im Kirchenstaate.

Rom, den 14. December.

Das Lottospiel im Kirchenstaate und in Neapel erfüllt mich jedesmal mit tiefer Beschämuug, denn es erinnert mich, so oft ich mich darüber empören möchte, daran, daß auch in Deutschland die Regierungen noch Spielbanken und Lotterien gegen den Strom des allgemeinen Unwillens schützen, daß man selbst in einer Sache, die sonnenhell wie der Tag daliegt, noch von oben her ansteht, dem allgemeinen Geiste der Sittlichkeit ein so geringes Zugeständniß zu machen. Aber bei uns spricht doch die allgemeine Stimme in Kammern und Petitionen, in Zeitungen und Broschüren ihr Schuldig aus. Keine Stimme der Vertheidigung wagt sich an's Licht, ohne sofort mit verdienter Schmach gebrandmarkt zu werden, ja selbst die zeitweiligen Entschuldigungs- und Beschönigungsversuche entgehen nie den scharftreffenden Pfeilen einer siegenden Widerlegung. Und daß es jetzt einer Regierung bei uns einfallen sollte, geradezu das Spiel in Schutz zu nehmen, ist eine moralische Unmöglichkeit.

Wie aber sieht es aus in dem Staate, dessen weltliches Regiment keinem geringeren als dem Statthalter Christi selbst anvertraut ist, im Kirchenstaate? Der Barba-Nera soll uns darauf die Antwort geben, denn so unglaublich es ist, so buchstäblich wahr ist es doch, daß dieses Regiment der Kirche selbst den von ihm herausgegebenen und privilegirten Volkskalender benutzt, um die schon übergroße Neigung des Volkes zu dem Lottospiele noch mehr zu entflammen!

Gleich auf einer der ersten Seiten dieses Volkskalenders heißt es in dem prophetischen Avviso ai Giocatori del Lotto folgendermaßen: Wenn die vielen sympathetischen Zahlen, welche in dem folgender Kalender angemerkt sind, zusammentreffen werden, sei es mit der sympathetischen Zahl des Jahres u. s. f., oder mit der Zahl des Datums der Ziehung, oder den früheren Ziehungen des Ortes, für den man spielen will, oder endlich mit den algebraischen Mondzahlen jedes Trimesters, so werden diese Zahlen für die Liebhaber des Spieles (ai dilettanti) vortheilhaft sein, wie dies die Erfahrung für die Lotto's von Rom, Neapel, Toscana u. s. f. gelehrt hat, wo in den verflossenen Jahren beträchtliche Gewinnste gemacht worden sind und noch gemacht werden."

Auf diese allgemeine Regel und Prophezeihung folgen dann in dem Anhange, welcher fast ausschließlich dem Lotto gewidmet ist, unter der Ueberschrift: Specchietti o cabbalette per i Lotti, in vierundzwanzig gereimten Strophen eine Anzahl kabbalistischer Spielregeln mit beigedruckten kombinirten Zahlen. Der Anfang dieser Art von privilegirter, offiziell fabricirter Volkspoesie lautet:

Son pien di speranza
Amici diletti,
Che gli ambi e ternetti
Vorrete scoprir.

Zu deutsch etwa:

Nur muthig, ihr Freunde,
Ihr nahen und fernen,
Die Amben und Ternen
Ihr trefft sie gewiß!

Darauf folgen für die Liebhaber des Lottospieles in den Lotterien von Rom, Neapel, Toskana und ganz Italien die Angaben gewisser kabbalistischer, oder, wie der Kunstausdruck lautet, sympathetischer Zahlen, deren Leichtigkeit, sagt der Barba-Nera, es den Liebhabern zur Pflicht macht, dieselben immer bereit zu haben und sie eifrig anzuwenden (a porre sempre in esecuzione), da ihnen hiermit versichert wird, daß sie mit ihrem Resultate zufrieden sein werden, wie es schon viele vor ihnen gewesen sind. Zum Schlusse heißt es, daß es freilich auch von dieser Regel einige Ausnahmen gäbe, welche es aber dem Liebhaber nur um so mehr zur Pflicht machen, die Regel selbst möglichst oft anzuwenden (porre sovente in pratica), und zwar um die Ausnahmen kennen zu lernen, denn: audaces fortuna juvat timidosque repellit. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Hier haben wir also das jetzt in Europa wohl in seiner Art einzige Schauspiel, daß eine Staatsregierung, und zwar die des Statthalters Christi, in der einzigen, von ihr erlaubten und unter ihrem Einflusse verfaßten Volksschrift zu einem unsittlichen, verderblichen Thun, zum fleißigen Lottospiele ganz

in der Weise eines Trödlers oder Würfelspielers aufmuntert, der mit seinem: Immer heran, immer heran! wer nicht wagt, der nicht gewinnt! auf Messen und Jahrmärkten Kinder und Narren in seine Bude lockt. Ja, dieses geistliche Gouvernement scheut sich nicht, zu seinem Zwecke selbst den Aberglauben der gemeinsten Art, den Aberglauben an Prophezeihungen zu nähren und zu unterstützen. Denn der Kalendermann gerirt sich von Anfang bis Ende als Prophet, und die kindisch alberne Weise, in welcher er es thut, schadet ihm bei einem Volke nichts, von dessen kindischer Wundergläubigkeit sich Niemand, der nicht in Italien lebte, auch nur den entferntesten Begriff machen kann. Damit aber auf jeden Fall der Rücken gedeckt sei, steht gegen das Ende der Prophezeihungen folgender ausdrücklicher Protest:

„In Gemäßheit der weisen, von den Päpsten Sixtus V. und Urban VIII. gegebenen Gesetze erklärt der Herausgeber des gegenwärtigen Büchleins, daß alles in demselben Gesagte nicht die Gränzen bloßer Vermuthungen, welche dem Irrthume unterworfen sind, überschreiten darf, da ohne dem göttlichen Willen die gesagten Dinge niemals in Erfüllung gehen können.“

Gut gesprochen, Pater, um sich den Magen warm zu halten!

Den 13. December.

Gestern Abend ist der Kaiser von Rußland auf dem Landwege von Neapel unter den furchtbaren Regengüssen, in denen sich seit vorgestern der Scirocco Luft macht, in der Hauptstadt der Christenheit eingetroffen, in der man ihn mit

der größten Ungeduld erwartete. Seit einigen Wochen hat dieses bevorstehende Ereigniß hier in Rom fast ausschließlich die Unterhaltung in Anspruch genommen und alle übrigen Interessen zurückgedrängt. Man hat keine Vorstellung davon, wie die römische Industrie sich bereitet, die kurze Anwesenheit des goldausstreuenden Herrschers in der Cäsarenstadt möglichst auszubeuten. Hier habe ich gesehen, wie rührig diese arbeitsscheuen Italiener sein können, wenn es gilt einen glücklichen Moment zu benutzen. Kunstausstellungen werden bereitet und die Ateliers der Mosaicisten, Steinschneider und Kunsthändler zeigen sich im festlichen Glanze lockendster Anordnung. Man schmeichelt sich mit den fabelhaftesten Hoffnungen. Hieß es doch sogar gestern: der Kaiser habe eine ihm zu Ehren in Palermo veranstaltete Ausstellung ohne Weiteres vollständig gekauft. Sehr glaublich für die italienische Phantasie und nicht unmöglich für den Besitzer der Schätze des Czarenreiches. Aber schönes Zeug mag Allerhöchstderselbe da für sein Geld erhalten haben, denn wer nur etwas sich in Sizilien und Neapel umgethan, weiß, zu welchem Zustande des Kretinismus dort die Kunst herabgesunken ist. Aber auch die hiesige gelehrte Welt will von der Anwesenheit des Kaisers positiren. Die Feier des Winckelmannsfestes ist verschoben, und wie es heißt werden die Herren Archäologen den Kaiser einladen, dieser Feier auf dem Kapitole beizuwohnen um sich einige alte Vasen und Inschriften vorerklären zu lassen. Ernster ist das Gesicht, welches die anderen und namentlich die hiesigen höchsten und allerhöchsten Kreise zeigen. Man ist durchaus von dem Besuche des Kaisers noch immer überrascht, so lange und sicher er auch vorherverkündet wurde. Der Papst soll sogar der Ankunft mit einer Unruhe entgegensehen, an die ich nicht

glauben würde, wenn mein Berichterstatter nicht allen Glauben verdiente. Es ist doch ein wunderbarer Umschwung irdischer Dinge! Rom, vor dem sonst die Kaiser sich in Zerknirschung beugten, sieht jetzt der Ankunft des gefürchteten gekrönten Gegners, welcher als einzelner ihm naht, mit banger Befangenheit entgegen! Das Volk dagegen strömt der dem Kaiser zu Ehren veranstalteten Illumination zu. Ihm ist und bleibt diese Ankunft des Imperatore ein Fest, obschon man Sorge getragen hat, ihm beizubringen, welch ein gefährlicher Gegner des Katholicismus derselbe sei. Aber die Römer von heute sind nichts weniger als fanatische Katholiken, und denken bei weitem mehr an die unermeßlichen Quattrini des Russenkaisers als an seine Ketzereien. Das eigentliche niedere Volk endlich, und namentlich alle Diejenigen, welche nichts von seiner Freigebigkeit erwarten zu dürfen meinen, kümmern sich keinen Strohhalm um den nordischen Barbarenkaiser. Diese Römer sind so des Größten gewohnt, daß dergleichen Erscheinungen, hinter denen unser Volk staunend herläuft, ihnen gar nicht imponiren. „Es ist der erste russische Kaiser, welcher Rom sieht," sagen sie, und damit gut. Unsere Hauswirthin ist so recht der Typus dieses römischen Wesens. Sie erzählte uns, daß sie den Kaiser, welchen wir noch nicht zu Gesicht bekommen, so eben auf dem Quirinal gesehen habe, aber mit einer solchen Gleichgültigkeit, als sei sie eben nur einem alten Bekannten begegnet. „Che volete! è un uomo come noi altri!" Das ist wirklich noch ein Rest der altrömischen Gravitas und des Horazischen nil admirari, das wir Deutsche so verkehrt auffassen, als verböte der alte Römer die Bewunderung, da er doch nur die vettermichelhafte Verwunderung, das Vielgeschreimachen von kleinen Dingen gemeint hat.

Der Deutsche verwundert sich tadelnd, lehrend, neidend, pharisäisch, gern über alles Mögliche, außer über sich selbst. Bewundern aber, das heißt ehrend anerkennen, ist für ihn, wie Niebuhr einmal von Rom aus schreibt, „ein entsetzlich drückendes Gefühl." Und dabei halten wir uns noch für das vorzugsweise idealistische Volk, da wir doch, bei Lichte betrachtet, die kleinlichsten Realisten sind. Die Italiener, und insbesondere die Römer, mögen uns an Wissen und Gelehrsamkeit noch so sehr nachstehen, Eins haben sie vor uns voraus: sie sind des idealsten Aufschwungs fähig, denn sie sind keine Philister. —

Merkwürdig ist es, wie hiesige deutsche Korrespondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung seit dem unglücklichen Aufstandsversuche von Rimini in jener Zeitung, welche hier von allen deutschen Blättern allein gelesen werden darf, das Glück, die Verwaltung, den blühenden Zustand und die Zufriedenheit im Kirchenstaate preisen. Neulich sagte mir ein Römer, indem er mir ein Zeitungsblatt hinreichte: „Weiß man denn wirklich bei Euch in Deutschland so gar nicht, wie es hier zugeht, daß man dort so etwas von hier aus zu schreiben wagt?" Es war einer jener Artikel. Ich las ihn und fand, daß der Verfasser auf ein und derselben Seite die Behauptung aufstellte: daß die wahre Freiheit nirgends so vollständig wie im Kirchenstaate realisirt sei, und dieser Behauptung zugleich wenige Zeilen weiter mit der anderen in's Gesicht schlug, daß die Römer für die Freiheit noch nicht reif seien. Ich fürchte sehr, daß das mit dem Warten- und Reifwerdenlassen einmal ein schlechtes Ende nimmt. Die Früchte, welche man zu reif werden läßt, werden leicht endlich faul. Das sollte man eben so gut jenseit wie diesseit

der Alpen bedenken. Italiens nächste Zukunft kann ohnehin kein menschlich Auge vorhersehen. Denn hier ist überall vulkanischer Boden, und unter den Blumen der Oberfläche lauert vielleicht schon die lang zurückgehaltene Gluth, welche sich einen gewaltsamen Ausweg sucht.

Den 18. December.

Diese Nacht hat der Kaiser von Rußland Rom verlassen. Ich sah ihn gestern Abend auf der Passeggiata des Monte Pincio, wo er, wie auch an den früheren Tagen, in der schlichten Equipage seines hiesigen Gesandten, des Herrn von Butenieff, mit demselben in Civilkleidung einige Male in der Wagenreihe die Anlagen umkreis'te. Der Himmel gab ihm zu seinem Abschiedstage ein prachtvolles Schauspiel. Das Wetter, welches mit dem Tage seiner Ankunft sich zu strenger, klarer Kälte, wie man sie in Rom sehr selten erlebt (am Sonntage sah ich Eis noch Morgens nach acht Uhr), gesteigert hatte, schien gestern sich wieder zum Scirocco und damit zum Winterregen hinwenden zu wollen. Der Abendhorizont war mit milchigen Streifwolken bedeckt und über Rom lag ein leiser Duftflor gebreitet. Als sich nun die Sonne dem Untergange zuwandte, färbte sich allgemach das Gewölk zu goldener, gesättigter Rosengluth, an der nur die weißen Ränder wie Silber schimmernd emporleuchteten. Das Blau der Zwischenräume nahm jenen, im Norden ganz unbekannten, grünblauen Ton an, wie er sich nur auf altitalischen Landschaftsbildern findet, und während der Wiederschein der Abendgluthen sich allmälig rings um den ganzen Horizont verbreitete und das Blau des

Himmelsgewölbes gleichsam mit einem glühend goldenen Diadem umschloß, schwamm die ewige Stadt, zu den Füßen des Berges sich unabsehbar hindehnend, im violetten Zauberdufte. Da kam der Kaiser zum letzten Male von dem Obelisken in der Mitte der Gartenanlagen hergefahren. Ich hatte Muße, ihn zu beobachten. Eine stattliche Gestalt, mit dem allerstolzesten Gesichte, das ich jemals in meinem Leben gesehen, imponirte er Allen, die ihn sahen. Alles erstaunte und grüßte ihn, und er dankte, ohne Stolz und ohne Herablassung, nach allen Seiten. Außer Napoleon kenne ich kein Herrschergesicht unseres Jahrhunderts, welches so wie das seinige an die erzenen Charaktere altrömischer Imperatoren erinnerte. So straff und festgehämmert auch die Züge seines Gesichtes erschienen, so kam es mir doch vor, als sei er innerlich angegriffen und leidend. Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn man auch nur bedächte, daß er das ihm nächste Wesen auf Erden in Palermo, gefährdet durch Krankheit, zurückgelassen, und in Rom so eben einen fünftägigen Feldzug gegen alle Sehenswürdigkeiten dieser Stadt aller Städte bestanden hatte. Schon um solcher Aufgabe: Rom in fünf Tagen zu sehen, nicht zu erliegen, gehört eine Konstitution von Eisen und Stahl, und wenn er vorgestern beim Heraustreten aus einem Atelier zu seinem Begleiter, der ihn noch in ein anderes führen wollte, ablehnend sagte: „Ich bin zu müde!“ so war das sicher zu glauben. Und doch hat er fast Alles gesehen, vom Papste an, mit dem er eine Unterredung von „einer Stunde und achtzehn Minuten,“ wie mein Freund, der kleine Abbate M., versichert, gehabt haben soll, bis zu den Ausstellungen, welche ihm die hiesigen Künstler veranstaltet. So ist er denn auch in der That vom Morgen bis in die Nacht nicht aus dem

Wagen gekommen. Die Römer, denen schon die Stattlichkeit seiner äußeren Erscheinung gefallen hatte, wissen nicht Gutes genug von ihm zu rühmen. Auch als Benefattore hat er sich großartig bewährt, und zugleich eben so umsichtig, indem er in den Leihhäusern alle Versatzstücke bis zu vier Scudi (sechs Thaler preußisch) hat einlösen lassen, — eine wahrhaft kaiserliche Wohlthätigkeit, die eben den Armen recht zu Gute kommt. Bei seinem Besuche im Vatikan soll er Kopien von zwanzig Statuten aufgetragen haben. Weniger erbaut sind die Veranstalter der Kunstausstellung, von der er, so viel bis jetzt verlautet, wenig, und obenein das Beste nicht, anzukaufen befohlen hat. Doch läuft hier bei dergleichen Dingen gar viel Intrigue dienstbarer kleiner Geister mit unter. Von Animosität und Antipathie oder gar konfessionellem Fanatismus hat sich keine Spur gezeigt. Die Römer sind hierin toleranter als man in Deutschland denken kann, und Winckelmanns Wort: „Dieses ist ein Land der Menschlichkeit!" gilt immer noch in voller Kraft. Gott schütze dieses herrliche Land und Volk, bei aller ihm zu wünschenden Reform seiner Erziehungs- und politischen Institute, vor unserer herz- und geisttödtenden, chinesisch-byzantinischen Lernerei und Wissenschafterei, die auch ihre barbarische und barbarisirende Seite hat. Sind sie doch bis jetzt vor dem Sklavenfutter der Kartoffel bewahrt geblieben, was auch ein Glück, und heutzutage ein doppeltes heißen muß, wo dieser Trost des Status quo der alten Mutter Europa in der Erde verfault.

Rom, den 18. December.

Im Laufe der ersten Decemberwochen haben wir einige der hundertzweiundsechszig größeren Kirchen Roms besucht. Als das Charakteristische des architektonischen Eindruckes bei der überwiegenden Mehrzahl aller erscheint mir Mangel an Einfachheit, Verschwendung großer Mittel zu kleinen Zwecken, Ueberladung mit unorganischen, willkürlichen und sinnlosen Zierathen, namentlich in den Façaden, die fast alle durch ihre schwerfällige, verkropfte und verschnörkelte Bildung einen unerfreulichen Eindruck machen.

Auf einem Gange zu dem neuen Museum im Lateran besuchten wir die Kirche Santa Maria Maggiore, so benannt, weil sie von den dreiunddreißig Kirchen, welche die heilige Jungfrau in Rom besitzt, die älteste, größte und schönste, und im Range die erste ist. Ihre Lage, hoch oben auf dem Esquilin, ist die imposanteste von allen Kirchen Roms. Sie liegt bequem hingebreitet auf dem Rücken des Berges, zu dem man von der Straße der Quattro Fontane kommend, hinaufsteigt. Zwei Kuppeln, je zu beiden Seiten, sind neueren Ursprunges, den alten Glockenthurm sieht man schon weit her von Monte Pincio aus in die Luft ragen. Fast alle katholischen Kirchen und Klöster haben ihre Entstehungslegende, welche die Erbauung derselben meist auf den ausdrücklichen Befehl des betreffenden Heiligen zurückführt. Hier war es der Papst Tiberius, dem im vierten Jahrhunderte die Madonna durch einen Traum den Befehl zur Erbauung ihrer Kirche gab. Zur Bestätigung des Traumes ließ sie am folgenden Tage auf dem Esquilin Schnee fallen, obschon es mitten im Sommer war. Ein altes Mosaik stellt dar, wie der Baumeister

dem Papste den Plan zur Kirche in den frischgefallenen Schnee zeichnet. Die der Stadt zugewendete Hinterseite der Kirche macht einen höchst imposanten Eindruck. In der Mitte des großen freien Platzes vor derselben erhebt sich der ägyptische Obelisk, welcher einst mit einem zweiten, der jetzt auf M. Cavallo steht, (S. Murray p. 87.) den Eingang zu dem Mausoleum des August zierte. Auf dem Platze vor der Frontseite, die dem Lateran zugekehrt ist, steht eine der schönen Marmorsäulen des alten Friedenstempels (jetzt als Basilika Constantin's bezeichnet), auf deren Capitäl man die eherne Bildsäule der heiligen Jungfrau gestellt hat. Fast alle antiken Säulen und Obelisken in Rom sind durch irgend ein Zeichen des Christenthumes, sei es ein Heiligenbildniß oder eine Inschrift, gleichsam getauft und exorzisirt. Acht schöne antike Granitsäulen stützen die untere Halle der Frontseite. Eine noch größere Säulenpracht zeigt das Innere, dessen achtunddreißig marmorne und vier Granitsäulen, sowie die marmornen Pilaster ebenfalls antiken Ursprunges scheinen. Die Mosaiken des Innern weichen zum Theil bedeutend von dem christlichen Typus ab, namentlich die an dem Bogen und über dem Seitengebälke des Hauptschiffes. Für den Reliquienfreund bewahrt diese Kirche die Reste der Wiege des Heilandes, und ein Marienbild, welches niemand anders als der Evangelist Lukas selbst gemalt hat, und das sich deshalb auch vor acht Jahren gegen die Cholera sehr hülfreich bewies, als man es in Prozession durch die Stadt trug. Als Kunstwerk aber gab es freilich einen geringen Begriff von der künstlerischen Inspiration des heiligen Mannes.

Nicht weit von dieser Kirche, gleichfalls auf dem Esquilin, liegt die schöne Kirche San Pietro in vincoli geheißen,

weil in ihr die Ketten des Apostels aufbewahrt werden. Auch diesen christlichen Tempel muß das alte Heidenthum stützen. Denn die zwanzig kannelirten Marmorsäulen, sowie die zwei Granitsäulen, welche das Mittelschiff tragen, sind Werke antiker Skulptur. Nicht minder ist es ein marmorner Badesessel, der jetzt als Bischofsthron dienen muß. Auf einem Freskogemälde im Inneren sah ich zum ersten Male den Teufel mit einem Engel assoziirt. *) Beide wandeln nämlich durch die Straßen des pestkranken Roms, und der schwarze Unhold thut auf Geheiß seines weißen Begleiters so viel Stöße mit seinem Speere an die Thüren der Häuser, als Menschen in denselben nach dem himmlischen Rathschlusse an der Pest sterben sollen. —

An dem Grabdenkmale Papst Julius II. befindet sich Michel Angelo's sitzender Moses, des großen Meisters gewaltigste plastische Schöpfung, das Höchste, was christliche Plastik in der Blüthezeit christlicher Kunst hervorgebracht hat. In diesem riesigen Heros eines Volkes, das auf die Weltgeschichte mächtiger als alle Völker der Erde eingewirkt hat, scheint mir der Meister gleichsam seinen eigenen gewaltigen Geist verkörpert zu haben. In übermenschlicher Größe sitzt er da, das rechte Knie vorgestreckt, über dem die Fülle der Gewandung in gewaltigem Gefälte zum Schooße abwärts niederfällt. Der linke Fuß ist nach hinten weit zurückgezogen und nur mit den Zehen aufgestemmt, wie eines, der sich jeden Augenblick zu erheben gedenkt. Er stützt den rechten Arm auf die Gesetztafeln unter demselben; und während er die rechte Hand auf die oberen Kanten der Tafeln ruhen läßt, deutet

---

*) Ausführliches in Gregorvius, Geschichte R. II, 185.

er mit der linken auf sie hin, und mir ist, als vernähme ich aus seinem Munde die Worte: „Dies ist das Gesetz Jehovah's!" Und nun ließ ich von den gewaltigen Gliedern des Rumpfes den Blick aufwärts steigen zu der Majestät des Hauptes, von dem die Fülle des Bartes, wie ein Wassersturz bis zum Gürtel niederwogt. Der Kopf ist von rechts nach links gewendet, wie beim vatikanischen Apoll. Es ist etwas Uebermenschliches in diesen Zügen, die den nationalen Typus des alten Judenthumes in seiner ganzen Strenge zeigen: eine wilde Erhabenheit, eine eiserne Unerbittlichkeit, die ganze Starrheit des Buchstabengesetzes ist hier verkörpert. Es ist der Heros, der Herr, welcher sein versklavtes Volk mit eiserner Hand aus der Erniedrigung emporriß, und der, um es in Elend und Noth zur Freiheit reifen zu lassen, selbst dem Glücke entsagte, das Land der Verheißung zu schauen. Wie er so dasitzt in seiner Gewaltigkeit, auf dem Haupte zwischen den Locken emporstarrend die Strahlenhörner, mit der Rechten den Bart in seiner Mitte fassend, die Brust und die gewaltigen Arme in voller, nackter Mächtigkeit, würde ein Hellene vielleicht in ihm einen der trotzenden, himmelstürmenden Riesen erkennen. Die Bekleidung der Beine ist die, welche wir an den antiken Statuen gefangener Barbarenkönige auf römischen Triumphbogen wahrnehmen. Bei der sitzenden Haltung mag dem Künstler der nach ihm benannte Torso vorgeschwebt haben. Sie ist von so überwältigender Macht, daß Goethe noch vierzig Jahre nachher gestand, daß er sich den Moses nicht anders als sitzend vorzustellen vermöge. So sehr hatte Michel Angelo's überkräftiges Werk sich seiner Einbildungskraft bemächtigt. —

Wunderbar! Wozu hat es die christliche Plastik hier in diesem Meisterwerke ihres Meisters gebracht? Zu einer Verkörperung des schaffenden Genius, der in dem Künstler lebte, nicht zu einem Götterbilde des Phidias, vor dem sich der Meister selbst auf's Knie gezogen fühlt. Als Michel Angelo sinnend vor seinem eben vollendeten Werke stand, gab er ihm einen Schlag mit dem Hammer auf das Knie, indem er ihm zurief: perchè non parli! (warum sprichst du nicht!) Ein Frate, welcher sich zu uns gesellt hatte, zeigte uns die Stelle, welche der Schlag des Hammers getroffen. Das Wort ist wie das Werk sehr bezeichnend für den Unterschied der christlichen von der antiken Plastik.

Ich weiß es nicht anders zu sagen als: in diesem Werke der christlichen Plastik geräth diese Kunst mit dem christlichen Princip, aus welchem das Werk hervorgegangen, in einen schneidenden Widerspruch. Das Werk eines Künstlers, welcher in der Transcendenz christlicher Weltanschauung wurzelt, wird ihm unter der Hand Ausdruck der Immanenz. Michel Angelo portraitirt sich selbst in der ganzen wilden Mächtigkeit seines Geistes, während die antike Plastik, indem sie für den Gott nichts als die menschliche Urform der Schönheit und Erhabenheit erstrebte, sich aus der Immanenz zur Transcendenz des Götter- und Heroenideals erhob. Beide erreichen so das Gegentheil dessen, wovon sie ausgehen.

Aber Michel Angelo wurzelte nicht so fest in seiner transcendenten christlichen Weltanschauung, wie Phidias in der seinigen. Dieser Moses war ihm zu schaffen gleichsam nur ein Spiel, denn er mußte von vorn herein auf die Erreichbarkeit des Urbildes verzichten, von dem er nur ein menschliches Abbild lieferte. Dem Griechen aber lag nichts mehr zwischen

seinem Werke und dem Urbilde. Abbild und Urbild waren eins, sobald das erste vollendet dastand. Die sitzende Statue des olympischen Jupiters, den Phidias erschaffen, war der olympische Donnerer selbst. Was folgt daraus? Nur diejenige Kunst vermag das Ideal zu erreichen, in deren Weltanschauung Urbild und Abbild, das Ideal und seine künstlerische Verwirklichung in einander aufgehen. Darum aber ist auch eine specifisch christliche Plastik in der Vollendung der antiken eine Unmöglichkeit.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß der Stil des Michel Angelo'schen Werkes durchaus malerisch ist. Der Grund davon liegt in der vorwaltenden Subjektivität der christlichen Weltanschauung, welche mit ihrem steten Hinausdringenwollen in das Unendliche zu dem antiken Prinzipe objektiver Insichgeschlossenheit den schärfsten Gegensatz bildet. Der Künstler, welcher den Moses schuf, wollte eigentlich den Geist Gottes darstellen, dessen Gefäß die endliche Gestalt ist. Darum eben konnte er kein Mosesideal in dem Sinne eines griechischen Jupiter- oder Herkulesideals darstellen, denn das Unendliche und Uebermenschliche entzieht sich einer Weltanschauung, welche von vorn herein darauf verzichten muß, das Unendliche durch das Endliche auszudrücken. Wenn daher dem christlichen Künstler die Darstellung des Moses in dem für die christliche Weltanschauung vollendetsten Maße gelang, so war es nur deshalb, weil er seine eigene gewaltige Subjektivität in diese Grundgestalt des alten Gesetzbundes hineinlegen konnte. Sein Christus dagegen in der Kirche Maria sopra Minerva, der Gott der Liebe und Demuth, widersprach dem eigenen, innersten Wesen des Künstlers selbst, und dies ist der Grund, weshalb dieses Werk seines Meißels uns weit hinter der un-

endlichen Idee zurückzubleiben scheint, welche es doch vor unsere Augen hinzustellen bestimmt ist.

Aber welch ein Widerspruch liegt in der Aufstellung dieses Moses selbst in einem Tempel der christkatholischen Kirche, während dieselbe Kirche die treuen Bekenner seines Gesetzes mit der tiefsten Verachtung brandmarkt!

Nachmittags fuhren wir zur Porta Pia hinaus nach dem Mons Sacer, dem heiligen Berge der altrömischen Plebejerfreiheit. Auf dem Wege dahin besahen wir die beiden hart an der Straße der alten Via Nomentana liegenden Kirchen S. Agnese und S. Costanza, beide aus der Zeit Kaiser Constantin's des Großen ihre Erbauung datirend, die letztere ursprünglich ein Mausoleum der kaiserlichen Familie. S. Agnese erscheint durch die allmälige Erhöhung des umgebenden Terrains fast zur Hälfte in die Erde versunken. Man steigt über fünfzig Stufen hinab zu dem Seiteneingange. Werthvolle Reste antiker Plastik in Sarkophagen, Reliefs, Kandelabern, Sesseln und kostbaren Säulen, deren sechszehn größere von buntem Marmor das untere, eben so viel kleinere das obere Stockwerk tragen, verkünden das Alter des Baues und die Nähe alter Prachtbauten, auf deren Kosten er ausgeführt wurde. Eine unbeschreibliche Oede liegt über dem Ganzen dieser einsamen, von Trümerschutt und wucherndem Gestrüpp umgebenen Kirche. Nur einmal im Jahre wird sie belebt, wenn der Papst hier am einundzwanzigsten Januar die Lämmer weiht, aus deren Wolle die Pallia gemacht werden, welche er den Bischöfen und Erzbischöfen verleiht. Die heilige Agnes selbst ist abgebildet auf einem Mosaik der Tribüne zwischen den Päpsten Honorius und Symmachus. Mir fiel ihre regelmäßig schöne Gesichtsbildung auf, die durchaus nichts

von der typischen Starrheit der byzantinischen Mosaiken hat. Auch der Papst Honorius hat ein ausdrucksvolles, edles Gesicht. Aber über alles anziehend war mir die Betrachtung der lebensgroßen Christusbüste von Michel Angelo, welche in einer Seitenkapelle steht. Die Kenner wollen sie ihm absprechen, weil die Ausführung Schwächen habe. Was ich sah, war nur der unvergleichliche Ausdruck tiefer Innerlichkeit und spiritualistischer Begeisterung in dem jugendlich männlichen Kopfe, der mich lebhaft an den Tizianischen Christus auf dem Zinsgroschenbilde erinnerte. Stirn und Nase unbeschreiblich edel, das Ganze der Ausdruck reiner, geistverklärter Menschlichkeit. In dem Munde die höchste göttliche Milde, welche wunderbar den hohen Ernst der Stirn mäßigt. Das ist der Mund, welcher der Samariterin verzieh, und von der Ehebrecherin sagte: „Wer wirft den ersten Stein auf sie?" Für die Irrthümer, welche der helle Geist der Stirne als möglich, als natürlich erkannte, hatte der liebevolle Mund ein mildes, tröstendes Gnadenwort. Ach, wenn man die sündige Menschheit reformirend zur Freiheit erheben will, muß man selbst ein Mensch, kein strenger Gott sein, welcher nicht selbst den Zwiespalt der Doppelnatur im Menschen empfunden hat! *)

Nur wenige Schritte von S. Agnese liegt der von vierundzwanzig granitenen Doppelsäulen getragene Rundbau der kleinen Kirche S. Costanza, ein wunderlich barockes Gemisch eines heidnischen Bacchustempels und einer christlichen Kirche. Auf heidnischen Ursprung deuten die, wie es mir schien, übermalten und schlecht restaurirten Mosaikdarstellungen der Weinlese, des Kelterns u. s. f. (Allein Gregorovius I., 105 sagt,

*) Vergl.: Ein Winter in Rom. S. 481—484.

daß es ein christlicher Bau und die Gruftkapelle der beiden Töchter Constantin's, Helena und Constantina war. Die letztere, eine zügellose Buhlerin, wurde später von der Kirche heilig gesprochen, weil man sie mit einer frommen Römerin ihres Namens verwechselte! Der römische Historiker Bottari deckte diesen interessanten Irrthum auf. Die Darstellungen der Weinlese und des sonstigen bacchanalischen Zubehörs gingen früh als Allegorien in die christliche Kirche über.)

Aber wie doppelt herrlich funkelte die Sonne in der erquicklichen Frische der klaren Herbstluft, als wir aus der modergrünen Feuchte der dumpfen Hallen und Gänge wieder auf die Heerstraße zurückgekehrt, der alten Nomentanischen Brücke (Ponte Lamentano nennt sie das Volk) zurollten, deren massiger Bogen sich mit einem kühnen Satze über den reißenden Teverone schwingt. Höchst malerisch liegt sie da mit ihrem alten Befestigungsthurme, das Werk des kühnen Narses, der die von Totila zerstörte wieder erbaute. In der Nähe uraltes Mauerwerk von Tuffquadern und halbzertrümmerte Grabdenkmäler, Baureste aus der römischen Republikzeit. Am Fuße des Mons Sacer, vor einer verfallenen Schenke, zu der ein altes Grabmal eingerichtet worden war, saßen zechende Carretieri aus dem Gebirge beim Wein. Wir bestiegen den Hügel und labten uns an der köstlichen Aussicht auf die Campagna und die Berge, von denen herab uns die wohlbekannten und geliebten Orte: Tivoli, Frascati, Marino und Castel Gandolfo entgegenglänzen. Diese Fahrten in die Campagna sind so schön, daß man gar nicht begreift, wie man sie später entbehren soll!

Beim Zurückfahren, als die Sonne nur noch so eben über dem Horizonte schwebte, fanden wir die kühle Straße,

welche von der Fontanone di Termini zwischen hohen Gartenmauern der Porta Pia zuläuft, sehr belebt. Mehrere Kardinäle und Monsignoren, die sich in den besuchteren Straßen Roms nie spazierengehend zeigen, lustwandelten hier, von ihren Kavalieren und Dienern gefolgt. Die schweren, rothen Staatskarossen mit den kolossalen federbuschgezierten Rappen hielten in einiger Entfernung. Auch andere Geistliche und vornehme Römerinnen hatten heute diesen Spaziergang gewählt, und doch war es zwischen diesen Mauern so unheimlich kalt und sonnenlos! und draußen lag die ganze entzückende Campagna offen, in der ich niemals noch einer spazierenfahrenden Equipage römischer Großen begegnet bin. Und auf dem Monte Pincio und seiner Passeggiata, wo wir die Sonne untergehen sahen, war alles so goldhell und klar! Es sind wunderliche Käuze, diese Römer, und die Schwarzröcke insbesondere. Die letzteren sieht man fast immer paarweise gehen und dann stets im eifrigsten Gespräche. Gehen sie einzeln, so lesen sie, selbst die höchsten Geistlichen, meist immer in ihrem Brevier mit mehr oder weniger lauter Stimme. Da sie nämlich für den Tag eine bestimmte Anzahl Gebete abzubeten haben, so gewinnen sie auf den Spaziergängen an Zeit und geben zugleich dem Volke ein erbauliches Beispiel. Christlich, im Sinne Christi, ist dies öffentliche Beten freilich nicht, aber wie wenig hat auch das offizielle Christenthum, hier wie aller Orten, überhaupt noch mit Christus zu schaffen!

Den herrlichen Spaziergang, die Passeggiata des Monte Pincio, verdanken die Römer auch den Franzosen (benedetti siano! setzt Signora Lucia hinzu, so oft sie ihrer gedenkt), wie so manches andere, als z. B. die Erhaltung der Logen Raphael's, des Kolosseums und der Titusthermen. Wenn

man hier auf diesen hohen Terrassen auf- und niederwandelt, ganz Rom unter sich, umgeben von Allem, was die Welt Schönes und Ausgezeichnetes hat, da verlernt man das kleinliche Sichverwundern. Man ist auf einem Spaziergange, den europäische Berühmtheiten allabendlich besuchen. Dort der kleine Mann mit dem feinen Gesichte, von langem Haar umwallt, im dunklen Oberrocke, ist Cornelius; der grauröckige Sohn Albion's hinter ihm ist der Chinesenbezwinger Sir Henry Pottinger; der junge Reiter dort neben der schwarzgewandeten Amazone ist ein Enkel Napoleon's, und keine fünfzig Schritte von ihm spaziert im hochzugeknöpften Oberrocke, nur von einem Adjutanten begleitet, der Kaiser von Rußland. Da wimmelt es um diese Sonnenuntergangsstunde von glänzenden Equipagen, in denen die schönen, stolzen Fürstinnen Roms sitzen, die Colonna und Borghese, die Rospigliosi, Braschi, Doria, Piombini und wie sie alle heißen, neben sich nicht selten ihre Kinder mit den in Goldschmuck und Farben strahlenden Ammen aus den Gebirgen. Alle Nationen der Welt wimmeln, alle Sprachen der Erde schwirren durcheinander. Da kommen zwei und zwei die Zöglinge der Propaganda und des Collegio Romano einhergezogen in ihren brandrothen oder schwarzen und violetten Roben. Pfaffen und Mönche aller Arten, Grade und Trachten, von dem langbärtigen, demüthig schmutzigen Kapuziner in der groben, braunen Frieskutte und den nackten Füßen bis zu den stolzen, fein in Weiß und Schwarz gewandeten, vornehmblickenden Dominikanern und den schlanken, feinen Jesuitengestalten mit den schlangenklugen Augen in den ausdrucksvollen bleichen Gesichtern. Welch eine Welt von Romantik und Poesie, die man im protestantischen Norden nur noch als eine verklungene Fabel kennt! Wie voll

stolzen Selbstbewußtseins ist die Haltung dieser theokratischen Republikaner, deren jeder sich als einen Kandidaten der dreifachen Krone zu fühlen scheint! Denn die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche basirt streng genommen auf den erdenklichst demokratischen Grundsätzen. In diesem geistlichen Janitscharenstaate gilt kein Adel, kein Privilegium der Geburt, des Blutes, des Besitzes. Alle sind gleichberechtigt zum Höchsten. Der Katholizismus, gedacht als Katholizismus, d. h. als Allgemeinheit der Bildung, der Gesittung und der Humanität, ist die höchste Aufgabe, zu deren Lösung das Menschengeschlecht berufen ist. Eine allgemeine Kirche des Geistes, worin alle Priester und keine Laien mehr sind, — selig die Augen der Geschlechter, welche sie einst erblicken werden!

Auf dem Monte Pincio kommen Einem dergleichen weltgeschichtliche Grillen von selbst, weil man sich von allen Elementen der Welthistorie und des Weltlebens umgeben sieht. Aber man hat darum auch noch Augen für die Schönheitspracht dieser herrlichen Weibergestalten, die in so stolzer Ruhe auf den Atlaspolstern ihrer Karossen sich wiegen und mit so vornehmer Fremdheit auf den unscheinbaren Fußgänger niederblicken.

Rom, den 20. December.

Gestern feierte das deutsche archäologische Institut, welches seinen Sitz auf dem Tarpejischen Felsen des Kapitols hat, den Geburtstag seines ideellen Begründers, des unsterblichen Winckelmann, des Vaters der neueren Kunst- und Alter-

thumswissenschaft, in einer solennen Adunanz, der ersten dieses Winters. Alle Vorlesungen wurden in italienischer Sprache gehalten. Für einen guten deutschen Patrioten drängte sich dabei unwillkürlich die Betrachtung auf, daß wir doch auch selbst in der Wissenschaft noch nicht einmal dahin gekommen sind, dem Nationalgefühle irgend eine Konzession zu machen. Hier hatten wir eine wissenschaftliche Gesellschaft und eine Feier, deren wesentliche Bestandtheile deutsch sind. Ursprung und Stifter dieses Institutes sind deutsch. Der Protektor ein deutscher König (der König von Preußen), sein Präsident ein deutscher, gefürsteter Staatsmann (Fürst Metternich). Die besoldeten Beamten des Institutes sind Deutsche und von deutschen Mitteln unterhalten. Und doch ist für alle Vorträge, Reden und Schriften die deutsche Sprache ausgeschlossen! Ja, selbst an dem Tage, wo es galt, das Gedächtniß eines Mannes zu begehen, der, wie Winckelmann, Deutschlands Wissenschaft und Literatur mit unvergänglichem Ruhme geschmückt hat, der als Deutscher (wenn auch ausdrücklich nicht als Sachse oder Preuße) ein Patriot war wie wenige, der, grade wie Lessing, deutsche Nationalität in der Literatur und Sprache zu vertreten sich zur Aufgabe machte, — selbst an einem solchen Tage durfte kein einziger der Deutschen, welche hier Vorträge hielten, vor einer Versammlung, die zur guten Hälfte aus Deutschen bestand, in der Gegenwart eines deutschen Fürsten, welcher der Bruder des Protektors, unter dessen Schutze das Institut fortbesteht, ein Wort in deutscher Sprache, in der Sprache des Mannes hören lassen, dessen lorbeerbekränzte Büste allein daran erinnerte, welcher Nation hier eigentlich die Stimme von Rechtswegen gebühre! Die deutsche Sprache ist statutenmäßig ausgeschlossen, nur die italienische und fran-

zösische sind erlaubt neben der lateinischen. Giebt es ein Volk, ein großes Volk, dessen Gelehrte so alles Nationalgefühl verläugnen dürfen?! Auch die Vorträge selbst waren wenig erbaulich. Vergebens hoffte man irgend einen allgemeinen Gedanken zu vernehmen, einen Rückblick auf den großen Gründer und Eroberer der Kunst-Wissenschaft, dessen Diadochen diese Herren sein wollen; kein Wort, das mit Feuer und Leben dem Alterthume und seiner Kunst, der Schönheit und Idealität ihre Stellung, ihr Verhältniß und ihren Beruf in dem Leben und Thun der Gegenwart beansprucht und die Zuhörer erwärmt und begeistert hätte. Nichts von dem, was einer antiken Feier ähnlicher Art das Wesentlichste, was ein Beweis gewesen wäre, daß diese Studien des Lebens und der Kunst des Alterthumes auch wirklich in Saft und Blut übergegangen und auf die Gestaltung unseres Lebens von Einfluß geworden wären. Diese kleinen Aufsätze über Vasenbildchen, wie es tausende giebt, in allen Ehren! Sie mögen in einer gewöhnlichen Versammlung der Mitglieder unter sich an ihrem Platze sein; an einem Feste zum Ehrengedächtnisse Winckelmann's, vor einer zahlreichen gemischten Versammlung waren sie es nicht. Diese Ablesereien waren theils wegen der Formlosigkeit des Vortrages, theils wegen der Gegenstände unverständlich und sterbenslangweilig. Ein deutscher Schulaktus ist dagegen interessanter. Ueberhaupt ist es mit der Gestaltung der Archäologie, wie sie hier von den Deutschen in Italien gehandhabt wird, eine eigene Sache. Ich glaube, daß man sich darüber in Deutschland vielfach täuscht. Daß die Kunstgeschichte seit Winckelmann, d. h. seit fast hundert Jahren, kaum einen Fortschritt gemacht hat, gestehen selbst die Freunde des gegenwärtigen Zustandes in unbewachten Augenblicken.

Die Thatsache aber ist die, daß sich das Interesse von dem eigentlichen Kunstgehalte, also von dem Wesentlichen der Kunstarchäologie ab- und dem Wuste des Mythologischen zugewendet hat. Seit Winckelmann hat in Rom z. B. die bei jenem noch so in den Anfängen liegende Geschichte und Erkenntniß der römischen Kunst, über welche Winckelmann noch die irrthümlichsten Ansichten hatte, keinen Schritt weiter gethan. Und doch haben die Archäologen hier in Rom und Italien ein Feld, wo die größten Denkmäler aller Perioden erhalten und ihrer Zeitbestimmung nach gesichtet vor ihnen stehen. Das einzige archäologische klassische Werk seit Winckelmann, Feuerbach's vatikanischer Apoll, ist in Deutschland von einem Manne geschrieben, der Italien damals noch nicht gesehen hatte! Mit dem Gehalte, der Gedankentiefe, ja selbst mit der Gelehrsamkeit dieses einen Buches läßt sich nichts von all den Schriften vergleichen, welche die Bände der Institutsannalen enthalten. Statt den Geist wahrer deutscher Wissenschaft und Gedankenbildung in Italien einzubürgern, haben die deutschen Archäologen in Rom sich vielmehr von dem Kleinkram italienischer, atomistischer, zusammenhangsloser Behandlungsweise überwältigen lassen, und haben sich gerade von der Bahn desjenigen, den sie in Festen und Festreden feiern, von der Bahn Winckelmann's, völlig entfernt. — Mit dem archäologischen Institute steht die unter Pius VII. gestiftete archäologische Akademie in einem Verhältnisse der Rivalität auf dem gemeinsamen Gebiete.

Rom, den 21. December.

Wie ich meinen Tag eintheile und zubringe? Einfacher, als Ihr Euch vorstellen möget. Von früh fünf oder sechs Uhr an bis gegen Mittag wird fleißig gearbeitet, dann ein zweites Frühstück im Hause eingenommen, und nach demselben beginnt der Besuch der Kunstwerkstätten der bedeutendsten Künstler, sowie der Museen und Gallerien. Montag und Donnerstag sind den Sammlungen des Vatikans und Kapitols gewidmet, welche an diesen Tagen allein für zwei kurze Stunden geöffnet sind. Ist das Wetter günstig, so geht es auch wohl in die Campagna hinaus, welche wir nach allen Richtungen hin durchstreifen. Cäcilia Metella und Roma Vecchia, das Thal der Egeria und die Wasserleitungen an der Tavolata, Ponte Mammolo und die Steinbrüche der Cervara, Torre dei Schiavi, der heilige Berg und die Narsesbrücke, das einsame, falkenumflatterte Castell Giubelio in der Nähe des alten Fidenä, Torre del Quinto und Prima Porta sind die beliebtesten Punkte, welche wir in bester Gesellschaft zu besuchen nicht müde werden. Oder es lockt uns auch eine der zahlreichen Villen in und außer Rom mit ihren Naturschönheiten und Kunstschätzen in ihre grünen Schatten. Nach Ave Maria sind wir wieder zu Hause in unserer traulichen Casa Santini, und Signor Luigi, unser vortrefflicher Wirth, rüstet die Cena, die Hauptmahlzeit, bei welcher seine Gemahlin, Signora Lucia, die Konversazione macht. Durch letztere erweitere ich auf angenehmste Weise meine Kenntniß der Sprache, während ich zugleich durch den täglichen genauen Verkehr mit den Leuten Weise und Charakter des Volkes kennen lerne. Die Frau ist eine Römerin von guter Familie, der Mann ein vor mehr

als zwanzig Jahren eingewanderter Provinziale aus Arezzo. Dadurch wird sogleich, wie in allen ähnlichen Fällen zu Rom, das eheliche Verhältniß zu seinem Nachtheile bedingt. Die Frau ist Gebieterin im Hause, der Mann ihr gehorsamer Diener, und das im eigentlichsten Sinne des Wortes. Denn während Signora Lucia, die obenein kinderlos ist, sich um gar nichts bekümmert, versieht der treue Signor Luigi die gesammte Haushaltung in der musterhaftesten Weise. Er ist unser Aufwärter und Kleiderreiniger, er fegt die Zimmer, besorgt unser Frühstück, macht die Einkäufe zur Tafel und versieht zugleich die gesammte Küche, wobei Signora Lucia, die sehr spät aufsteht, ihm nur wenig zur Hand geht. Dafür aber macht sie uns bei Tische die vortrefflichste Konversazione, und zeigt sich in sehr vielen, namentlich religiösen Dingen, bei weitem aufgeklärter und freisinniger als ihr sehr strenggläubiger Gemahl. Wenn nun aber der letztere sich zu allen jenen Diensten und Verrichtungen für uns herabläßt, so verliert er doch dabei niemals das Bewußtsein menschlicher Würde, sondern fühlt sich stets als Galantuomo und durchaus als unseres Gleichen, und würde es den Fremden übel empfinden lassen, der sich einbilden wollte, er sei mehr oder Besseres, weil er mehr Geld habe. Dies ist durchgehender Grundzug der Römer, und auf dieser, von aller Bedientenhaftigkeit freien Selbstachtung beruht die feine, formvolle Art des Benehmens, welche mir im Umgange mit ihnen täglich lieber wird. Ihre Sprache, so voll graziöser und verbindlicher Wendungen, ist dafür der rechte Ausdruck.

Zuweilen kommt es bei der Konversazione auch zu religiösen Gesprächen. Unsere Wirthsleute wissen, daß wir Ketzer sind, aber nie lassen sie es uns auf eine Weise merken,

welche irgendwie an Intoleranz erinnerte. Gestern z. B. sagte Frau Lucia, als die vielen verschiedenen Religionen zur Sprache kamen: „Wir sind alle Gott angenehm, wenn wir recht thun: far' l'obbligo del suo proprio stato c' è far' la purificazione dell' anima e la venerazione del spirito santo." — Aber sagen das Eure Priester auch? — „Ach, was Priester! Man muß nicht Alles glauben, was die Priester sagen." In demselben Augenblicke trat der Kapuziner des Hauses, Fra Cristoforo, ein, um seine Wochengabe zu empfangen. Er hatte einen Zank mit einem anderen Ordensgliede gehabt, von dem er sehr aufgeregt erzählte. Als er gegangen war, sprach Signora Lucia viel von dem Hasse und der Feindschaft der Mönchsorden und Priester untereinander, wobei sie mit den Worten schloß: nessun odio è simile all' odio de' preti e de' frati. Auf das weltliche Regiment der Pfaffen ist sie nun vollends schlecht zu sprechen und rühmt dabei fortwährend die vortreffliche Justiz und die guten Einrichtungen der französischen Zeit. Als ich sagte, daß der Anblick der widerwärtigsten Krüppelgestalten, welche die Polizei auf allen Straßen und Plätzen betteln lasse, für Frauen in gewissen Umständen sogar gefährlich werden könne, erwiederte sie mit komischem Zorn: Se i Cardinali e i Monsignori fossero una volta gravidi la cosa sarebbe abbolita in un momento, ma altramento — mai! Kann man die Einwirkung des Cölibates auf die Polizeiverwaltung komischer bezeichnen? Vor dem Papste haben alle beide nicht gar große Ehrfurcht: er sei eben zu alt und schwach und gar zu sehr unter dem Einflusse seines Barbiers oder vielmehr von dessen Hälfte. Auch seine Neigung zum Weine giebt zu manchem Scherzwort über den spirito divino Anlaß, welcher in

der Aussprache von spirito di vino nicht zu unterscheiden ist. Dennoch ist die Frau schon als geborene Römerin viel freisinniger in allen religiösen Dingen als der Mann, bei dessen Eintritte daher auch oft ein ketzerisches Gespräch schnell abgebrochen wird. Denn Signor Luigi ist strenggläubig und sehr gut geschult. Wir haben oft die feste Geschlossenheit seines religiösen Systems zu bewundern. „Wer kann die heilige Dreieinigkeit begreifen?" rief er einmal aus. „Ci vuol' fede e credenza! Wir sollen sie aber auch nicht begreifen, perchè Iddio non avrebbe piu niente per se, e noi saremmo i suoi eguali! (denn sonst würde ja Gott nichts mehr vor uns voraus haben!)" Dabei erzählte er eine Geschichte: wie der heilige Augustinus einst über die heilige Trinität gegrübelt, da habe er ein Kind gesehen, welches mit einer Muschel Wasser aus dem Meere schöpfte. Als der Heilige fragte, was es beginne, erwiederte das Kind: voglio vuotare il mare! (ich will das Meer ausschöpfen). Ma questo non è possibile, versetzte der Heilige. Gerade so möglich, versetzte das Kind, indem es plötzlich zu einem Engel ward, als dein Streben, das mistero della s. trinita zu ergründen.

Als es sich um die Wunder der Heiligen handelte, welche doch auch sterbliche Menschen gleich uns gewesen, belehrte er uns: „Nicht der Heilige thut die Wunder, sondern Gott thut sie durch ihn. Nicht das Messer schneidet, sondern die Hand, welche es führt. Darum," fuhr er fort, „kann auch Niemand heilig gesprochen werden wegen der Wunder, die er bei Lebzeiten verrichtet, sondern ci vuole tre miracoli di prima classe dopo la morte (dazu gehören drei Wunder erster Klasse nach dem Tode). Denn bei Lebzeiten kann dabei

qualche inganno (irgend ein Betrug) Statt finden, was nach dem Tode nicht möglich ist, denn da zeigt Gott selbst durch die Wunder, welche er von den Todten geschehen läßt, daß derselbe ein Mann war, der ihm treu gedient hat (chi ha ben servito Iddio)."

Daß in dem Volke ein Bewußtsein lebt über den allgemeinen schlechten Zustand der Dinge, geht oft aus seinen Scherzreden am deutlichsten hervor. Signor Luigi erklärte uns einmal, daß kein Schneider in Rom Kleider ausbessere, wenn er auch wenig Verdienst habe, und daß wir uns in solchen Fällen an die Bewohner des Ghetto wenden müßten. „Aber, wovon leben denn die Schneider," rief Freund H. aus, „sie können doch nicht immer nur Neues arbeiten?" „Wovon sie leben? Gerade so fragte auch der heilige Vater einmal den Kardinal Vicario, als sie beide zusammen auf der Loggia von San Pietro standen, und der Papst das arme Volk gesegnet hatte, von dem der Platz ganz voll war: „Dite mi da che vivono questa provera gente?" „Santissimo padre," antwortete ihm der Kardinal, „l'uno buschera l'altro, e poi c'è uno, chi li buschera tutti (einer betrügt den andern, und zuletzt ist einer da, der sie alle betrügt)!" Diese und ähnliche kleine Züge haben jedenfalls den Werth, daß sie einen Blick in die Volksstimmung und Ansicht thun lassen. Von den Sprichwörtern, mit denen sowohl unsere Wirthin, wie ihr Gemahl höchst freigebig sind, habe ich mir schon eine ganze Sammlung angelegt. Es ist viel Feines und Treffendes darunter, und viel Charakteristisches für Sinnesart und Lebensanschauung der Römer. Einmal, als wir von schneller Beförderung im Staatsdienste sprachen, sagte Signor Luigi: dazu bedarf es: una brava conoscenza e un diavolo chi ti

porti! Bei der Erwähnung eines ungerathenen Mitgliedes der fürstlichen Familie Piombino hieß es: non c'è casa senza tegola rotta. Unser spätes Aufsitzen bei den Büchern wird gescholten mit dem so bezeichnenden römischen Sprichworte: Chi troppo studia men' impara! Unpassende Neugier bringt ein la gente ben nata non cerca li fatti d'altrui! zu Wege, und einer übereilten und daher öfters Verwirrung anrichtenden Ausläuferin ruft Signora Lucia wohl zu: fate piano, perchè ho prescia! — Als ich aber auch einmal ein deutsches Sprichwort, jenes bekannte: „Umsonst ist der Tod!" anbrachte, erhielt ich augenblicklich die Entgegnung: Perdoni, Signore, la morte è un tributo alla natura, ma li quattrini vogliono quelli, chi restono nel mondo. Es sind feine, gebildete und dabei wohlwollende Menschen, mit denen jeder vortrefflich auskommt, der sie rücksichtsvoll behandelt. Aber sie verzeihen keine Rücksichtslosigkeit, und daß große Gelehrsamkeit ein unbeholfenes Betragen entschuldige, davon haben sie nun gar keinen Begriff. Als ich einmal einen Freund, der das Mißfallen unserer Wirthin erregt, auf diese Weise entschuldigen und in ihrer Achtung wieder herstellen wollte, kam ich schlecht an. „Es ist eine schlechte Gelehrsamkeit," fuhr sie auf, „wenn sie die Menschen unhöflich macht. Chi studia troppo, men' impara! Púmfete!" Dies letztere Wort, das schwerlich in einem Diktionär steht, ist der stärkste Ausdruck ihrer zornigen Entschiedenheit, gegen welche es denn für Niemanden im Hause mehr eine Appellation giebt.

Unser nordischer Gespensterglaube hat bekanntlich in Italien keinen Boden. Da indessen nichts langlebiger ist, als der Aberglaube, so findet man auch in Rom nicht selten, daß sich zu der Fülle des modernen christlichen Aberglaubens noch

Reminiscenzen an den des urältesten christlichen Heidenthumes gesellen. So haben sich die alten römischen Hexen (strigae) selbst bis auf den Namen (streghe) erhalten und unsere Wirthin glaubt an dieselben trotz ihrer Aufklärung. Bei den alten Römern gab es eine Göttin Carna oder Cardea, d. i. die Göttin der häuslichen Schwelle, des Familienlebens, deren Heiligthum unweit des Kolosseums auf dem Cälius stand, und welche die kleinen Kinder gegen die Zaubereien böser Hexen schützte. Jetzt stellen die Montigiani und Trasteveriner zu Rom in der Nacht vor San Giovanni Schüsseln mit Salz oder kreuzweise gelegte Besen vor ihre Hausthüren. Dann können die Streghe wenigstens nicht in's Haus kommen, ehe sie alle Salzkörner und alle Besenreiser gezählt haben, was denn doch selbst für Hexen eine langwierige Arbeit ist. Strega ist das schlimmste Schimpfwort, welches man gegen eine Frau gebrauchen kann, aber das Alter ist auch hier ein nothwendiges Erforderniß dazu, um Hexe sein zu können. Als ich einmal ein Mädchen, welches uns unverschämt bettelnd verfolgte, mit diesem Titel beehrte, erwiederte sie lachend: „Ihr irrt, Signor! sono troppo giovane per essere una strega."

Die Gestalten seiner alten Geschichte haben sich im Volke zuweilen in wundervoller Fabel erhalten. Besonders ist es Nero's blutige Gestalt, welcher man in der Erinnerung des Volkes noch häufig begegnet. Die Gelehrten mögen sagen, was sie wollen, das Vokl nennt den mittelalterlichen Thurm beim Kloster der Dominikanerinnen am Quirinal noch immer Torre di Nerone, und unsere Wirthin behauptet steif und fest, daß „der schreckliche Tyrann" von dort herab dem Brande Roms zugesehen habe. Das einsame Grabdenkmal an der Via Cassia heißt immer noch Sepolcro di Nerone, obschon die Inschrift

sogar einen anderen Namen nennt. In meinem Zimmer hängt eine Abbildung der Wasserleitungsbogen auf dem Wege nach Frascati. Als unser Wirth sie erblickte, rief er aus: „Das sind die Condotti die Nerone!" Und nun erzählte er Folgendes: Der Kaiser Nero wollte anfangs die Stadt durch Wasser zerstören und ließ deshalb eine Wasserleitung auf ungeheuren Bogen bauen und dem Kapitol zuleiten. Als nun der Bau das Kapitol erreicht hatte, rief er im Uebermuthe aus:

Che Dio voglia o che non voglia
L'acqua è giunta al Campidoglio.

Da aber strafte Gott den Uebermuth des Tyrannen; das Wasser strömte plötzlich zurück, zersprengte die Bogen und tödtete die noch bei dem Bau beschäftigten Arbeiter.

Die Landschaftsmalerei der Alten.

Rom, im December.

Von aller italischen Landschaft — Palermo's göttliche Gestade ausgenommen — ist Rom und seine Campagna dasjenige, welches mich allein völlig befriedigt, zu Zeiten beseligt. Keine Schönheit der Natur darf sich dieser römischen Landschaft vergleichen, deren Lächeln selbst immer von jenem Zauber schwermüthigen Ernstes begleitet ist, wie ihn keine Gegend der Welt wieder zeigen kann. Neapel mag fröhlich flatternder Jugend behagen, und dem Leichtsinn der Oberflächlichkeit das Höchste zu bieten scheinen; Rom, römisches Leben, römische Naturschönheit wird ewig das Entzücken des ernsten Mannes-

alters, der tieferen Seele sein. Denn hier ist Alles groß, selbst die Zerlumptheit des Elends von heute erscheint grandios, und die Schöpfer und Erhalter dieses Elends kann man hassen, aber nicht sie verachten. Und die Landschaft, welche ich kenne, weil ich sie studirt habe, Monate lang zu jeder Tageszeit, ist darum so grandios, weil sie durch und durch historisch, weil sie überall mit naturgewordenem Menschenwerk — und welchem! — übersäet ist. Ich spreche darum so viel von der Landschaft, weil diese mich seit längerer Zeit vorzugsweise beschäftigt, weil ich dem Geheimnisse ihrer Geschichte nachforsche, und dem Gegensatze der beiden Welten, der antiken und modernen, auch hier auf die Spur kommen möchte. Was ich in letzterer Beziehung vorläufig herausgebracht habe, soll bei Dir um Zustimmung und Erweiterung anfragen. Es ist Folgendes:

Warum hatten die Alten keine Landschaft im modernen Sinne? „Weil sie, was die Landschaft sagt, schon in ihrer Mythologie gesagt hatten.“ So ungefähr beantwortete Vischer einmal in den Hallischen Jahrbüchern diese Frage. Das ist richtig, aber nicht ganz erschöpfend.

Die Landschaft im modernen Sinne beruht darauf, daß der menschliche Geist der Naturgestaltung, wie sie in Feld und Wald, Gebirg und Thal ihm entgegentritt, Individualität, und damit eine fühlende und empfindende Seele unterlegt. Warum? Weil unser Prinzip, das Prinzip der Freiheit und der Individualität, es nothwendig macht, daß wir, um uns mit der Natur in Harmonie zu empfinden, ihr wenigstens den Schein der eigenen Freiheit und Subjektivität poetisch beilegen. Durch das Christenthum mit der Sinnlichkeit, der Natur, ent-

zweit, sehnen wir uns doch nach ihr zurück. Sehnsucht aber ist die Liebe, und Liebe kann nur Gleichartiges umfassen.

Der Unterschied dieser neueren Anschauungsweise von der antiken ist nun hauptsächlich folgender: Während jene das Empfindende, Fühlende, kurz das subjektiv Geistige in ungetrennter Einheit mit der Naturgestalt, der natürlichen Erscheinung, beläßt, stellen die Alten dagegen in scharfer Unterscheidung und Trennung das Geistig-Persönliche der Dinge, plastisch umgestaltet (als Person), neben die natürliche Erscheinung hin, welche nur etwa noch höchstens als Attribut symbolisch beigegeben wird. Das heißt: während die Neueren mit dem Eichbaume, dem Bergesriesen, mit dem rauschenden Strome, kurz mit den Dingen selbst poetisch verkehren, Goethe den stillen Nebelglanz des Mondes singt, Immermann mit dem Eichbaume, dem Waldriesen, Gespräche führt, verkehrten die Poeten und Künstler der alten Welt mit den Dryaden und Nymphen, mit den Göttern der Ströme und Flüsse, mit der Luna, die auf ihrem Wagen der schlafenden Schönheit des Jünglings Endymion in Liebessehnsucht naht.

Diese Trennung brachte der alten Welt realistisch unsäglichen Vortheil und Genuß. Denn ganz ihrem Prinzip gemäß konnten nun die Naturdinge selbst, die ganze Natur mit ungleich freierer Unbefangenheit völlig zum Genusse des Menschen verwendet werden, der in weit energischerem Sinne als der heutige sich als den Herrn der Schöpfung betrachtete und erwies. Natürlich! wie hätte es einer Zeit und einem Volke, welche alle Bewohner des Erdbodens außer dem kleinen Häuflein Hellenen als dienstpflichtige Barbaren, als geborene Sklaven ansah, wie hätte es ihm in den Sinn kommen sollen, der Natur eine Ehre anzuthun, die es seiner eigenen Gattung

mit Recht verweigern zu dürfen glaubte! Daher kommt es, daß die Alten, denen das sogenannte sentimentale Verhältniß zur Natur fehlte, die Landschaft im wahren Sinne weder in der Poesie noch in der Malerei haben konnten. Ihre Dichter singen die Natur nur, insofern sie dem Menschen etwas leistet und gewährt, was dienlich und nützlich, gesund und angenehm ist: labende Kühle, schattige Einsamkeit, erfrischenden Schlaf und Erholung von dem Lärm des arbeitvollen Marktlebens in behaglicher Villeggiatur. Ihre gesunde Sinnlichkeit genoß die Natur mehr sinnlich als geistig. An murmelnder Quelle gelagert zu zechen; der Sommergluth im kühlen Waldgebirge zu entfliehen; für Studien Einsamkeit zu suchen; am labenden Lüftchen, am schäumenden Wassersturze, am munteren Geriesel der Quellen und Bäche auszuruhen; in der Werdelust des Frühlings, wie im starren Tode des Winters Aufforderung zum Genusse des, ach! so schnell vorüberrauschenden Lebens zu finden; den Sinn am Blüthenduft zu letzen, und mit der Blumenpracht das salbenduftende Haar zu kränzen, mit dem kühlen Epheukranze die heiße Stirn zu kühlen beim Becher in fröhlicher Runde — das sind die Genüsse, welche Leben und Poesie der Alten in der Natur suchte, fand und besang. Und das Verhältniß bleibt selbst da ein vorherrschend sinnliches, wo es, wie zuweilen bei Horaz, der in einzelnen Perioden seines Lebens schon zu moderner Weise neigt, sich minder realistisch zu gestalten beginnt: wenn sich das Auge an dem zitternden Lichtglanz der Sonne auf dem Wasser erfreut, oder wenn er, „vergessend der Seinen und auch von ihnen vergessen, hoch von Asien's Felsenküste hinausschaut auf die tosende See," Vergessenheit suchend für die furchtbaren Erfahrungen auf Philippi's blutgetränktem Schlachtfelde und

Heilung von so vielen Wunden, welche die Zerstörung aller Jugendillusionen seinem Herzen geschlagen. Aber es ist bezeichnend, daß selbst in jener tief empfundenen Stelle doch das unendliche Meer, dessen wilde Bewegung ihm Ruhe geben soll, ihm nur als Person, als Neptunus furens erscheint.

Ganz dem hier Entwickelten gemäß gestaltet sich nun auch bei den Alten die Behandlung der Natur in der bildenden Kunst. Ich habe jetzt so ziemlich Alles gesehen, was wir von ihrer Malerei übrig haben. Zwar ist das im Ganzen nicht mehr als „eines Schattens Traum," um darnach ihre Leistungen in den übrigen Theilen der Malerei, namentlich der historischen, zu würdigen. Aber für ihre Behandlung der Natur reichen diese kargen Reste aus. Denn wir wissen, daß Landschaftsmalerei im eigentlichen Sinne und Landschaftsmalerei als selbstständige Kunstgattung bei ihnen nicht existirten. So fand ich denn in der Malerei der Alten alles, was auch die geschriebenen Zeugnisse erwähnen: Blumen, Frucht- und Thierstücke, Stillleben, kleine Jagdscenen, landschaftliche Hinter- und Vordergründe zur Belebung der Architektur, welche den Alten Feld und Wald und Garten in Haus und Zimmer versetzen sollten; aber keine Landschaft im modernen Sinne, d. h. keine Landschaft als selbstständigen Ausdruck von Stimmung und Empfindung. Wo sie einen Ansatz dazu machen, geschieht es ihrem plastischen Princip getreu so, daß sie das Naturleben und Weben in jenen wunderbaren Arabeskengestalten der Mythologie, in den abenteuerlichen Formen von Tritonen, Meerfrauen und Seepferden auf den pompejanischen Wandgemälden und auf den Mosaiken zu Rom darstellen. Wir malen das wild stürmende wie das lustig schaukelnde, Felsen umbrandende und Buchten und Busen wölbende Element selbst.

Die Alten aber drückten all dies ruhelose Leben in seiner ganzen elementaren Lust und kummerfreien Seligkeit in besonderen Gestalten aus. Und wie herrlich gelingt es ihnen! Diese zierlich farbigen, bunten Wassergestalten, diese tanzenden Seemärchen der pompejanischen Bilder, diese kolossalen Seerosse mit den Schlangenleibern auf den Mosaikfußböden im Vatikan, die zum Schalle der Drommete des blasenden Tritonen in ihrer Mitte vor Wollust sich hoch aufschnellen, und auf deren Wogenwindungen, die wie eine zum Knall geschwungene Peitschenschnur sich in- und auseinanderschlingen, lustige Meermädchen reiten: wie so energisch drücken sie das mächtige elementarische Leben aus, als dessen bloßes Symbol sie der antike Künstler schuf. Man glaubt die Wogen des homerischen Meeres rauschen zu hören mit ihren Wundern auf und über der Tiefe. Und richtig, da ist er auch mitten darunter, der meerdurchirrende Held Odysseus! an den Mast gebunden rudern ihn die Gefährten, die Ohren mit Wachs verstopft, vor den Sirenen, den schönstimmigen Meerjungfrauen und ihren Zauberliedern vorüber.

Aber alles, was von eigentlicher Landschaft vorkommt, soweit es nicht der Architektur auf dem Bilde, oder der mythologischen Historiendarstellung dient, ist erstens an sich klein und von geringem Umfange, — in der ganzen pompejanischen Sammlung findet sich nur eine einzige landschaftliche Darstellung, — und dann in anderer Weise einem außerhalb liegenden Zwecke dienend untergeordnet. Alle diese kleinen landschaftlichen Bilder dienen, sowie der architektonische Theil der Wanddarstellungen, vornehmlich dazu, die meist engen und kleinen Räume der Zimmer scheinbar zu erweitern. Daher ist die Landschaft selbst oft nur arabeskenartig oder auch vorwie-

gend architektonisch behandelt. Die einzige bedeutende Landschaft ist ein Bild etwa drei Spannen hoch und zwei und eine halbe breit: Hirtenleben mit Architektur, die auf Kultus anspielt. In der Mitte ein Thor, gebildet aus zwei viereckigten Mauerpilastern mit darüber gelegtem Architrav. Ein starker Baum, von dem ein Hauptast zur einen, und der andere zur anderen Seite des Gebäudes sich aus der Mitte dieses Thores emporstreckt und dasselbe überschattet, ist vortrefflich in der Zeichnung. Links eine Ara mit einem Götterbilde, und ein kleines niederes Gebäude. Rechts ein sitzender Hirt mit dem unten gekrümmten Hirtenstabe, wie ihn heute noch die Hirten tragen. Noch weiter oben zurück eine Figur, welche mir ein Lokalgott oder Flußgott schien. Im Vordergrunde an einem Wasser weidendes Vieh, Schafe, Ziegen, eine saufende Kuh und der Hund des Hirten. In dem Ganzen ist schon ein Anflug von Stimmung: Sommerruhe, Mittagsschwüle auf waldiger Bergmatte, trinkendes und ruhendes Vieh, auch der Hirte ruht. Das Grün der Bäume spiegelt sich schon mit einem lieblichen Lichteffekte im Wasser. Die Baumzeichnung ist vortrefflich, die Behandlung des Laubes unausgeführt, leicht und lebhaft und voll Verstand. Aber der Götterhain, das Mythologisch-Religiöse im Architektonischen, tritt doch entschieden als Hauptsache auf. Vielleicht ist's Paris, der Hirt auf dem Ida, den wir hier sehen. Das Bild ist übrigens auch dadurch merkwürdig, daß es durchaus dem Style der Nikolaus Poussin'schen Landschaft verwandt ist; so viel ich gesehen habe, das einzige alte Landschaftsbild, von welchem sich dies mit Grund sagen läßt.

Blicke ich nun von den Alten auf ihre Nachkommen, die heutigen Italiener zurück, so finde ich, daß sie eigentlich zur

Natur noch ganz dasselbe Verhältniß wie jene haben, wie denn dasselbe überhaupt wohl auf den Gegensatz des Nordens und Südens, der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, der Reflexion und Unmittelbarkeit, ja vielleicht sogar auf den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus — beide Ausdrücke in ihrer schärfsten Pointirung als Schlagworte genommen — hinauslaufen wird. Diese Südländer leben in der schönsten Natur, wissen dieselbe auch in Betreff des sinnlichen Behagens, ihrer reichen Produkte u. s. f. gebührend zu schätzen. Aber von unserem nordischen Sinne für Naturschönheit ist keine Spur. Zunächst fehlt schon jeder Zug von Sehnsucht, denn der sichere Besitz schließt ja die Sehnsucht aus. Dann aber ist ihnen, eben wie den Alten, die gesammte Natur um sie her nur eine Dienerin. Es hängt dieser Mangel an tieferem Sinne für die Natur und ihre Auffassung zusammen mit hundert und aber hundert Lebensäußerungen in Sitte und Gewohnheit. So dient gleich ihre Villeggiatura, ihr Landleben, nur Gesundheitszwecken und ist streng durch Herkommen und Gewohnheit geregelt, beginnt und endet ohne Rücksicht auf die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Jahre zu der einmal festgesetzten und hergebrachten Zeit, wie ihre Seebäder. Mögen ferner draußen die schönsten Gegenden zu Spaziergängen und Fahrten einladen: der Italiener geht, reitet und fährt dennoch nur in den engen, geräuschvollen Korso's zwischen himmelhohen Häuserreihen, tief wie in einem Brunnen, und genießt hier die „frische," durch Cigarrendampf und Menschendunst verderbte Luft. Ihre Café's und sonstigen Genußorte suchen nicht wie bei uns das Freie — (um ganz Rom giebt's z. B. draußen keine solche Anlage, wo man in Gesellschaft zum Kaffee oder Wein die Natur genösse, wenige Spelunken

ausgenommen) — sondern vielmehr die geräuschvollsten, menschenbelebtesten Straßen. Die Café's dort sind den ganzen Tag gefüllt. Im Freien trifft man um Rom keinen Römer der feinen Welt, der Regel nach. Dies Alles, so wie die hohe Ummauerung ihrer Gärten, ihre Vernachlässigung der Holz- und Waldkultur, ja ihr Widerwille, ihr Haß gegen alles, was Wald heißt*), der sich selbst in ihrer Sprache ausdrückt (gente della macchia bezeichnet das elendeste Gesindel), ihre unglaubliche Hartherzigkeit gegen die Thiere, welche zur schauderhaftesten Thierquälerei ausartet, Alles dieses ist auf dieselbe Quelle zurückzuführen. Es ist ein antiker Zug darin, aber er ist verderbt, entstellt und karikirt, wie alles Heidnische bei ihnen. In gewisser Art kann man z. B. selbst sagen, daß ihre Heiligen die Stelle vertreten, welche die Naturgötter der Alten in der antiken Welt einnahmen. War das Meer günstig oder zeigte es Zorn, für meinen Sorrentiner, den alten Schiffer Vincenzo, war es doch eigentlich Sant Antonin, mit dem er es zu thun hatte. Und die Kirchen, Kapellen und Heiligenbilder an den Gestaden des Meeres, in Wäldern und auf Bergen sind es, welche die Theilnahme der Bewohner vorwiegend in Anspruch nehmen, und für sie die Hauptschönheit auch der Gegend ausmachen, wie sie denn auch Wohl und Weh für Vieh und Feld und Menschenleben bereiten.

Nach all diesen Prämissen komme ich nun zu dem Schlusse, daß die Italiener der Natur der Sache nach eigent-

---

*) Wo sie Wald schonen, ist es Eichwald, weil sie der Eicheln zur Viehmast bedürfen. Jeden Buchwald dagegen schlagen sie unbarmherzig herunter.

lich keine freie Landschaftsmalerei haben können. Und so viel ich weiß, haben sie dieselbe auch wirklich nicht, und die Spanier ebensowenig. Salvator Rosa wird mir Niemand einwenden wollen, denn in dem, was von ihm hierher gehören könnte, bestätigt er als Ausnahme nur die Regel. Alles, was die älteren Meister von Landschaft haben, ist als Hintergrund sinnig dienend. Man kann sagen: die Landschaft dient diesen Italienern als Interpretation ihrer Staffage — der Hauptsache —, während bei uns umgekehrt meist die Staffage nur zur Interpretatiou der Landschaft dient. So selbst bei Giorgione, Tizian und bei dem vortrefflichen Zingaro von Neapel u. A. Was ich dann ferner von eigentlichen Landschaften italienischer Meister bis jetzt gesehen, geht meist auf landschaftliches Portrait hinaus. Und jetzt, in unseren Tagen, ist auch die letzte Spur von tieferer poetischer Naturauffassung fast durchaus in die gemeinste, handwerksmäßigste Vedutenschmiererei übergegangen, deren unglaubliche Rohheit mich besonders in Neapel und Palermo auf Ausstellungen wie in den Fabriken dieser Schmierer in Erstaunen setzte. So war es z. B. nicht möglich, in ganz Palermo unter so vielen auch nur eine erträgliche Ansicht vom Monte Pellegrino, den Gebirgen der Conca d'oro und la Bagaria zu erhalten, die an Ort und Stelle wenigstens ansehbar gewesen wäre. Und ebenso in Neapel. Sie sind eben auf's Tiefste herunter. In Neapel malten sie Zeitungsgeschichten, Rettungen von Matrosen und Fischern, welche am so und so vielten dieses verunglückt waren. So sah ich ein großes Bild auf jener Ausstellung, welches einen solchen Vorgang darstellte, der nach einem beiliegenden Zettel erst vier Wochen vor der Ausstellung passirt war. Das ist ihre Genreland-

schaft. Ueberall der krasseste Materialismus. „Come è possibile da far una si gran pittura in si poco tempo!" sagte verwundert ein Neapolitaner, welcher vor mir stand. —

Also: die Italiener haben keine Landschaft und haben sie auch eigentlich nie gehabt, selbst nicht in der höchsten Blüthe ihrer Kunst. Dies ist kein Zufälliges. Denn erst eine Weltanschauung, welche bewußt oder unbewußt schon den ersten Schritt zum Abfall von der Transcendenz gethan hat und sich auf dem Wege zum Pantheismus befindet, kann in der Natur die Verwandtschaft mit der eigenen Seele entdecken. Das streng aszetische Christenthum dagegen kann in ihr nur entweder die Gottverlassenheit, welche indessen, im wunderbaren Widerspruche, doch wieder zu Gottes Ehre und Preise da ist, anerkennen; oder es muß, wo das Christenthum wie bei diesen Romanen noch ganz im heidnischen Boden wurzelt und demgemäß die Natur ganz von dem naiv egoistischen Standpunkte der Alten betrachtet wird, auch das antike Verhältniß, nur in gesteigertem Maaße, nothwendig wieder eintreten.

So ist es denn ganz in der Natur der Sache begründet, daß auch historisch die Landschaftsmalerei auf nordisch protestantischem Boden ihre Wurzeln getrieben hat, so bei Holländern und Belgiern, Franzosen und Deutschen, und daß sich in der Gegenwart eben bei uns Deutschen die begabtesten Talente — da aus bekannten Ursachen die Hauptgattungen der Malerei noch ohne Inhalt sind — so zahlreich der Landschaft zugewendet haben. Goethe und die Weimaraner, diese „W. K. F.'s, mit ihren Treffs," wie der Alte einmal wohlgefällig meint, bewunderten noch ihren Hackert. Aber so tief jene ideenlose Behandlung der Kunstgeschichte, wie sie der bekannte Abriß in der ersten Ausgabe von „Winckelmann und

sein Jahrhundert" zeigt, hinter der philosophischen und historischen Forderung und Einsicht der Gegenwart, so brunnentief steht der gepriesene Hackert, mein braver Prenzlauer Landsmann, unter der Landschaftsauffassung unserer Zeit. Hackert war ein Talent, aber seine Lohnbedienten- und Faktotumsnatur, welche für so viele in Italien einheimische Deutsche charakteristisch ist, ließ ihn die Kunst handwerks- und fabrikmäßig treiben. Er malte, was die Zeit, diese feine, parfümduftende, galante, leichtfertige Zeit, in ihrer Sünden höchster Blüthe vor dem Revolutionsgerichte Gottes, in der Natur sah und wollte: Veduten, liebliche Erinnerungen an beglückte Schäferstunden, geleckte, glänzende Oberflächlichkeiten, leichte Emotionen hervorrufend, in Speisezimmern und petites maisons der reichen Russen, Deutschen und Franzosen unbezahlbar.

Jetzt dagegen versenkt sich der Künstler in die Tiefen der Natur. Nicht nur ihre Seele, die geliehene, sondern auch ihre Leiblichkeit, die ureigene, die Trägerin ewiger Gesetze sucht der Künstler zu erforschen und darzustellen. Denn Wissen und Erkenntniß heißt die Parole der Zeit! —

Atelierwanderungen.

Rom, im December.

An der stillen Piazza Barberini, wo Bernini's herrlicher Triton aus seiner Muschel den Wasserstrahl in die Höhe bläſt, welcher in tausend Strahlentropfen niederstäubend ringsumher liebliche Kühle verbreitet, an diesem schönen, stillen Platze,

wo die Karossen des Kardinals und der Fürsten Barberini an den krummhörnigen, silbergrauen Stieren vorüberfahren, welche neben der Fontaine ihre Verdauungsrast halten, sieht man vor vielen Thüren Marmorblöcke aller Größen und Formen liegen, die Wahrzeichen der Bildhauer, deren Ateliers vorzugsweise an und neben diesem Platze sich befinden. Hier schuf Thorwaldsen seine unsterblichen Werke in dem unscheinbaren Raume, den die schmutzige Geldgier des Fürsten Barberini jetzt in eine Remise zu verwandeln beabsichtigt. Hier sind die Kunstwerkstätten von Kümmel, Steinhäuser, Emil Wolf und Imhoff, der bedeutendsten deutschen Bildhauer, denen sich in nächster Nähe die Ateliers von Troschel, Wagner u. A. anschließen. Wenn ich zu diesen noch den Schweden Fogelberg und den Dänen Adolf Jerichau nenne, so haben wir die nahmhaftesten Bildhauer beisammen, welche sich gegenwärtig, von den Einheimischen abgesehen, in Rom befinden.

Es ist ein hoher Genuß, in diesen Werkstätten umherzuwandeln und die Künstler bei ihrem Schaffen zu belauschen. Diese kühlen, hohen, vom Tageslärm abgelegenen Räume, so unscheinbar und staubbedeckt, in deren Stille das Tageslicht nur durch hohe Fenster fällt, wo das Knistern des Marmorgerölles unter unseren Füßen und die pickenden Meißelschläge der Künstler die einzigen Laute sind, welche das Ohr vernimmt, umgeben den Besucher mit jenem Gefühle der Weltabgeschiedenheit, das so recht die Stimmung gewährt für die gesammelte Betrachtung der Werke, in denen Genius und Talent die Idee plastischer Schönheit zu verkörpern streben.

Die Plastik unserer Zeit ist in Bezug auf das Technische den übrigen bildenden Künsten entschieden vorangeschritten,

seit Canova, dieser erste „revivifying ray, welcher Italiens Kunstverfall vergoldete," sie aus der Unnatur der Bernini-schen Geziertheit zur Eleganz des freieren Liebreizes und zur Annäherung an die Antike hinführte, und Thorwaldsen's unsterblicher Genius ihr den reinen Styl ächt hellenischer Naturanschauung und Behandlung des Materials wieder gewann. Durch Thorwaldsen ist der plastische Styl, soweit derselbe in der freien Unterordnung unter die Forderungen des Materials besteht, für die neuere Kunst wieder erobert. Aber, — und dies ist bis jetzt die Schranke jenes Fortschrittes, diesem wiedergeborenem Style fehlt, um eine neue Periode der Plastik zu beginnen, ein höchst Wesentliches: der im antiken Geiste erneute Inhalt, in dessen Darstellung sich die zweite Seite desjenigen, was man Styl nennt, das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit, ausdrückt. Das Christenthum kann diesen Inhalt nicht liefern, weil sein innerstes Wesen, der über die Körperlichkeit hinausweisende Spiritualismus, dem Wesen der Plastik, der absolut körperlichen Kunst, widerspricht. Damit ist aber der Kreis dieser Kunst als einer Darstellung des religiösen Ideales geschlossen. Eine Rückkehr zur Darstellung griechischer Götterideale wäre vergebliche Arbeit, weil hier das Vollendete bereits erreicht ist, und nur von einer Zeit und einem Volke erreicht werden konnte, dem diese seine Götterideale lebendige Wirklichkeit waren. Dadurch wird unsere Plastik unabweislich auf andere Bahnen hingedrängt. Sie hat Versuche gemacht, aus der nationalen Mythologie und Heroensage Stoffe zu gewinnen, und der Schwede Fogelberg in Rom hat den nordischen Olymp zu bilden unternommen. Alles vergeblich! Denn diese Gestalten haben kein wirkliches Leben im Bewußtsein der Gegenwart,

und weder bei ihnen noch bei dem Cherusker Hermann, oder bei den personifizirten Volksthümlichkeiten einer Bavaria oder Borussia, oder bei den Darstellungen abstrakter Begriffe, wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit, Demuth u. s. f., welche alle die neuere Plastik zu gestalten versucht hat, kommt es zu etwas Anderem, als zu abstrakten Allgemeinheiten und frostigen Allegorien, beide der Tod der plastischen Kunst. Was bleibt also übrig? Nichts Anderes, als was den Griechen übrig blieb, nachdem die Darstellung der religiösen Götterideale erschöpft war, der Schritt in die Wirklichkeit rein menschlichen Lebens, der Uebergang zur historischen und monumentalen Kunst auf der einen, und zur plastischen Reproduktion der Gestalten ihrer Poesie auf der anderen Seite. Daneben bleibt noch ein drittes Feld übrig. Es ist das Feld der naiven Motive des unmittelbaren Lebens, welches als das Genregebiet der Plastik bezeichnet werden kann.

Ein Blick in die Werkstätten der dortigen Künstler kann beweisen, daß unsere Plastik mit ihren Stoffen diese drei Richtungen bereits eingeschlagen hat. Das einzige allgemeine Interesse, welches das gegenwärtige Volksbewußtsein an der Plastik nimmt, ist dasjenige, welches an die historisch monumentalen Stoffe knüpft. Davon zeugen die stets sich mehrenden statuarischen Denkmäler unserer Dichter, Denker, Künstler und Helden, in denen wir, wie alle kultivirten Nationen Europa's, die Heroen unserer Gattung erblicken, und denen wir — trotz aller pietistischen Gegenrede — den einzigen Kultus, welcher der Bildung geblieben ist, den Kultus des Genius, zollen. Und so überwiegend ist dieser Zug, der die Menschheit treibt, das Göttliche innerhalb ihrer eigenen Natur anzuschauen, daß er selbst die widerstrebenden Künstler

zwingt, die Idealisirung der äußeren Erscheinung aufzugeben, und die Unschönheit in Kleidung und Tracht der bestimmten Zeit als nothwendige Beigabe zur schärferen Charakteristik des Endlichen im Unendlichen mit in den Kauf zu nehmen. Von monumentalen Arbeiten sah ich bis jetzt in den Ateliers der deutschen Künstler nur zwei: die Statue des Astronomen Olbers und des Generals von Alten, mit deren Ausführung Steinhäuser und Kümmel, jener von Bremen, dieser von Hannover, beauftragt sind. Die zweite Richtung, welche die idealen Gestalten unserer Poesie für die Plastik auszubeuten versucht, ist erst im Entstehen begriffen. Hier in Rom hat Steinhäuser mit seiner herrlichen Gruppe Hero und Leander diesen Weg betreten. Aber die Anzahl der auszuführenden historischen Monumente ist gering, die Auswahl der Stoffe, welche unsere Poesie bietet, noch weit beschränkter, und so bleibt den Künstlern neben den poetischen Motiven der althellenischen Mythendichtung und Geschichte nur das Genre übrig, dem das unmittelbare Leben in seinen naiven Erscheinungen allerdings die reichste Fülle von Motiven bietet, während die Stoffe selbst die antike Behandlungsweise erlauben. Obenan steht hier der Däne Jerichau mit seiner soeben in Thon vollendeten Gruppe des Jägers und der Pantherin, Kümmel mit seinem vortrefflichen Ballonschläger und Steinhäuser's berühmtes Mädchen mit der Muschel, lauter Musterwerke ihrer Gattung.

Hat die plastische Kunst unserer Tage so mit den Stoffen ihre Noth, so hat sie von der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse des Lebens eben so sehr zu leiden. Ist doch nun einmal die Kunst nicht mehr oder noch nicht wieder Sache der Völker, sondern der Laune einer bevorzugten Klasse, ein

Spielzeug der Reichen und Großen, die Maitresse des exclusiven Luxus. Wer das noch nicht gewußt oder nicht geglaubt hat, kann es in Rom lernen. Zu keiner Zeit war das wahre schaffende Genie des Künstlers, und namentlich des plastischen, schlimmer daran, als in der jetzigen. Sonst wenn ein Künstler Großes und von seinen Genossen Anerkanntes hervorgebracht hatte, war sein Erfolg gesichert. Heute ist das anders. Ich sehe die oberflächlichste Mittelmäßigkeit, die baarste Geistesarmuth in der Kunst floriren, wenn es ihr nicht an derjenigen Gesinnung fehlt, welche die empfehlenden Kenner von Metier für sich zu gewinnen weiß. Und ich sehe das Genie, das ächte, wahre Künstlergenie sich in selbstquälerischer Melancholie verzehren, und buchstäblich mit der Noth den harten Kampf des Lebens kämpfen, ohne daß eine Hand sich regt, ihm dadurch zu helfen, daß man durch thätige Anerkennung und Förderung ihm den Glauben an den Sieg des Wahren und Aechten auch im Gebiete der Kunst wiedergiebt.

Man täusche sich nur nicht über die Wirksamkeit und den Einfluß der sogenannten Kenner. Im besten Falle sind sie ästhetische Feinschmecker, welche das einseitig formale Princip als ihr Banner selbstgefällig vor sich her wehen lassen. Ihnen ist die Kunst selbst oft das gleichgültigste Ding von der Welt. Daß sie die Blüthe, der Gipfel und der höchste Ausdruck unseres menschlichen, sinnlich geistigen Wesens und deshalb das Eigenthum der gesammten Menschheit sei, davon haben sie in ihrem exklusiven Hochmuthe keine Ahnung. Ihr Kunstinteresse ist meist nur das renommistische Aushängeschild ihrer exklusiv sein wollenden Geistesaristokratie. Wissenschaft und Poesie freilich, die sind für das „Volk.“ Jeder kann sie selbst bei den dürftigsten Mitteln auf seiner Stube kennen ler-

nen. Der Sinn für bildende Kunst aber kann, wie jetzt leider die Sachen stehen, nur durch kostspielige Reisen oder, wenn man es recht billig haben will, durch nothdürftige und dabei immer noch enorm theuere Kupferwerke geweckt und ausgebildet werden. Ist oder girirt man sich daher als Kunstkenner, so zeigt man, daß man Aristokrat, daß man reich und also frei und unabhängig ist. Denn in unserer Zeit giebt Geld allein die Freiheit, d. h. „es paralysirt," wie der alte Goethe mit Bezug auf Byron's Wahlspruch: „Viel Geld und keine Obrigkeit!" sagte, „die Obrigkeit." Es ist daher eine wahrhaft naive Enthüllung ihres unsittlichen Geheimnisses, wenn Leute dieser Art öffentlich die Frage: „wem die Kunst gehöre?" damit beantworten, daß sie dieselbe zum ausschließlichen Eigenthume einiger wenigen Kenner machen. Die Kunst gehört der Menschheit, dem Volke, das sie erzeugt, und es ist Sache der Bildungsbevorzugten, dem Volke dahin zu verhelfen, daß es sein Eigenthum wieder erlange und genieße. Und das ist ein Streben, welches ohne Zweifel auch im edelsten und vollsten Sinne des Wortes christlich ist, denn Christus will: „daß allen Menschen geholfen werde!"

Rom, im December.

Von den Bildhauern zu den Malern, unter denen ich besonders die Ateliers derjenigen, namentlich deutschen Landsleute, besuchte, welche es sich zur Aufgabe machen, Leben und Natur Italiens wiederzuspiegeln. Die Art und Weise, wie uns der große Haufe unserer Maler Natur- und Menschenleben Italiens in ihren Bildern über die Alpen schicken, läßt

sich am Besten mit der traditionellen Darstellung unseres Landvolkes auf dem Theater vergleichen. So wenig ein Mensch von gesundem Sinne in diesen Bauernburschen mit den stehenden rothen Brustlätzen, den buntbebänderten Hüten und dem ganzen Geßner'schen Schäferapparat auf unseren Brettern wie in unserer Theater-Literatur Wahrheit und Natur finden wird, ebensowenig wird Jemand, der Land und Volk Italiens aus eigener Anschauung kennt, in dem Meisten, was sich für italienisches Genrebild ausgiebt, beide wieder zu erkennen vermögen. Gewöhnlich sieht man diesen Bildern die künstlerische Impotenz auf hundert Schritte an. Es hat sich ein Ungeist der Verkünstelung, eine traditionelle, typische Auffassungs- und Behandlungsweise gebildet, deren gleißendes, geschminktes und manierirtes Wesen den großen Haufen des in Ausstellungen umherspazierenden Publikums besticht, während sich der wahre Freund der Kunst mit Widerwillen davon abwendet. Diese Hirten, Winzerinnen, Kärrner, Campagnabauern, Räuberhauptleute u. s. w. sind, wenn's hoch kommt, nichts als die sklavisch kopirten Modelle, wie sie Jahr aus Jahr ein an der spanischen Treppe zu finden sind: eine geleckte, frisirte, appretirte und verdorbene Natur. Die Kompositionen der Gruppen und Stellungen in diesen abstrakten italienischen Bildern sind nicht der Natur mit sinnigem Auge abgelauscht, sondern im Atelier ausgeklügelt, auf den gröbsten Theatereffekt berechnet, Portraitirungen gut abgerichteter Statisten. Daher herrscht in der Masse dieser Bilder ein so tödtlich langweiliges Einerlei. Hat man eines gesehen, so kennt man sie ungefähr alle. Von demjenigen, was uns das historische Genrebild — und ein jedes ächte Genrebild ist auch immer historisch — vorführen und zeigen soll, von dem ächten Charakter und

Wesen des Volkes, wie es in Sitte und Lebensgewohnheit sich äußert, von seinen wahrhaften und wirklichen Zuständen, seiner Armuth und seinem Reichthume, Leid und Freude, Arbeit und Genuß wissen uns die meisten jener Pinselerzeugnisse nichts zu sagen. Aus ihren Modellarven spricht keine Seele, keine wahre Empfindung, keine Leidenschaft, kein Pathos, aus ihren Gruppen kein Leben, keine Handlung. Selbst das Aeußerliche des ganzen Habitus, bis auf Haltung und Gesichtsausdruck, Kostüm und Tracht, trägt den Stempel einer koketten, mit Affektation gesteigerten, gespreizten und daher unwahren Nationalität.

Niemals ist mir dies klarer geworden, als seitdem ich in den Arbeiten zweier begabter Künstler neulich den völligen Gegensatz gegen das so eben bezeichnete geistlose Treiben mir vor Augen gestellt sah. Diese beiden Bilder, ganz unabhängig von einander entstanden und beide noch nicht vollendet, ergänzen sich doch gegenseitig. Sie sind ächte Darstellungen des italienischen, und hier insbesondere römischen National- und Volksgeistes, wie er in der von der Kultur noch nicht berührten Bevölkerung dieser Gebirge und Ebenen lebt. Das eine zeigt ihn in der einfachen großartigen Ruhe einer idyllischen Scene, die uns an ähnliche Zustände homerischer Menschheit erinnert. Das andere entfaltet ihn in der höchsten Aufregung, deren er fähig ist, indem es einen historisch überlieferten Moment zum Vehikel der Darstellung benutzt. Zuerst von dem Ersten. Elisabeth Baumann hat in ihrem großen Bilde: Brunnenleben im römischen Gebirge, den glücklichen Griff gethan. Mit dem sicheren Blicke des Genius erfaßte diese Künstlerin während ihres Aufenthaltes in dem einsamen Aricia das eigenthümlich Großartige, poetisch Erhabene, welches dieser kulturverlassenen, vielfach verwahrlos'ten Men-

schenwelt dennoch einen so wunderbaren Zauber, eine so imponirende Majestät verleiht, daß wir uns zuweilen in dieser Einsamkeit verfallener Gebirgsstädte, in dieser Einfachheit der ärmlichsten Lebenszustände von dem Geiste homerischer Dichtung angeweht fühlen. An diesen Brunnen und Fontainen der stillen Plätze verfallener Städte wie Aricia, Nemi und Marino glaubt man in den Gruppen wasserschöpfender Frauen und Mädchen, in dem hohen Gange, in der stolzen Haltung dieser adeligen Gestalten, wie sie mit den antikgeformten Henkelgefäßen auf dem Haupte ab- und zuwandeln oder wartend und plaudernd da stehen und sitzen, wirklich jene patriarchalische Welt des Sängers der Odyssee vor sich aufsteigen zu sehen. Wie überall in einem politisch heruntergekommenen Volke hat sich die Größe seiner Natur am meisten in den Frauen des italischen Volkes erhalten. Diese schönen stolzen Leiber, dieser Adel des Ausdruckes und der Züge, diese Würde der Matronen und Greisinnen zeigen uns noch jetzt das Abbild der Mütter jenes Römervolkes, welches einst die Völker der Welt mit seinen Legionen niederwarf und seinen Fuß auf den Nacken aller Könige der Erde setzte.

In diesem Sinne und so mit großem Auge gesehen gestaltete sich nun unter den Händen der Künstlerin diese kleine Welt des Brunnenlebens der Weiber des römischen Gebirges zu dem vollständigen Ausdruck des wahrhaft Großen und Idealischen, welches allerdings noch in dieser Menschennatur vorhanden ist. Das Einfachste, so mit großem Blicke geschaut, erwuchs aber auch zugleich zu einem Bilde, dessen äußerer Umfang jener geistigen Größe gemäß sein mußte. Dieses „Brunnenleben römischer Weiber des Gebirges“ ist eine Idylle, aber eine homerische. Die Gestalten überschreiten fast das

Maaß der Lebensgröße, aber man sieht ihnen an, daß sie ein Recht haben, so aufgefaßt und dargestellt zu werden. Hier ist ein Gemälde, das uns in Gestalten, welche an die Urpoesie der Welt, in der Bibel des Orientes wie in der des Occidentes, erinnern, doch zugleich die lebensvolle Wirklichkeit und Wahrheit einer noch mit uns existirenden Gegenwart und Nationalität energisch vor Augen stellt, ein Bild, das sich an die berühmten Schnitter des genialen Franzosen Robert würdig anreiht.

In dem Robert'schen Bilde ist freilich noch immer ein leiser Hauch jener falschen Idealisirung, die der dargestellten Wirklichkeit alle und jede Spur ihrer eigenthümlichen, naturwüchsigen Rauheit und Herbheit zu nehmen sucht. Selbst die Büffel in dem Robert'schen Bilde sind nicht frei geblieben von dieser falschen Verschönerungssucht, und in dem schönen jungen Manne, der zwischen ihnen hingelehnt steht, mag allerdings, wie der vortreffliche Vischer es ausdrückt, ein Cincinnatus verloren gegangen sein, aber eben so sehr ist in ihm auch das wahre Abbild von einem ächten und gerechten Buffaloro der römischen Campagna durch die Hand des Malers verloren gegangen. Hier geht nun das Baumann'sche Bild offenbar einen Schritt weiter und über den Vorgänger hinaus. Diese Gestalten sind im Geiste und in der Wahrheit Römerinnen, weil sie in und mit dem Geiste der Wahrheit aufgefaßt sind, mit einem Geiste, welcher durchaus (ich rede nicht vom Kolorit) an Rubens'sche Auffassung erinnert.

Die Scene ist an dem Brunnenplatze einer römischen Gebirgsstadt. Da das Wasser an diesem Brunnen durch eine oder zwei metallene Röhren nur sparsam in die untergehaltenen Gefäße sprudelt, so bildet sich leicht zu allen Tageszeiten

hier eine Gesellschaft schöpfender, wartender, verweilender Frauen und Mädchen, wie ich sie unter meinem Fenster zu Aricia im Albanergebirge oft genug beobachtete. Der Brunnen ist das Rathhaus dieser römischen Weiber. Alles, was in Liebe und Haß, in Leid und Freude diese enge Welt bewegt, von dem leichten Scherz der Liebeshändel bis zu den blutigen Tragödien, mit denen die heiße Leidenschaft dieser Menschen Haß und Feindschaft, und besonders Eifersucht, oft zu raschem Ende führt, wird hier besprochen und verhandelt, laut und leise, still oder heftig, kurz oder ausführlich, je nachdem Zeit und Gelegenheit und Freiheit von belauschenden Zeugen das gestatten. Eine solche Scene nun steht hier vor uns. Auf einem hochgelegenen freien Platze, an der Rückseite eines verfallenden Gebäudes, befindet sich der Brunnen mit seiner steinernen Einfassung. Rohe Steintreppen führen hinan zu ihm, eine steinerne Balustrade schließt die Hintergrundseite des Platzes ein. Ueber diese hinaus verliert sich der Blick in die rothbraune Ferne der Campagna und bis zum blauen Meeresstreifen abwärts am äußersten Rande des Horizontes. Nichts Architektonisches sonst, keine Vegetation hält unsere Aufmerksamkeit ab, sich völlig und ungetheilt den Gestalten der Menschen zuzuwenden, welche diesen Platz beleben. Ein halberwachsenes Mädchen, das sich so eben mit dem gefüllten Kruge in beiden Händen entfernt, hat einer Frau Platz gemacht, die hoch und stattlich, doch in bequemer Stellung, die linke Hand mit jener unnachahmlich stolzen Grazie der römischen Gebirgsweiber in die Seite gestemmt, mit der Rechten ihren Krug den herabfließenden Wasserstrahlen unterhält. Aber ihr Gesicht ist von ihrem Geschäfte abwärts und zurück gewendet. Nieder und gleichsam in sich hinein blickend scheint

sie eine, wenn auch nur halbe Aufmerksamkeit den Worten einer alten Matrone zu leihen, welche an der entgegengesetzten linken Seite, sitzend und augenscheinlich etwas Bedeutendes erzählend, den Abschluß der ganzen Gruppe des Gemäldes bildet.

In der Mitte um das Steinbassin herum stehen drei Frauengestalten. Die eine, am tiefsten zurückstehende, den Kopf behaglich auf den Henkel ihres auf dem Steinrande vor ihr stehenden Kruges gelehnt, lauscht aufmerksam auf die Worte der Alten. Minder aufmerksam ist die zweite, welche mit der Linken das gefüllte Gefäß auf dem Haupte festhaltend, ihrem, nur mit einem zerfetzten Hemde bekleideten Buben aus einer Schale zu trinken reicht. Aber die Krone von allen, in der Pracht und antiken Schönheit ihrer Figur nur mit der zuerst genannten Wasserschöpferin vergleichbar, ist die dritte, dicht neben ihr stehende oder vielmehr im Fortschreiten begriffene Frauengestalt. Im dunkelrothen Gewande, mit beiden kräftigen Armen das Wassergefäß auf dem Haupte haltend, ist sie ganz das lebendig gewordene Bild einer antiken Kanephore, eine Gestalt, wie ich sie oft genug in Genzano, Nemi und Velletri gesehen. Diese Gestalt würde einen Festzug zum Parthenon hinauf schmücken. Frei und stolz blickt sie unter den schöngeschwungenen Brauen des ausdrucksvollen Antlitzes hinab auf die Alte zu ihren Füßen, welche von einer neuen kühnen That des in die Berge geflohenen und Räuber gewordenen Camillo gegen die ihm auflauernden Carabinieri erzählt. Denn dieser Gefürchtete ist ihr Geliebter, und der, um dessentwillen er entflohen, weil er ihm das Messer ein wenig zu tief in die Brust gestoßen aus Eifersucht und Zorneswuth, war der Bräutigam der ihr gegenüber an der Brunnenröhre stehenden Giu-

stina. Aber weder die erzählende Alte noch die zuhörenden beiden anderen Frauen kennen diesen Zusammenhang und ermessen diesen Eindruck der Erzählung. Nur die zur Seite der Alten sitzende junge Frau schaut voll Mitleid auf die zuerstgedachte, in sich versunkene Gestalt, und schließt so den Ring des Ganzen durch diesen Bezug der Theilnahme verbindend in sich zusammen. An der Erde halbnackte schlafende Kinder, denn der heiße Sommernachmittag neigt sich zum Abende. Die Sonne sinkt durch leisen Dunst- und Gluthnebel dem Meere zu, und ihr voller, warmer Schein spielt ruhig verklärend auf den edelsten Menschenbildern dieser ächt antik gefühlten homerischen Idylle, von deren Größe und Schönheit diese Beschreibung kaum einen Schatten wiederzugeben vermag.

Hat Elisabeth Baumann in ihrem Bilde uns die italienische Volksnatur in der vegetativen Ruhe ihres patriarchalischen Daseins vorgestellt, so läßt nun ein anderer Künstler, Rudolf Lehmann aus Hamburg, in diese Ruhe des Traumlebens den Blitz der aufgeregten Leidenschaft fahren, und dieselbe Volksnatur aus ihrer ruhigen Unbewegtheit herausgetreten, wie ein mächtig aufgeregtes Meer vor uns erscheinen in seinem großen Bilde: „Sixtus V. die Pontinischen Sümpfe segnend." *) In diesem Bilde erscheint die bisherige genrebildliche Darstellungsweise, in welcher die moderne Kunst uns Land und Volk Italiens vorzuführen versucht hat, zur historischen erhoben und auf den höchsten Punkt gebracht, den dieselbe ihrer Natur nach erreichen kann. Ich betone das kann absichtlich. Denn ein Volk, das selbst nur noch ein Genre-

*) Das Bild, von der französischen Regierung angekauft, ist jetzt (1873) im Museum zu Lille.

volk, kein historisches ist, ein Volk, welches in der völligsten Unfreiheit sein höchstes Bewußtsein außer sich, nicht in sich hat, kann dem Künstler keinen Stoff zu einem historischen Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes liefern. Das höchste Pathos eines solchen Volkes ist das religiöse, und zwar das religiöse Pathos, welches von der Verehrung seines höchsten geistlichen und zugleich weltlichen Oberhauptes seinen Impuls erhält, auf diesen Punkt sich selbst mit allen seinen zeitlichen und ewigen Interessen bezieht, von ihm, und von ihm allein alle und jede Erfüllung und Befriedigung erwartet. Die Geschichte eines solchen Volkes ist die Geschichte dieser seiner Oberhäupter und Beherrscher. Das Handeln und die Thaten der letzteren vertreten die seinen; es selbst empfängt nur diese Thaten als Wohlthaten oder als Leiden. Und wenn seine Beherrscher die Welt sich zu ihren Füßen legen, so fällt doch auf ein solches Volk kein Strahl dieser historischen Ruhmesglorie zurück. Das ist der Unterschied des neuen christlichen von der alten heidnischen historischen Bedeutung und Weltherrschaft Roms. Einen solchen Zustand aber in einem bedeutsamen Momente uns vor die Augen zu stellen, bleibt immer eine würdige Aufgabe für den modernen Künstler und erhebt, wenn es ihm gelingt, sein Werk zu dem Range eines ächt historischen Bildes. Unserem Künstler ist dies gelungen.

Gelingen aber konnte es ihm nur, weil er mit der Bildung seines Bewußtseins über dem geschilderten Zustande steht. Diese Bedingung ist wesentlich, und darum ist es auch nicht zufällig, daß alle Künstlerindividuen, die uns Volk und Lebenszustände Italiens in bedeutenden Werken vorgeführt haben, nicht dem Lande und Volke selbst, sondern fremden Nationen angehören. Was jetzt in Land und Volk Italiens nach dem

Verfalle seiner mittelalterlichen Herrlichkeit im Lichte der neuen Zeit Stoff und Gegenstand für die Kunst geworden ist, dessen haben sich allein die Künstler fremder Nationen zu bemächtigen gewußt. Die ewige Schönheit seiner südlichen Natur in der Pracht und Herrlichkeit ihrer Landschaft, die unverwüstliche Größe seiner naturbegabten Menschheit, die künstlerische Gestaltung seiner Lebenszustände in der naiven Einfachheit ihrer Interessen und Bedürfnisse, in dem bunten Schmucke der Sitte und Tracht, in den Freuden und Genüssen der Feste, wie in der wilden Romantik, welche selbst die moralische Versunkenheit des geächteten Räubers mit ihrem Zauber umkleidete: wer hat es dargestellt, wer hat all diesen Wesen die stumme und doch so beredte Sprache verliehen? Nicht Italiener, sondern Fremde, Franzosen, Deutsche. Italien hat keine Maler mehr. Techniker wohl, die in der Handhabung des Technisch-Aeußerlichen manchem Fremden voranstehen, aber keine Maler mehr. Alle, auch die besten, leiden unter dem Unglücke, das auf dem politischen und geistigen Leben ihrer Nation lastet. Sie haben Alles verloren, was ihre Ahnen zur Zeit der Kunstblüthe Italiens besaßen, und Nichts dafür zum Ersatze wieder gewonnen.

Doch zurück zu dem Lehmann'schen Bilde. Zwischen Sezze und dem berüchtigten Räuberneste Sonnino, auf einem Hügel der Volskergebirge, welche die Pontinischen Sümpfe gegen Osten begränzen, erhebt sich ein thronartiger Felsblock, noch heute im Munde des Volkes unter dem Namen „Il sasso di papa Sisto" bekannt. Von ihm aus beherrscht der Blick des Wanderers die meerbegränzten Sümpfe, die Berge von Terracina und das malerische Cap Circello, dessen wundervolle Formen sich steilabwärts in's Meer senken. Dorthin

zog Papst Sixtus V. im Jahre 1590, dem letzten seiner Regierung, um, was er mit unendlichem Kostenaufwande zur Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gethan, mit dem apostolischen Segen zu krönen. Dort, auf einer Wanderung, vernahm der Künstler aus dem Munde des Volkes die Tradition dieses großen Ereignisses, sah er das steinerne Zeichen der Erinnerung an dasselbe, und beschloß, die Darstellung dieser Natur und ihrer Bewohner, zu welcher er schon lange eben so mühsame als für Leben und Gesundheit gefahrvolle Studien gemacht hatte, an diesen historischen Moment anzuknüpfen. Und in der That, er hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als diese, durch welche sich ihm der bedeutungsvolle Gegensatz der Herrschenden und Beherrschten, des Geistlichen und Weltlichen, die sämmtlichen Elemente eines Staates, welcher der Kirche zum Schemel ihrer Füße dient, kurz, in welcher sich ihm alle Pracht und Herrlichkeit, alle Größe und Machtfülle, aber auch alles Elend und aller Jammer, alle geistige und materielle Armuth und Versunkenheit dieses Kirchenstaates so ungesucht in der Entfaltung eines einzigen Momentes auf ihrem eigenen Grund und Boden dargeboten hätte.

Das höchste Oberhaupt aller Christenheit auf Erden und zugleich der weltliche Beherrscher des Landes naht, um einer seiner Provinzen, für deren leibliche Wohlfahrt er durch gewaltige Unternehmungen so eben Großes gethan hat, die weihende Gnade des himmlischen Segens zu ertheilen. Die Nachricht hat Alles aufgeregt, die ganze Bevölkerung in Bewegung gesetzt. Den heiligen Vater zu schauen, von der beglückenden Anwesenheit des Stellvertreters Christi auf Erden ihren Theil zu empfangen, drängen sich alle Stände, jedes Alter heran;

denn für Jeden gilt es, aus der höchsten Quelle zeitlicher und ewiger Wohlfahrt sich einen Trunk zu schöpfen. Die Armen, die Verlassenen, die Leidenden und Kranken hoffen auf Trost und Hülfe, auf Linderung oder Heilung ihrer Leiden. Die innerlich und heimlich Gedrückten, ja selbst die Verbrecher, welche als Räuber und Mörder in offener Empörung gegen weltliches und göttliches Gesetz freveln, enthalten sich nicht, dem Spender der Gnade und des Segens in reuiger Zerknirschung zu nahen. Die Frommen und Guten sehen sich das höchste Freudensfest des Lebens bereitet. Die Glücklichen erwarten den schirmenden Segen zur Befestigung und Bewahrung ihres Glückes in Weib und Kindern, in Habe und Gut, für die Früchte ihrer Felder und Heerden. So drängt es sich wimmelnd heran, aus den Hütten wie aus den Schlössern, aus Bergen und Thälern, aus den Schluchten und Höhlen der Gebirge. Selbst Krüppel, Kranke und Sterbende wollen nicht zurückbleiben. Man sieht sie, gestützt oder getragen von liebenden Händen, dem heiligen Vater entgegen geleitet, den wir jetzt, im Mittelpunkte des Bildes, erhaben über Allen, auf dem teppichbedeckten und blumenbestreuten Felsblocke in hoch aufgerichteter Stellung erblicken. Um ihn her zunächst sein Gefolge, neun Kardinäle, davon zwei die Schleppe tragen, sechs Bischöfe, sechs Baldachinträger, zwei Flabellari mit ihren Pfauenwedeln nebst der Schweizergarde, symmetrisch zur Rechten und Linken vertheilt. Vor ihm, etwas rückwärts, hält der Crocifero auf weißem, schwarzbehängtem Maulthiere. Die Schweizergarde, bemüht, die Würde der heiligen Handlung zu wahren, hat es zunächst mit dem Andrange einer Menschenfluth zu thun, welche aus einer Felsschlucht hinter der eben geschilderten Mittelgruppe des Papstes und seiner

Umgebung, links vom Beschauer hervor und dem Vordergrunde zustürzt. Es ist armseliges, wüstes Räubergesindel, aber sie nahen, wie wir sehen, mit frommer, friedlicher Absicht, in Reue und Zerknirschung. Einige von ihnen, denen es gelungen, durch die Garden zu dringen, bilden die Schattengruppen des Vordergrundes. Zunächst auf einem Felsblocke knieet ein Räuberweib, halb nackt und mit Lumpen bedeckt. Hinter ihr kauert ihr Gatte, das Zeichen des Kreuzes machend. Vor sich hin hat sie ihre fast nackte Brut sammt den Mordwaffen des Mannes zur Erde geworfen. Ihr Blick, zum heiligen Vater gewendet, erfleht Vergebung für die Thaten der Eltern um der Kinder willen. Ebenso hält ein anderes Weib in der zweiten Gruppe das Mordgewehr ihres Mannes, auf diesen zurückdeutend, dem Papste entgegen, während der Räuber selbst, als Zeichen der Reue, sein Dolchmesser von sich wirft. Nur eine Alte, in Verruchtheit und Sünde ergraut, selbst Enkelin, Tochter und Mutter von Räubern, in diesem freien Gewerbe durch lange Jahre Stolz und Ehre zu sehen gewohnt, blickt mißbilligend auf diese Bereuenden, deren Zerknirschung ihr Feigheit erscheint. Auf die Kniee sich werfen vor dem Stellvertreter Gottes und seinen Segen hinzunehmen, scheint ihr nicht unvereinbar mit dem Verharren auf dem Wege der Väter. Ein ähnliches Gefühl mag in dem Raubgesellen hinter ihr wenigstens für den Augenblick die Oberhand gewinnen, dessen Weib mit anderen von der Hellebarde eines der übermüthigen Schweizer so gewaltsam zurückgestoßen wird; denn es ist, als ob seine Hand unwillkürlich nach dem Messer zucke. Ueberhaupt ist in den Gruppen dieser Seite Alles voll des individuellsten Lebens. Rührend ist unter diesen Bildern des Elends und der Verworfenheit besonders ein halberwachsenes

Mädchen, das, zur Seite der Mutter kauernd, mit einem ihrer kleinsten Geschwister im Arme gleichsam die Blöße ihres halbnackten Leibes zu decken sucht. Mit dem Elende und der Armuth dieser Gruppen bildet nun die Pracht und Herrlichkeit der in Gold- und Farbenschmuck der Festgewänder prangenden Umgebung des Papstes einen um so schneidenderen Gegensatz, als er durch die Figuren, welche den Papst und die Kirchenfürsten von diesem Theile des Volkes trennen: einen auf seine Lanze gestützt sich spreizenden Schweizer und einen Uffiziale delle Corazze in voller Rüstung — beide am Fuße des Sasso di Sisto stehend —, nur noch schärfer materiell und sittlich hervorgehoben wird.

Wenden wir uns jetzt von der düsteren linken zur rechten, lichtbestrahlten Seite des Bildes. Den Uebergang zu den Gruppen derselben bildet am Fuße des Felsthrones, gerade unter dem Papste, ein knieender Chorknabe, der aus einem vor ihm stehenden Korbe über den freien Raum, welcher beide Seiten des Vordergrundes wie eine Cäsur im Verse trennt, Blumen ausstreut. Hier begegnen unserem Blicke zunächst in einer Gruppe, auf welche das vollste Licht fällt, zwei knieende Mütter, deren eine in leidenschaftlicher Gluth der frommen Begeisterung dem Papste ihren Säugling hoch entgegenhält, daß er dem Segen näher sei, während die andere das Kind an ihrer Brust das Zeichen des Kreuzes machen läßt, ohne es in seinem Traumwachen an der Mutterbrust zu stören. In der nächsten Gruppe einige Kapuziner in Anbetung aufgelös't, dann Bürger aus dem nahen Sezze, ein Brautpaar; hinter demselben die Mutter, die Hände auf die Schultern ihrer Kinder legend, bittet den Papst die Ehe zu segnen. Endlich, die Spitze dieser Gruppe bildend, ein fieberkrankes Mädchen, auf

den Bruder und die Mutter gestützt, welche um ihre Heilung flehen. Weihrauchschwenkende Chorknaben, weiß gekleidet, am Fuße des Felsthrones bilden die Verbindung dieser Gruppe mit der des Mittelpunktes. Hinter ihnen, halb im Schatten des Baldachin, eine bewegte Menge, theils auf dem Gesicht, anbetend, theils Hände emporstreckend, Feldfrüchte zum Segen hinhaltend. Ein Ruf ertönt von allen Lippen: La benedizione, Santo Padre! Die Spitze dieser Gruppe bildet eine eben auf die Höhe der Umgebung hinaufgelangte junge Frau, die Korbwiege mit dem jüngsten Kinde auf dem Haupte tragend, wie es noch heute in jener Gegend Brauch ist bei Kirchengängen und Wanderungen der Weiber. Sie winkt einem anderen, entfernteren Zuge, der, Pifferari voran, ein beladenes Saumthier in der Mitte, von einem der nächsten Hügel herbeizieht, zu größerer Eile. Hinter ihr erhebt sich ein büffelbespannter Erntewagen, und immer weiter und weiter hinaus erblickt man ein wimmelndes Gewoge, eine anbetende oder zur Anbetung herbeieilende Menge, welche sich endlich in die Fernsicht der Landschaft verliert, auf deren Gebirge und Flächen uns der Künstler die Aussicht bis zum fern herüber blinkenden Meere hin offen gelassen hat.

In solcher Umgebung nun, hoch emporgerichtet über diesen, in einem Gefühle der Anbetung vereinten Tausenden, die weit ausgebreiteten Arme majestätisch gen Himmel erhoben, öffnet das allerhöchste Haupt der Christenheit, verkörpert in der Person eines der kräftigsten und gewaltigsten Herrscher, welche je die dreifache Krone getragen, den Mund, und spendet im Namen des Königs der Könige über alle diese Menschen, über Glückliche und Unglückliche, Frohe und Trauernde, über Gerechte und Ungerechte, ja über die Früchte dieser Fel=

der, über die Heerden dieser Berge, über die ganze umgebende Natur, deren Verjüngung er zu schaffen unternommen, den gnadenvollen Segen.

Von den übrigen deutschen Künstlern, deren Ateliers ich besucht habe, nenne ich hier nur die ausgezeichneten Landschaftsmaler L. Gurlitt aus Altona, E. Willers von Oldenburg und Bromeis aus Kassel, denen sich in zweiter Reihe Werner, Frey, Tömming, Helft u. A. anschließen. Unter den Genremalern ist Ernst Meyer von Altona der bedeutendste, doch hat er seit längerer Zeit nichts Größeres geschaffen. Ihm zur Seite stehen Nadorp, Vogel und Van Muyden. Zwischen Genre und Historie in der Mitte steht Riedel, der Meister der Farbe, der Maler italienischer Frauenschönheit, das Haupt einer Schule, die indessen weniger seine Größe und Stärke erstrebt, als seine Fehler nachahmend übertrifft. Der genialste aller in Rom lebenden Historienmaler, Karl Rahl, ist leider auf einer Reise begriffen. Seine Verfolgung der Christen in den Katakomben Roms sah ich nur in einer Skizze, sein großes Bild Manfred's Einzug in Nocera nur in der ersten Anlage.

Rom, den 31. December 1845.

Solch ein längeres Reiseleben in der Fremde hat doch etwas Wunderbares. Wie ein Schneekügelchen, aus dem eine Lawine wird, rollt man Anfangs einsam und unbelastet in die Fremde hinaus. Aber mit jedem Schritte vorwärts, mit jedem Tage, jeder Woche, hängt sich mehr Gewicht an uns an. Wir kommen in die mannigfaltigsten Verhältnisse und

Verwickelungen, müssen Andere in Anspruch nehmen und werden von Anderen in Anspruch genommen. Bekanntschaften knüpfen sich an, schließen sich enger, werden innige Freundschaftsverhältnisse. Die Kürze der Zeit, die stets dräuende Trennung verstärkt das Bestreben, möglichst schnell sich gegenseitig im Austausche der Gedanken und Erlebnisse zu genießen, das früher vom Geschick Versagte oder zufällig Versäumte nachzuholen. Daraus entsteht leicht ein unruhig überreiztes Wesen; das Blasen in die Kohle giebt einen schönen Flammenschein, aber die Kohle verzehrt sich dabei. Will man das innere und äußere Gleichgewicht wieder herstellen, so bleibt fast nichts übrig, als die Menschen auf Reisen möglichst nur als Mittel zu seinen Zwecken zu betrachten, was denn freilich selbst einem Goethe nicht ganz und nicht immer gelingen mochte, wie viel weniger unser einem.

Ich habe Euch schon mehrmals von zweien der ausgezeichnetsten unter den hiesigen Künstlern, von Elisabeth Baumann und Adolf Jerichau erzählt. Seit gestern sind sie Verlobte, und unsere ganze deutsche Gesellschaft nimmt an dem Glücke dieser liebenswürdigen Menschen und ächten Künstlernaturen den herzlichsten Antheil. In der Nacht des scheidenden Jahres, die ich einsam auf meinem Zimmer verlebte, gab ich meiner Theilnahme an dem Geschick der mir theuer gewordenen Menschen Worte in den folgenden Zeilen, während ich mich in Andacht labte an der Majestät des göttlichen Hauptes meines Jupiters von Otricoli, vor dessen Kolossalabguß die Kerzen als Opferflammen der nächtlichen Festfeier leuchteten.

An
Adolf Jerichau und Elisabeth Baumann.

Viel des Schönen hab' ich geseh'n, seitdem ich Italiens
Boden mit pochender Brust, ach! den ersehnten, betrat.
Was sich der Knabe geträumt im Märchentraume der Kindheit,
Was dem Jünglinge dann höher den Busen geschwellt,
Was der reifende Mann als Krone des irdischen Daseins
Oft in stillem Gebet heiß von den Göttern erfleht —
Endlich ward es gewährt: mit dürstenden Augen zu schauen
Himmel und Erde und Meer, die sich die Schönheit geweiht,
Seit aus der purpurnen Nacht der küstenumarmenden Fluthen
Einst Cytherea emporstieg zu dem rosigen Licht.
So aus kimmerischer Nacht des gestalt- und farblosen Nordens
Hob sich der Schönheit Land leuchtend dem Blick mir empor.
Dies ist dasselbige Meer, das der herrliche Dulder Odysseus
Heimathsuchend, im Kampf gegen die Götter durchirrt.
Sieh', und die Götter, sie leben noch jetzt in marmorner Schöne,
Wie sie der bildende Geist göttlicher Menschen erschuf.
Ist das nicht Jupiter's Haupt, des gewaltigen Wolkenversammlers,
Dessen gewährendem Wink einst der Olympos gebebt?
Juno, blickt sie nicht noch, die Herrscherin, einst des Olympus,
Wie sie von himmlischen Höh'n streng auf Aeneas geschaut?
Artemis schweift durch's Gebirg und der Fernhintreffer Apollon
Scheucht mit dem mächtigen Arm dräuend die Furien hinweg!
Venus entsteiget dem Meer, noch triefen vom Schaume die Locken,
Und schon regt Dir die Gluth flammender Liebe das Herz.
Ist das nicht Niobe dort, die unglückseligste Mutter,
Weil sie die glücklichste sich gegen die Götter gerühmt?
Dann von dem Marmorsarge des schönen hellenischen Daseins
Schweifte der trunkene Blick hin zu der Blüthe der Kunst,
Die sich seit Golgatha's Kreuz in farbigem Leben entfaltet,
Bis sie durch Rafael's Geist voll sich zur Schönheit verklärt. —
Ueber Jahrhunderten, so in denkendem Schauen durchwandert,
Ruhte endlich der Geist, still in die Klage versenkt:

„Ach, daß der Schönheit Tag so kurzer und flüchtiger Dauer!
„Daß uns die Sonne der Kunst tiefer und tiefer versank!“
Aber siehe, sie lebt! in unvergänglicher Schöne
Leuchtet ihr rosiger Strahl morgenverkündend empor.
Jerichau's Herkules ruht von der Mühe der irdischen Arbeit,
Hebe, die göttliche, reicht liebend den Nektar ihm dar.
Und die Göttergestalt und den Adel homerischer Menschheit
Zeigt uns Elisabeth hier, wo sie das Urbild geschaut.
Schönes hab' ich geseh'n, seitdem ich Italiens Boden,
Inniger Sehnsucht Ziel, klopfenden Herzens betrat —
Aber des Schönen Schönstes verlieh mir die Gnade der Götter:
Keimen und Wachsen und Blüh'n Euerer Liebe zu seh'n;
Euch, die Ihr einig in Kunst, im Reiche der ewigen Schönheit,
Einig im kindlichen Sinn, — Eins auch in Liebe zu schau'n.
Tief in der Feier der Nacht, die vom alten Jahre das neue
Scheidet, ruhet um mich Roma, die ewige Stadt.
Aber ich hebe die Hände empor zu dem Vater der Götter,
Dessen unsterbliches Haupt leuchtend die Kerze bestrahlt:
Vater Zeus, Kronide, Beherrscher der Götter und Menschen,
Kröne den Bund, der den Freund liebend der Freundin vereint.
Laß, Alkemenen's Sohne an Kraft und Muthe vergleichbar,
Ihn zum Olympus der Kunst wandeln die müh'volle Bahn;
Aber wenn heiß ihm die Stirn von der Arbeit Perlen bethauet,
Reiche ihm Hebe schon hier liebend den labenden Trank.

1846.

Rom, den 6. Januar 1846.

Das neue Jahr ist ohne den deutschen Freudenlärm der Sylvesternacht angebrochen. Man wünschte sich Morgens ein buon capo d'anno, und damit gut. Heute, am alten Geburtstage des Heilandes, ist der Giorno della Beffana, der Tag der römischen Weihnachthexe, welche in dieser Eigenschaft unserem Knecht Ruprecht entspricht. Wie die heiligen drei Könige einst das Christkind beschenkten, so beschenken heute die Römer ihre Kinder. Gestern war auf St. Eustachio bei der Rotonda großer Spielzeugmarkt, und der Lärm von Kindertrommeln, Trompeten und Tamburro's dauerte die halbe Nacht hindurch. Die Kinder der ärmeren Volksklasse hängen Abends Strümpfe über einen Stuhl, in welche die Beffana Nachts die Gaben steckt. Der römische Weihnachtsabend wird in den Kirchen durch prächtige Ausstellungen der Präsepien (Heilandskrippen) begangen, aber unser Christabend wird nur von den hier lebenden Deutschen in deutscher Weise gefeiert. Lorbeerbäume vertreten dabei die Stelle unserer Weihnachtstannen, und zum ersten Male habe ich diesen traurigen Baum des Nordens hier mit einer gewissen Sehnsucht vermißt.

Ich habe Euch lange nichts von meinen römischen Galleriebesuchen erzählt, und will deshalb hier Einiges nachholen.

Im Palaste Barberini sind nur noch Trümmer der früheren Schätze, aber auch diese enthalten Kostbares. So befindet sich dort das berühmten Portrait der unglückseligen Beatrice Cenci von Guido Reni, nach der Tradition von dem Künstler wäh-

rend ihrer Gefangenschaft gemalt, die Darstellung eines der lieblichsten Geschöpfe, das je die Natur hervorgebracht hat. Wen einmal der tiefe Blick dieser süßen braunen Augensterne getroffen, der kann ihn nimmer vergessen. Es ist ein bleicher Hauch über ihre Züge ergossen, sie scheint traurig und niedergeschlagen, und doch ist der Ausdruck der Verzweiflung durch die Geduld der Sanftmuth gemildert. Ihr Haupt ist mit einer weißen Draperie umwunden, unter welcher ihr goldenes Haar hervorquillt und sich auf den Hals hinabringelt. Die Bildung des Gesichtes ist äußerst zart, die Augenbrauen sind hervortretend und gebogen. Ihre Stirn ist hoch und klar, die Augen etwas vom Weinen angeschwollen. In der ganzen Miene liegt eine Einfachheit und Würde, die vereint mit ihrer Lieblichkeit und ihrem tiefen Grame unaussprechlich pathetisch ist. So ungefähr schildert auch Shelley den Eindruck dieses Bildes, das ihn zu seiner Tragödie begeisterte, der einzigen, die er gedichtet, und ich setze hinzu, der einzigen Tragödie, welche Englands poetische Literatur seit Shakespeare aufzuweisen hat. Sieht man von dem Grundfehler des Stoffes ab, der als grausige Ausnahme gegen alle Naturregel in das Gebiet des von Aristoteles verpönten „Gräßlichen" hinüberspielt, so ist Shelley's dramatische Behandlung desselben unübertrefflich, und die Kunst, mit welcher er das Grausenhafteste desselben verschleiert hat, bewundernswerth. Ueber seine religiöse Auffassungsweise sagt der Dichter das Tiefste, was noch über das Verhältniß des katholischen Südländers zur Religion gesagt worden ist. Die Personen seines Stückes erscheinen als strengreligiöse Katholiken. „Für eine protestantische Auffassungsweise," bemerkt er dabei, „wird in dem beständigen und ernsthaften Gefühle von dem Verhältnisse zwi-

schen Gott und Menschen, welches diese Tragödie durchdringt, etwas Unnatürliches zu liegen scheinen. Vorzüglich wird sie die Verbindung einer festen Ueberzeugung von der Wahrheit der Volksreligion mit einem kalten und entschlossenen Beharren in ungeheueren Verbrechen nicht fassen können. Aber die Religion ist in Italien nicht wie in protestantischen Ländern ein Rock, der an bestimmten Tagen angezogen wird, oder ein Paß, den Diejenigen, welche keine Unannehmlichkeiten haben wollen, bei sich tragen, um ihn vorzuzeigen, oder eine düstere Leidenschaft für die Durchdringung der undurchdringlichen Mysterien unseres Daseins. Die Religion existirt gleichsam in dem Geiste eines Katholiken zusammen mit dem Glauben an das, wovon alle Menschen die sicherste Kenntniß haben. Sie ist Anbetung, Glaube, Unterwerfung, blinde Bewunderung, — Regel für das moralische Verhalten. Die Religion ist, den Temperamenten der verschiedenen Gemüther gemäß, eine Leidenschaft, eine Ueberzeugung, eine Entschuldigung, eine Ausflucht — n i e ein Damm gegen die Begierden. Sie hat keine nothwendige Verbindung mit irgend einer Tugend. Der abscheulichste Bösewicht kann sehr religiös sein, und ohne irgend gegen den bestehenden Glauben zu verstoßen, sagen, daß er es sei." So las ich selbst einmal, daß die neapolitanische Zeitung von einem Verbrecher und Mörder aus einer verworfenen Familie sagte: egli stesso di educazione neglettissima, ma allevato *cristianamente e nel timore di Dio!* und es ist bekannt, daß der gräßliche Cenci selbst im Hofe seines Palastes eine Kapelle baute, und Messen für den Frieden seiner Seele lesen ließ. Man darf nur nach der Engelsbrücke gehen und in die dort ausgebotenen Volksbücher, meist Raub- und Mordgeschichten, einen Blick werfen, um zu sehen,

wie richtig jene obige Schilderung ist. Ich kaufte neulich so eine, in Todi con permesso gedruckte poetische (in rozzi carmi) Lebensbeschreibung des berühmten Banditen Giuseppe Mastrilli von Terracina. Giuseppe begeht eine Reihe der schaudervollsten Mordthaten, deren Details mit einer grausenhaften Naivetät erzählt werden*); aber er ist dabei durchaus ein guter Christ und frommer Verehrer der Madonna, und am Schluß erwartet der Volkspoet denn auch sicher, daß die Gottesmutter, „die mit dem Sünder immer mitleidsvolle," auch dem Pepe Mastrilli gnädig sein werde.

Neben dem Portrait der Cenci hängt das ihrer Mutter, ein kluges, fein berechnendes, aber nicht angenehmes Gesicht. Rafael's berühmte Fornarina, die dritte, welche ich nun gesehen (die zwei anderen sind die Florentiner und die der Gallerie Sciarra) ist die häßlichste von allen. Unbegreiflich, wie sich manche hiesige Kunstkenner noch immer gegen die Ansicht des feinsehenden Rumohr sträuben mögen, der in diesem Bilde gewiß richtig ein bloßes Studium des Nackten von einem Schüler Rafael's nach dem bereits etwas veralteten Modelle

---

*) Hier eine Probe. Der Bandit, welcher immer als Galantuomo erscheint, bestraft einen Verräther, d. h. einen ehrlichen Mann, der ihn den Händen der Gerechtigkeit ausliefern will:

Da di mano Mastrilli ad un coltello,
E gli occhi tutti i duo gli cava fuora
Poi la bocca tagliò anche con quello,
E la lingua gli cava per dolore.
Dopo come un porco allo macello
Gl' apre lo petto e gli strappa lo core,
E disse: cosi si fa alli tiranni
Che non portano rispetto a S. Giovanni!

erblickt. Aufrichtig gesprochen, es ist ein widerwärtiges Bild. Die übertrieben dicken Arme, das wie geschminkt aussehende, länglich schmale Gesicht mit den tiefliegenden kleinen Augen und starken Augenrändern, die Schlaffheit des Fleisches, der widrige Naturalismus in der Behandlung, — das Alles wird noch gesteigert durch die sitzende Stellung. Es gehört zur vollen Schönheit einer nackten weiblichen Figur durchaus, daß sie liegt oder steht, nicht sitzt. Das kann man an diesem Bilde lernen. Derselbe Kunstkenner, welcher in dieser Fornarina „die üppige Fülle weiblichen Reizes in der Blüthe des Lebens" erblickt, bezweifelt dem Tizian die unvergleichliche Schiava di Tiziano, welche daneben hängt. Wunderliche Käuze, diese römischen Kunstkenner! Erwähnung verdient noch eine Madonna Fr. Francia's, in welcher die halbverschleierte Stirn, die tief gesenkten Augenlider, die ganze blumenhafte Stille der Physiognomie, wie wir dieselbe bei diesem Meister gewohnt, von unbeschreiblicher Anmuth sind. Joseph und Potiphar fehlen in keiner italischen Gallerie, aber dieser Joseph auf dem Bilde von Belivert wird große Mühe haben, seinen Rock zurückzulassen. Denn derselbe ist mit einer Schärpe fest um den Leib gegürtet, und obenein ist's ein Aermelrock. Wenn dieses beleidigend widrige Süjet nicht ein biblisches wäre, wie würden die Zeloten dagegen eifern!

Auf der großen Palasttreppe steht eine der schönsten Thierbildungen des Alterthums, ein kolossaler, langsam vorschreitender Löwe, Marmorrelief, einem antiken Grabmonumente entnommen. Dies herrliche Werk zeigt, wie der alte Winckelmann sagt, „diesen König der Thiere in seiner fürchterlichen Großheit." Der Eindruck wird verstärkt durch die kühne, von der Natur mit Bewußtsein abweichende Bearbeitung der strup-

pigen Mähne, welche an die Haarbehandlung des sterbenden Fechters erinnernd, wie ein aufgeregtes Meer erscheint, in welchem die Wellen übereinanderspringen.

Rom, den 7. Januar.

In der Gallerie Borghese zieht das Bildniß Cesare Borgia's, angeblich von Rafael, immer wieder meine Augen auf sich. In diesem Bilde hat uns der Künstler ein Menschenangesicht erhalten, das beredter wie ein vielbändiges Geschichtswerk zu uns spricht von jener Zeit Italiens, wo die heißblütige Leidenschaft der Macht die südliche Natur in „Thaten blutig, fleischlich, unnatürlich" zu tiegerhafter Wildheit entfesselte. — Es liegt etwas Vampyrhaftes in diesem Antlitze. In wilder Wüstheit sträubt sich das rothe Haar unter dem schwarzen Barett hervor. Man hat die Farbe getadelt, aber in diesem Bilde ist sie nur Mittel, die Zeichnung, die Contoure in ihrer ganzen Großheit und Sicherheit hervortreten zu lassen. Der Mund, wie eine leise geringelte Schlange geschwungen, spielt in einem halb matten, halb satten Lächeln fest gefrorenen eisigen Hohnes, das zu der tiefen, geisterhaften Starrheit der Augen den Kommentar giebt. Der Kinnbart spitzt sich an beiden Seiten lang zur Brust hinab über das schwarze, enge Sammetgewand, welches bis an den Hals hinan, fest über Leib und Brust zusammengeknöpft ist. Die rechte Hand wie angelöthet um den schwarzen Griff des Dolches an der rechten Hüfte, die linke, aus dem weiß und schwarz karrirten Aermel hervortretend, stemmt sich lässig in die linke Seite. So steht er da, der unerbittliche, scharfgeschliffene, giftige Mord Italiens aus jener Zeit.

Zu meinen Lieblingen in dieser Gallerie gehört noch ein Sassoferrato, die Kopie eines Bildes von Tizian in der Gallerie Manfrini zu Venedig. Der Katalog nennt es albern la vita del uomo, aber es ist vielmehr die sinnige Darstellung des Erwachens der Liebe in der Brust der Jugend. Ein Hirtenmädchen bläs't knieend vor einem sitzenden Hirtenknaben auf zwei Rohrflöten, und während der Gespiele sie mit leiser Bewegung an sich zieht, setzt sie die Flöten ab, und blickt in ahnender Verwunderung zu ihm auf in das sehnsuchtsvolle Antlitz. Rechts drei Amoren, zwei schlafend, einer erwachend. Ein Greis mit einem Todtenschädel ist von alberner Hand in die ursprüngliche Komposition hineingepinselt. (Vgl. Th. III. S. 260. In der Gallerie Doria ist eine Wiederholung des Bildes unter Tizian's Namen ebenfalls mit dem Greise und seinem Todtenkopfe. 1867.)

Die werthvollste unter den römischen Bildergallerien ist die des Hauses Sciarra. Ihre Perle ist Rafael's Violinspieler, ein Gesicht mit dem Ausdrucke tiefsten Seelenleidens. Er sieht aus dem Bilde heraus, als schaute er der Geliebten nach, die vorübergeht, ohne die Augen zu ihm zu wenden. Der leidende Ausdruck auf dem sehr jugendlichen, seelisch feinem Gesichte wird noch vermehrt durch das grüne, pelzverbrämte Gewand. In der Hand, die den Bogen hält, hat er einen Lorbeerstrauß mit einigen Veilchen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir hier das Portrait eines berühmten Virtuosen auf der Viola, des Giacomo Sansecondo *) vor uns

*) Nach Burckhardt „Renaissance" S. 388—89 ist es das Portrait eines Virtuosen jüdischer Abkunft, Giovan Maria, dem Leo X. den Grafentitel und ein Städtchen verlieh. Sansecondo ist der Apoll auf Rafael's Parnaß.

haben, dem Rafael's bekannter Freund und Gönner, der Graf Castiglione, in seinem Werke „der vollkommene Hofmann" als den ausgezeichnetesten Meister dieses Instrumentes feiert, und dem zu Ehren Rafael sogar seinen Apoll auf dem Bilde des Parnasses in der Stanza della Segnatura die Viole spielend dargestellt hat. Das Bild ist fast ganz im antiken Farbenprinzip durchgeführt, indem Alles durch das Medium der grünen Grundfarbe gesehen erscheint. Tizian's oft kopirte und nie erreichte bella donna hängt ihm gegenüber, das lieblichste Bild weiblicher Holdseligkeit und erwartender Liebesgluth. Sie ist im Entkleiden begriffen, und Julia's

„Komm', Romeo, du Tag in Nacht!"

schwebt einem bei ihrem Anblicke unwillkürlich auf die Lippen.

Bei einem Bilde Giorgione's, „die Enthauptung des Täufers," fiel mir eine Bemerkung ein, die ich bei einem anderen Bilde biblisch-historischen Inhaltes von demselben Meister in der Gallerie Borghese gemacht hatte. Wie dort der stattliche Ritter, welcher in voller Rüstung an das Riesenschwert gelehnt dasteht, hinter sich einen Pagen, der entsetzt das abgeschlagene Haupt auf der Balustrade betrachtet, so ist auch hier die edle Gestalt in Ritterrüstung, welche mit theilnehmendem Ausdruck das blutige Haupt der schönen Jungfrau überreicht, offenbar Portrait. Diese Darstellungen lassen das Portrait noch nicht selbstständig erscheinen, und wie die Landschaft zu derselben Zeit durch die biblischen Staffagen unselbstständig gemacht wurde, so erscheint in diesen und ähnlichen Bildern das Portrait in der Abhängigkeit von einer, vielleicht mit einer gewissen symbolischen Absicht gewählten, biblisch-mythischen oder auch wohl mythologischen Handlung, zu deren

Träger die zu konterfeiende Person gemacht wurde. Aehnliches kommt auch in der Kunst der Alten vor.

Die Gallerie Colonna besitzt einige vortreffliche Bildnisse, unter ihnen ein Knabenportrait, von Rafael's Vater gemalt, welches lange für das Portrait des jungen Rafael galt. Aber es ist ein junger Duca von Urbino, wie schon das Kordon um den Hals und der kostbare Edelstein an der rothen Sammetkappe beweisen. Ein Muster von historischem Portrait ist das Bildniß des Literaten Poggio Bracciolini, von Girol. da Trevisi, einem Venetianer und Schüler Rafael's, gemalt. So feine, freie, fürstliche Haltung, voll jenes bewußten Anstandes, welcher damals ein Produkt des allgemeinen künstlerischen Schönheitssinnes war, findet man in keinem neueren Portrait. Wenn man diese Portraitbilder von Rafael, Tizian und Paul Veronese, welche alle hier sich finden, ansieht, so kommt es einem vor, als sei die Kunst, wahrhafte Bildnisse zu malen, welche den vollen Menschen zeigen, verloren gegangen.

Rom, den 12. Januar 1846.

Mit jedem Tage werde ich heimischer in Rom, und schon beginnt die Gewohnheit ihr Recht zu üben. Die Eindrücke verlieren an augenblicklicher Kraft und an Reiz, sie darzustellen. Man dämmert und schlendert so hin, von einem Tage dem andern zu, das Erlebte ist oder scheint einförmiger, weniger bedeutend als früher, da doch nur unsere Weise des Anschauens und Aufnehmens sich unmerklich geändert hat. Die Wirkung davon werdet Ihr an meinen Briefen verspürt haben.

Denn es bedarf jetzt beinahe einer Art von gewaltsamer Ueberwindung, um meine Berichte nicht ganz einschlafen zu lassen.

Bei der Zauberpracht des Wetters habe ich seit einiger Zeit das Gallerielaufen fast ganz aufgegeben, und benutze diese goldenen Sonnentage unaufhörlich zu Ausflügen in die Campagna, deren Schönheit jetzt erst in ihrem vollen Glanze der Formen und Farben strahlt. Auf den steinernen Fußböden der kalten Palastsäle Colonna, Doria, Sciarra habe ich mich ein paarmal arg erkältet, und bin entschlossen, nicht eher wieder mit der Kunst mich einzulassen, bis die Temperatur gelinder wird. Hettner begleitet mich getreulich auf allen meinen Fahrten, an denen auch wohl ein und der andere von den uns befreundeten Künstlern Theil nimmt. So hättest Du mich also an den Nachmittagen der letzten Wochen ziemlich regelmäßig in Villa Borghese oder in der Campagna vor Porta del Popolo oder Porta San Sebastiano suchen können. Ja, zuletzt sind wir drei Tage hintereinander zu demselben Thore hinausgefahren, nämlich nach Cäcilia metella, und ein Paar Millien weiter nach Roma Vecchia. Was soll man auch wechseln, da man Schöneres nirgend schauen kann, als was hier sich dem Blicke darbietet! Jeden Tag glaubten wir immer, diese Beleuchtung sei die schönste, welche wir gesehen.

Keine Menschenrede reicht aus, von der Schönheit der Landschaft einen Begriff zu geben, in deren Anschauen versunken ich diese drei Tage her die Nachmittagsstunden verträumte. In meilenweiter Ferne ragt der Soracte nördlich wie ein Vorgebirge aus den blauen Linien der, wie Wellen sich hinschlängelnden, Vorberge empor. Die Schneegebirge leuchten und glänzen; zu ihren Füßen auf Felsen und Klippen schimmern die Städte der Sabiner- und Albanergebirge, welche in allen

Farbentönen, hier röthlich, violett, dort blaugrün, dort in blauen und schwarzblauen Schatten das Auge entzücken. In tausendfachen Uebergängen harmonisch verschmelzend liegt die Campagna um uns her gebreitet, bald bräunlich gefärbt, bald gelblich weißgrün mit einzelnen hellgrünen Stellen. Der Himmel ist von einem Blau, welches hier in's Grünliche, dort in's Lichtweiße spielt. Mit dem sinkenden Abende ging das Silberlichtweiß des Horizontes allmälig über in das feinste Blau, von den Rosen einzelner Goldwolkenstreifen durchwebt. Die Gebirge hüllen sich in das tiefste Rothblau ihres violetten Abendduftes. Das Ohr vernimmt nichts als das ferne Blöcken einsamer Schaafheerden. Reiter nahen, Hügel auf und ab, zwischen den Gründen hervor- und niedertauchend. Es sind Engländer und Engländerinnen, die grünen Schleier wehen, die schwarzen Gewänder flattern, im Galopp geht es dahin über Hecken und Gräben, durch Gestrüpp und kleines Buschwerk. Ein Paar Schimmel mit ihren schwarzen Reiterinnen verschwanden wie Silberstrahlen zwischen den Olivenbäumen zu unserer Linken, und wir waren wieder allein.

Am schönsten war es Sonntag Nachmittag. Vom Grabe der Cäcilia Metella an verläuft die neue Pflasterstraße in die alte Via Appia, deren antike Pflasterung noch stückweise mit ihren breiten Vielecken von graublauer Farbe die Jahrtausende überdauert hat. Links und rechts am Wege stehen die ihrer Marmorbekleidung beraubten Trümmerkerne der alten Grabdenkmäler, von denen diese Straße die Gräberstraße hieß. Einige sind dicht mit Epheu umwachsen, auf anderen sind kleine Wohnhäuser wie Schwalbennester angeflickt, die Grabnische des Einen fand ich zu einem Backofen eingerichtet, wo in der uralten Behausung des Todes die Nahrung für die Le-

benden bereitet ward. Einen herrlichen Anblick muß diese Straße geboten haben zur Zeit der alten Römer, als sie meilenweit mit den prächtigsten Denkmälern der Architektur und Plastik geschmückt war. Aber freilich — „was war es denn Großes? Sie waren ja Herren der Welt!" wie Napoleon sagte, als ihm Canova von der alten Kunstpracht dieser Straße erzählte. Ungefähr eine Viertelstunde weit von der Cäcilia Metella gewährt ein kleines Haus mit drei Pinien einen wundervollen Aussichtspunkt, dessen abschließenden Hintergrund der Monte Cavo bildet. Dann verliert sich die Straße in einen einsamen Feldweg der Campagna, und man gelangt zu den Trümmermassen, denen das Volk den Namen Roma Vecchia gegeben hat. Hohe Bogengewölbe, Mauern, Grabdenkmäler, Reste von Villen, Bädern und Tempeln erheben sich überall. Dazwischen hier und da Getrümmer mittelalterlicher Bauten oder auch zusammengestürzte Wohnhäuser von neuerem Datum, die allmälig wegen der bösen Luft von ihren Bewohnern verlassen wurden. Alles mittelalterliche und neuere Mauerwerk ist kenntlich an den unzähligen Marmorstücken, welche hier als rohes Baumaterial neben den Feldsteinen und Zeiegeln benutzt sind, wie sie eben zur Hand lagen. Hier war die Fundgrube für die Neubauten des jetzigen Roms. Und doch ist alles Feld weit und breit bedeckt von Marmortrümmern, welche auf die Pracht der alten Bauwerke schließen lassen.

An einer Stelle, wo sich der Weg fast verlor, ließen wir den Wagen zurück und durchstreiften zu Fuß das weite Ruinenwesen. Zwei wunderschöne Kinder öffneten uns das Thorgehege einer Meierei, über deren Hofraum wir der größten der Ruinen zuwanderten. Zuerst über feuchten Boden

schreitend und einzelne Gräben und Hecken überspringend, kamen wir an ein etwa zehn Fuß hohes, Rundgemäuer, oben mit frischer Vegetation bedeckt, einem natürlichen Hügel ähnlich. Es waren drei lange neben einander fortlaufende Bogengewölbe, vielleicht Reste von Bädern einer Villa. Hier hörte ich ein Echo, welches in wahrhaft entsetzlicher Weise jedes laute Wort blitzschnell und in solcher Deutlichkeit und Nähe wiedergab, daß es uns war, als dürften wir nur die Hand ausstrecken, um den höhnenden Sprecher zu ergreifen. So weiter kletternd und springend gelangten wir zu den beiden größten Ruinen, die sich auf den höheren Hügelzügen der Campagna, parallel der etwa eine Viertelstunde entfernten Straße von Albano, erheben. Von jener Straße aus hatte ich sie oft liegen sehen, wenn ich von Aricia nach Rom hin und wieder zurückfuhr. Jetzt zog nur eine Büffelheerde des Weges, eine Staubwolke hinter sich lassend. Sonnige Staubwolken auf der Heerstraße im Januar, im Angesichte der schneebedeckten Gebirge! wie Euch das vorkommen mag!

Auf dem Rückwege besuchten wir die Hütte eines Campagnahirten, in welcher einer unserer Begleiter, der Genremaler Ernst Meyer, der vor zwei Jahren den äußersten Norden Europa's bereis't hatte, das vollständige Ebenbild einer Lappenhütte erkannte. Spitzzulaufend, zuckerhutförmig mit Rohr- und Strohwänden, erhielt sie ihr Licht im Innern nur durch die niedrige, halbrunde Oeffnung, welche die Stelle der Thüre vertrat. Zwei Hirten aus dem Sabinergebirge, Vater und Sohn, saßen darin, der Alte mit der Ausbesserung lederner Beinschienen (gambali, scaffarotti), der andere mit Käsebereitung beschäftigt. Aber auch dieser ärmlichsten Menschenwohnung fehlte nicht das Bild der gnadenreichen Madonna,

erhellt von einem Lämpchen, welches an einer dünnen Holzplatte vom Dache niederhing.

Die Wasserleitungen mit ihren riesigen Doppelbögen, die Städte und Landhäuser des Gebirges glänzten im hellsten Sonnenlichte. Vom Sorakte aus bis dahin, wo der Monte Cavo in unsäglich schöngeschwungenen Linien allmälig gegen die Meeresküste hin abfällt, das Gebirge in entzückender Klarheit und in dem Zauberdufte seiner Farbenharmonien. Hinter uns, westlich der Küste zu erschien die Campagna selbst am Horizonte wie ein dunkelblauer Meeresstreifen. Verzeihung, daß ich das Alles wieder und immer wieder schreibe. Es liegt darin ein schmerzliches Vorgefühl einstiger unauslöschlicher Sehnsucht nach dem, was mir so bald unwiderbringlich verloren und dahin sein wird! In einem Trauerspiele, welches ich neulich las, rührten mehr als das ganze Stück zwei Verse mir das Herz:

„Man sagt: wer auch als Mann Italien sieht,
Wird nimmer glücklich, wenn er's lassen muß!"

Es kam mir vor, als wäre in diesen wenigen Worten mein ganzes zukünftiges Schicksal ausgesprochen!

Noch leuchtete und funkelte Alles im Glanze der letzten Sonnengluth, als schon die volle Scheibe des Mondes hell und klar über San Giovanni e Paolo und dem Kolosseum emporstieg, an dessen dunkelen Massen wir heimkehrend langsam vorüberfuhren. Niemals ist Rom heimischer anmuthend, als so in seiner abendlichen Rührigkeit. In den Straßen am Forum flackerten die Feuer der Garküchen gar einladend. Verkappte Brüder klapperten mit ihren Büchsen, um Almosen für Seelenmessen bittend, in unseren Wagen hinein. Die vom Korso und Monte Pincio heimkehrenden Bettler

lassen ihr letztes: povero stropiato, Signor! poverello cieco! ertönen. Ausrufer schreien dazwischen. Lange Reihen von Jesuitenschülern ziehen paarweise, von Villa Borghese heimkehrend, über den spanischen Platz, der Propaganda zu. Auf dem Korso bewegt sich langsam noch der Wagenzug der schönen Welt auf und ab, Spaziergänger aller Nationen wandern beobachtend dazwischen. Die gefüllten Café's strahlen im Lichtglanze, und in ihnen sitzen plaudernd und rauchend die Künstler nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihrer Tazza nera und lassen sich von einem neuen Ankömmlinge etwas vom fernen Vaterlande erzählen.

Seit dem Beginne der Wintersaison bildet für einen großen Theil der hiesigen Fremdengesellschaft, namentlich der deutschen, der Salon einer reichen, Wissenschaft und Kunst liebenden deutschen Dame, der Frau Mertens-Schaafhausen, einen anziehenden Sammelpunkt, dem auch ich schon manchen genußreichen Abend verdanke. Fast alle Künste sind hier vertreten, und auch an Männern der Wissenschaft, einheimischen und fremden fehlt es nicht. Die ausgezeichnete Sängerin Kemble-Sartoris entzückt zum öfteren die Anwesenden durch ihren Gesang, der selbst die, gegen fremde Sängerinnen so kritischen Römer zur Bewunderung hinreißt. Neulich ward ich dort durch Frau von Goethe einer deutschen Landsmännin vorgestellt, welche als Verfasserin mehrerer Romandichtungen sich bereits einen Namen in unserer poetischen Literatur erworben hat. Es ist Fanny Lewald aus Königsberg in Preußen. Ihrer äußeren Erscheinung nach hätte ich sie eher für eine Römerin gehalten. Wenn ihre Dichtungen nur halb so interessant sind wie ihre persönliche Erscheinung, deren ganzes Wesen den Stempel der edelsten Wahrheit und Natürlichkeit

aufzeigt, so verdienen sie das Lob vollkommen, das ihnen von allen, welche dieselben kennen, gespendet wird. Daß wir Menschen und Dinge Italiens so ziemlich mit gleichem Auge sehen, hat uns bald einander näher gebracht, und die kleine Wohnung der Freundin in der Via de' due Macelli am spanischen Platze ist der Sammelpunkt geworden, von welchem aus wir die täglichen Streifzüge in die Schätze der Kunstsammlungen Roms und in die Schönheiten seiner Campagna unternehmen. Es giebt keinen reineren Genuß als den, welchen wir an der Freude eines Anderen über das uns werth gewordene Schöne in Natur und Kunst empfinden, und dieser Genuß wird mir jetzt in reichem Maaße zu Theil. —

Moderne Landschaftsmalerei.

Rom, den 14. Januar.

Der wiederholte Besuch des Ateliers zweier deutscher Landsleute, der Landschafsmaler Gurlitt und Willers, hat mir allerhand Gedanken über Landschaftsmalerei durch den Kopf gehen lassen, die ich an diesem Regentage Dir, liebster Mosen, zur Vervollständigung meiner neulichen Bekenntnisse über die antike Landschaftsmalerei vorplaudern will.

Es ist nicht zufällig, daß von allen Gattungen der Malerei in unseren Tagen verhältnißmäßig die Landschaft den größten Aufschwung zeigt. Durch die Naturwissenschaft ist in neuerer Zeit das Größte geleistet worden. Von ihr aus bereitet sich mehr noch als durch die abstrakte Philosophie leise

und unmerklich, aber mit unentfliehbarer Sicherheit jene große allgemeine Umwälzung, die im Laufe der kommenden Zeiten das System des alten Weltgebäudes aus seinen Angeln heben wird. Was jener Grieche dazu verlangte mit seinem „gieb mir, wo ich stehen kann," diesen Boden, diese Operationsbasis hat zum Theil die Naturwissenschaft unserer Tage schon erobert. Damit steht die Kultur der Landschaftsmalerei unserer Zeit offenbar im Einklange. Die strebendsten Kräfte unter Künstlern haben vorzugsweise diesem Felde sich zugewendet. Denn hier allein finden sie, was ihnen in den übrigen Bereichen fehlt, volle Freiheit für den unverkümmerten Ausdruck ihres Inneren, und was mehr ist, hier allein auf diesem, immerhin untergeordneten Gebiete hat sich ein Rest jenes gemeinsamen Fühlens und Empfindens erhalten, das in glücklicheren Kunstperioden sich über alle Bereiche der schaffenden Kunst erstreckte. Ueberall sonst im Denken und Empfinden, in religiöser und geschichtlicher Weltanschauung, im Glauben und Wissen, in allen Erscheinungen und Verhältnissen des modernen Lebens ist jene Gemeinsamkeit, jenes einigende Band zerrissen. Abgrundtiefe Klüfte trennen die Fraktionen der Bildung. Dieselben Menschen, welche in einem Lande, an einem Orte und in scheinbar gleichen äußeren Verhältnissen mit einander leben, sind in dem letzten Grunde ihrer Weltanschauung durch Jahrhunderte und Jahrtausende von einander getrennt. Das Märchen von der babylonischen Sprachverwirrung scheint erst jetzt, wie so viele andere ahnungsvolle Sagen des Alterthumes, eine Wahrheit geworden. Und sein Ausgang wird auch eine Wahrheit werden: die Menschheit wird den Thurmbau aufgeben, der aus dem Diesseits das Jenseits über den Wolken erreichen soll, und sich in

die Welt zerstreuen, sie in vollen Besitz zu nehmen nach dem Worte des Dichters:

„Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!“

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Natur und zu ihrer künstlerischen Verklärung in der Landschaftsmalerei zurück. Ich sagte: auf diesem Gebiete allein finde der Künstler noch, was ihm in den übrigen fehle, neben äußerer Freiheit einen Rest des für alle Kunst nothwendigen, verbindenden Gemeingefühls. Der Rationalist wie der Offenbarungsgläubige, der Absolutist und der Liberale, der Partisan der Vergangenheit und der Vorkämpfer der Zukunft: alle befinden sich dem Naturleben in Wald und Feld, Gebirg und Thal gegenüber in ein und demselben Banne des gewaltigen Naturgeistes, als dessen Theil sich zu empfinden sie jeder Athemzug zwingt. Es ist eine und dieselbe Grundsprache, welche aus den Schauern der Waldnacht und Gebirgseinsamkeit, aus dem Rauschen der Sturzbäche wie aus dem Wellenbrausen des Meeres, aus dem Gewittersturme, vor dem die tausendjährigen Eichen stöhnend sich beugen, wie aus der heimlichen Sommermittagsstille, in welcher Pan schläft, zu Aller Herzen spricht. Es ist die eine Grundsprache, die Sprache der gemeinsamen Mutter, wenn sie auch in verschiedenen Dialekten zu erklingen scheint.

Die selbstständige Landschaftsmalerei ist ein Kind der großen geistigen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts. Der protestantische Norden hat ihr die Selbstständigkeit erobert und sie aus dem Dienste und der Abhängigkeit der historischen und Kultusmalerei befreit. Doch nicht so vollständig,

daß ihr nicht zum Theil noch bis auf den heutigen Tag, wie Vischer es ausdrückt, gleichsam die Nabelschnur des historischen Gemäldes in der menschlichen fremdartigen Staffage hier und da geblieben wäre. Ueber das Verhältniß der letzteren zur Landschaft nach Vischer noch reden wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jedem wahrhaften Künstler, dem diese vortreffliche Entwickelung zu Gesichte gekommen ist, wird es wie Schuppen von den Augen gefallen sein. Wenigstens habe ich das in Rom mehrfach zu meiner Freude erlebt. Zwei der bedeutendsten unter den hiesigen deutschen Landschaftsmalern, L. Gurlitt und Ernst Willers, fanden in derselben durchaus ihre eigensten Anschauungen wieder. Besonders den ersteren hatte sein tiefer Natursinn und die Weltanschauung, aus welcher derselbe seine Nahrung zog, schon lange die volle Selbstherrlichkeit der Natur als die Aufgabe seiner Kunst empfinden lassen. Eben darum aber war auch sein stetes Streben darauf gerichtet, jene Befreiung der Landschaft nach anderen Richtungen hin zu vervollständigen. Hier steht auf der einen Seite der Naturalismus der Vedute, die, selbst mit dem größten Talente gehandhabt, doch nur auf dem niedrigsten Standpunkte des aristotelischen Kunstprinzipes der Naturnachahmung stehen bleibt. Die Vedutenmalerei ist die Landschaftsmalerei der Neugier, des Tourismus, des grob materiellen Interesses und des reinsten Egoismus, darum war und ist ihr Publikum ein ungemein zahlreiches. Der Maler malt die Lokalitäten und Landschaften, welche als gepriesene Schönheiten wie geprägte Münze den allgemeinsten Kurs haben. Er beläßt oder hält sie eben deshalb auch in ihrer möglichst allgemeinen Gestalt, denn nur auf das Allgemeine, nicht auf das Besondere, Individuelle, Einzelne der Stimmung

und Färbung, nicht auf die Seelenschwingungen in dem Auf und Ab ihrer Töne kommt es ihm und seinem Publikum an. Das Allgemeine ist aber nicht zu erreichen, ohne in konventionelle Formen zu verfallen. Daher ist die Vedute durchaus konventionell, typisch, mehr oder weniger manierirt und charakterlos. Es erfüllt sich hier das durchgehende Gesetz, daß jedes Festhaltenwollen einer Abstraktion in sein Gegentheil umschlägt: die Vedute will nur geben, was Jeder sieht, was greiflich für Jeden da ist; sie will die realste Realität, die wahrste Wahrheit, die natürlichste Natur, und sie wird unwahr und unnatürlich, selbst in noch höherem Grade wie das Daguerreotyp, welches wenigstens nichts hinzuthut. Die Vedute dagegen, z. B. die neapolitanische überblaut das Blau des Meeres, vergoldet das Gold der Sonnenlichter, verdichtet das zarte Luft- und Duftgewebe der Fernen zum amaranthenen Vorhange: kurz, legt allen Dingen die grelle Schminke der auf die Lampen einer realistischen Phantasie berechneten Dekoration auf.

Dem Naturalismus der Vedute gegenüber steht der abstrakte Idealismus der aus den großen Vorbildern Claude Lorrain's und Nikolaus Poussin's hervorgegangenen Ideallandschaft, welche zuletzt weniger auf die Darstellung der Natur selbst, als gewisser allgemeiner Gedanken, Empfindungen und Stimmungen hinausläuft. Selbst in den ausgezeichnetsten Landschaften dieser Richtung — ich rede hier vorzugsweise von landschaftlichen Darstellungen südlicher, italienischer Natur — kommt doch über dem Streben nach Einheit des Gesammteindruckes das Individuelle und Einzelne nicht zu seinem vollen Rechte. Bei aller Größe der Formen fehlt das liebevolle Eingehen auf das Detail des organischen Lebens. Daher in den fernen

Gebirgspartieen eine gewisse unterschiedlose Flachheit, ein Mangel der Formengliederung. Es sind ideale Felsen und Gebirgszüge, denen die klimatische Naturbestimmtheit fehlt. Die Bäume und Gebüsche leiden an demselben Mangel. Es sind mehr die allgemeinen Begriffe, schematische Gestaltungen und konventionelle Typen dieser Naturerzeugnisse, als die Dinge selbst, welche wir sehen. Die Materie selbst kommt nicht zu ihrem Rechte. Ja, sie leidet nicht selten offenbare Gewalt unter dem Streben nach dem geistigen Ausdrucke. Das Charakteristische einer Gegend in der gediegenen Bestimmtheit ihrer Erdformationen, ihrer Gebirgszüge und Felsen, Thalschluchten und Gründe, das individuell Eigenthümliche ihrer Vegetation in deren buntem, wucherndem Leben oder in ihrer kargen Spärlichkeit, muß zurückstehen hinter dem Ausdrucke jenes Allgemeinen, das sich in den Umrissen und Linien, in dem Luft- und Duftweben der Atmosphäre freilich auch erreichen läßt, und allerdings auch von den Meistern jener Gattung erreicht worden ist. Den Charakter endlich einer Landschaft vollenden die „Spuren ordnender Menschenhand" in Architektur und Kultur des Erdbodens. Auch hier aber streift die Ideallandschaft nur zu leicht das Charakteristische hinweg, und ersetzt es durch eine willkürlich erfundene oder sonst zusammengeborgte architektonische Ausstattung oft der wunderlichsten Art. Um das Bedeutende, den Gedanken, die Stimmung zu erreichen, scheut sie sich nicht, das Kolosseum an's Meeresufer oder die Engelsburg in das Gebirge zu setzen. Zwischen diesen beiden Richtungen nun, d. h. also zwischen dem poesielosen Realismus der Vedute auf der einen, und zwischen dem überpoetischen Idealismus der abstrakten Stimmungs- und Gedankenlandschaft auf der anderen Seite liegt

das Feld der Landschaft unserer Tage, zu deren Begründern der Künstler gehört, von welchem diese Bemerkungen den Ausgangspunkt genommen haben. Wie die Malerei auf ihrer höchsten Stufe, wo sie es mit der Darstellung des selbstbewußten Geistes zu thun hat, in der Historienmalerei, sich durch den unaufhaltbaren Gang der Geistesentwickelung immer mehr und mehr zu dem wirklichen und wahrhaften Leben der Geschichte, zu dem Thun und Leiden der Menschheit, also zu der Realität des Unendlichen im Endlichen hingedrängt sieht: ebenso fühlt sich auch der Landschaftsmaler, welcher ein wahrer Sohn seiner Zeit und von ihres Geistes Hauche berührt ist, unaufhaltsam zur Realität der Natur und ihrer leben- und seelenvollen Wirklichkeit hingezogen. Der Vedutenmaler steht auf einer Stufe mit dem gemeinen Portraitmaler; sein Werk entspricht etwa den Darstellungen derjenigen modernen Portraithistoriker, welche Revüen und Huldigungsakte unserer Zeit verewigen, oder im Genre sich zur Prosa des Eckensteherhumors versteigen. Die abstrakte Ideallandschaftsmalerei unserer Zeit findet ihre Entsprechung in der nazarenischen Richtung der Historienmalerei, welche uns im besten Falle doch nur den schwachen Nachhall einer weit hinter uns liegenden großen Vergangenheit künstlich wiedergiebt. Die ächte moderne Landschaft dagegen nimmt ihren Ausgangspunkt von den Niederländern, wie die wahrhafte Historienmalerei auf den Uebergang der Transzendenz in die Historie zurückgeht, welcher zu derselben Zeit in Rafael's Konstantinsschlacht geschah. Die moderne Landschaft endlich wird Portraitlandschaft in demselben Sinne, wie das wirkliche Portrait in seiner ächt künstlerischen Auffassung historisches Charakterbild wird. Das Unendliche ist im Endlichen, das Ideal in der Wirklichkeit, Gott

in der Geschichte enthalten: diese Wahrheit, das Erwerbniß Jahrtausende langer Geistesarbeit der Menschengeschlechter, künstlerisch gestaltend zu verherrlichen, ist die Aufgabe des Historienmalers der Gegenwart und Zukunft. Aber das Göttliche ist auch in der Natur und ihrer Wirklichkeit, die Seele des Menschen ist auch Naturseele, die Stimmungen und Empfindungen, welche das Menschenherz bewegen, sie leben auch wirklich, nur in reflexionsloser bewußtloser Gediegenheit, in der Natur. Sie werden nicht blos untergelegt, hineingetragen, geliehen, sie werden nur erlös't aus ihrem stummen Zauberbanne durch den Menschen, welcher sich in der Natur mit seinem Empfinden wiederfindet, und der dann nur, um die Gemeinschaft noch enger zu schließen, auch der Naturseele liebevoll die Thätigkeit des eigenen Bewußtseins in einem poetischen Akte verleiht. Des Künstlers Auge aber sieht nun in der Wirklichkeit dieser bestimmten Natur, dieser bestimmten Landschaft auch das scheinbar Kleinste des individuellen Daseins als nothwendige Bedingung des allgemeinen seelischen Gesammtausdruckes. Wie das Blatt der Eiche oder der Linde, der Pappel oder des Oelbaumes den gesammten Organismus des Baumes in sich zusammenfaßt und wiederspiegelt, so wird für den modernen Landschaftsmaler das reiche bunte Leben des Details der bestimmten Natur zum nothwendigen Charakterzug des Ganzen.

Dieses Streben nun nach vollendeter scharfer Charakteristik des Einzelnen, nach möglichster Ausgestaltung des reichen Naturlebens, ohne dabei in ängstliche Kleinlichkeit und gestrichelte Ausführlichkeit zu verfallen, bezeichnet vor allen die Arbeiten Louis Gurlitt's aus Altona. Unter allen jetzt in Rom lebenden deutschen Landschaftern wüßte ich keinen,

welcher in dieser Lebendigkeit und Fülle des Einzellebens der landschaftlichen Natur es ihm gleich thäte. Mit der glücklichsten Feinheit und Schärfe des sinnlichen Auges begabt, vermag er die Dinge in der ganzen Reinheit und Klarheit ihrer Formen- und Farbenindividualität aufzufassen und wiederzuspiegeln. Das, woran so viele Maler italischer Landschaft scheitern: die lichte Helligkeit, die duftige Klarheit der Schatten, in welcher alle Gegenstände in dem reinen Medium südlicher Luft, scharf und bestimmt gesondert, in plastischer Klarheit ihrer Formen erscheinen, diesen wundersamen Zauber des Lichtes im Dunkel des Schattens weiß er in seinen Vordergründen mit einer Meisterschaft darzustellen, die ich bei seinen Kunstgenossen nirgends bestritten fand.

Die Hauptwerke, welche ich von Gurlitt gesehen, sind landschaftliche Darstellungen der Natur des römischen Gebirges und der Campagna. Der tiefe Ernst, die ruhige Größe, der Frieden und die einsame Hoheit dieser Natur ließen Seele und Gemüth des Künstlers sich mit Vorliebe in sie versenken und ihrem Wiederausdruck in seiner Kunst vorzugsweise Begeisterung und Virtuosität zuwenden. Ich hörte seine Auffassungsweise hier und da eine naturalistische nennen, namentlich von solchen Seiten her, wo noch der alte abstrakte Idealismus seine Anhänger hat. Und sie ist es auch in dem Sinne, daß der Künstler in der Wirklichkeit dieser Natur das ihr spezifisch angehörige Ideelle, Geistige sucht und findet, und eben darum auch durch sie selbst wiedergiebt. Jedes seiner Bilder zeigt oder scheint doch diese und keine andere wirkliche bestimmte Gegend, Landschaft u. s. f. zu zeigen, und oft bedarf es, selbst bei genauer Kenntniß jener Wirklichkeit, der sorgfältigsten Vergleichung, um die Punkte herauszufinden, wo der Künstler die

Naturwirklichkeit verließ und freischaffend das für den Gesammtausdruck in ihr Fehlende ergänzte. So nähert sich Gurlitt's Landschaft oft völlig dem Portrait. Aber dies Portrait wird ein Kunstwerk, wird zur Darstellung eines Idealen, weil er die innerste Seele des Originales ganz an die Oberfläche der Erscheinung heraufzuzaubern verstand. So verbindet er in seiner Landschaft den Reiz der charaktervollen Naturwirklichkeit in ihrer bestimmtesten Individualität mit dem Zauber der inneren Wahrheit und geistigen Freiheit der Stimmung und Gedankenempfindung; er verbindet, was die Vedute auf der einen und die Ideallandschaft auf der anderen Seite erstreben, ohne es zu erreichen, weil jene die Wirklichkeit auch in ihrer seelenlosen Form für genügend hält, diese umgekehrt die Wirklichkeit völlig in eine abstrakte Idealform aufhebt und verflüchtigt. Laß mich das Gesagte an ein Paar der besten Bilder des Künstlers deutlich zu machen versuchen.

Das erste Bild: eine Landschaft im Sabinergebirge bei Civitella, ist erst kürzlich vollendet. Aus dem Thore des einsamen Gebirgsstädtchens tretend, blickt man in das wunderbarste Auf und Ab einer Gebirgswelt, deren ernste Einsamkeit und aussichtslose Abgeschlossenheit nur durch den Wechsel und die Schönheit der Linien und durch die sanfte Magie der Farbentöne gemildert wird. Wir sind hoch oben, mitten in dem Berggewimmel der Apenninen. Der Sommertag neigt sich dem Ende zu. Seine glühenden Strahlen verklären mit ihren hellsten Goldlichtern die breite Rückenfläche des braunbemoos'ten, kahlen Kalkfelsens zu unserer Rechten und die ausgeflachte Abdachung, mit der er sich gegen den im Schatten liegenden Vorgrund hin verläuft. Zur Linken webt um die tieferen Berghänge, deren Züge sich über einander

erheben, der vielfarbige Abendduft, welcher vom schwarzen Nachtblau durch die ganze Skala der Farbentöne hin zum hellen Violett hindurchläuft, bis er in dem orangengoldenen Glanze, welcher die höchsten Bergeshäupter umstrahlt, und in dem weißlichen Gelb der Silberwölkchen in der Luft, welche sie umschweben, harmonisch ausklingt.

Wer, der jemals einen Spätsommer im römischen Gebirge erlebte, hat nicht die Magie eines solchen Anblickes, den Zauber einer solchen Wirklichkeit empfunden? Ohne eigentliche Aus- und Fernsicht, ja umgeben von den Schranken einer ringsum von aller Ferne der Ebene abtrennenden Gebirgswelt, scheint sich dennoch der Blick in gränzenlose Weite zu verlieren. Eine breite, sonnenhelle Schlucht reißt sich vor uns auf, wir blicken in sie hinein wie in das innerste Herz dieser Gebirgsnatur. Ueber die Kastanienwälder der hellen Bergzüge, welche wie Vorgebirge in dieses versteinerte Meer hineinspringen, streift der Blick weiter nach dem einsamen Gebirgskegel, auf dessen Gipfel das Städtchen Rocca San Stefano wie ein Adlerhorst herüberglänzt. Weit und hoch über ihm erhebt sich das Zwillingspaar der Mamellen in die Luft, nach rechts und links mit seinen Ausläufern den Horizont schließend. Der Gesammteindruck aber des Ganzen ist der einer unendlichen Ruhe, eines unaussprechlichen Friedens. Die Geschichte von Jahrtausenden hat diesen Charakter nicht verändert, und als die Römer das Gebäude ihrer Weltherrschaft aufthürmten, hatte sicher diese Gebirgswelt dieselbe Gestalt, in welcher sie uns, den Kindern der unruhigen, zerrissenen Gegenwart, erscheint. Hier allein fühlen wir, daß wir diese Gegenwart und Alles, was uns mit ihr verbindet, vergessen können. Es wird uns in derselben, nicht als seien wir nur geschieden von

der Unruhe des wild durcheinander wogenden Lebens, von dem ewig weiterfluthenden Strome der Geschichte, nein! als könne auch außerhalb dieser Natur überhaupt keine Unruhe mehr sein, als könne nichts geschehen, als was wir hier sehen und erleben. Alles steht mit diesem Grundgefühle der Sicherheit dieser Ruhe und dieses Friedens im Einklange. Die Spuren menschlichen Daseins, wie sie uns in dem Hirten, der dort drüben am fernen Berghange seine Heerde eichelfressender Thiere weidet, oder in diesen heimkehrenden Gebirgsbewohnern begegnen, ja selbst die einsamen Gebirgsstädtchen in der Ferne, welche, nur Wanderern und Saumthieren zugänglich, auf schroffen Felsenspitzen schweben, vermehren nur noch jenen Eindruck der weltfernen Abgeschiedenheit. Und wie liebevoll ruht das Sonnenlicht auf diesen einsamen Felsenrücken! wie verklärt es mit seiner Glorie selbst das Unscheinbare und Kümmerliche der dürftigsten Vegetation zur Schönheit! Wie frisch und labend duftet uns aus dem klaren Schatten dieses steinernen Vorgrundes mit der halbzerstörten Felsmauer, durch welche ein regenerzeugtes Gebirgswässerlein hindurchrauscht, die Kühle des Sommerabends entgegen. Wie würzig dringt der Berg- und Waldgeruch von Thymian und Myrthe in unsere Sinne. Wie glühen die rothen Glocken des wilden Mohns dort an dem grünen Rain, die Lieblingsblume des Künstlers, welche ich auf allen seinen Bildern fand, die Farbe der feurigen tiefen Liebesgluth, mit der es ihn von früh auf zur Natur hinzog. In dieses Bild vor allen hat der Künstler mit allen Mitteln seiner Kunst die eigene Seele gelegt, weil ihre Stimmung ihm aus dieser Natur, wie er sie schaute, laut und vernehmlich entgegenklang. —

Zu Gurlitt's besten Bildern gehört auch eine Landschaft in der Sammlung des Herrn Landsberg zu Rom, zu welcher der Künstler das Motiv aus der Gegend von La Cava und Vietri genommen hat. Es ist ein Spätnachmittag, in dessen stillen Sommerzauber hier die reizende Berg- und Waldnatur jener entzückenden Gegend versunken erscheint. Ueber der von immergrünen Eichen halb umschlossenen breiten Fläche des hohen Vorgrundes hinweg schweift der Blick weit über die hellen Gebirgszüge, auf deren Ausläufern am Meere sich das ferne Vietri erhebt. Es ist ein Ort, wo der Wanderer gern rastet, um sich das Bild der unendlichen Schönheit dieses Landes in stundenlangem müssigen Träumen unauslöschlich in die Seele zu prägen. In dieser schattigen Klarheit des Vordergrundes ist es so duftig und kühl, und draußen auf den Gebirgen und in den Thälern drückt die heiße Sommergluth, welche selbst das kühle Element des fern herüberblitzenden Meeres zu durchsonnen scheint. Keine Zudringlichkeit menschlicher Staffage stört hier den Genuß des Sichversenkens in das Leben und Weben der Natur. Ueberhaupt bemerkte ich schon, daß nach dieser Seite hin der Künstler allen seinen Landschaften die vollste Selbstständigkeit zu erhalten verstanden hat. Was aber dies Bild vor allen anderen Landschaften neuerer Künstler, deren gedachte Sammlung mehrere, sehr tüchtige (von Poser, Bromeis, Castelli, Achenbach u. A.) besitzt, überwiegend auszeichnet, ist wieder die herrliche Klarheit, in welcher alle Schattenpartieen des Vorgrundes dem Beschauer den ganzen Reichthum ihrer charakteristischen Formen entfalten. In dem liebevollen Ausgestalten der eigenthümlichen Form jedes Einzelnen, in der Individualisirung der Physiognomie jedes Steinblockes, jedes Busches und Baumes, wie sie gerade

unter diesen zufälligen Bedingungen des Lichtes und Schattens, der Lage und des Standpunktes erscheinen, ist dieses Bild zu den schönsten Werken moderner Landschaft zu rechnen. Und doch ruht über dieser Fülle des Individuellen der einigende Zauber einer Harmonie, welche nirgends Unverbundenes, Widerstreitendes, nirgends Sprünge und unvermittelte Schroffheiten zeigt. Das Motiv selbst, welches der Künstler der Natur entnommen, gehört keineswegs irgend einem renommirten Punkte, irgend einer weltbekannten Aussichtsschönheit jener neapolitanischen Gegend an. Es ist vielmehr in dieser Hinsicht durchaus untergeordneten Ranges. Aber um so mehr Freiheit gewährt es dem Maler für die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte: die Anziehungskraft zu vergegenwärtigen, mit welcher jene landschaftliche Natur des Südens eben durch die inwohnende Lebendigkeit ihrer tiefen charaktervollen Gesichtszüge unser Herz ergreift.

Rom, den 15. Januar 1846.

Als ich heute Morgen von einem Frühgange nach dem Kolosseum über das Forum zurückschlenderte, um ein Paar Alterthümer in dessen Nähe, den sogenannten Bogen der Goldschmiede und den dicht dabei belegenen Janusbogen zu besehen, fiel mir bei der Via dei Cerchi ein Zusammenstehen von vielen Menschen auf, das in diesen verödeten Gegenden auf etwas Außergewöhnliches schließen ließ. Neugierig näherte ich mich dem Platze. Ein schäbig aussehendes Holzgerüst in fahlrother Tünche starrte mir entgegen, und die Strahlen der Morgensonne funkelten in hellem Blutroth auf

etwas Glänzendem, welches oberhalb desselben schwebte. Es war eine Guillotine, die ihres Opfers harrte. Ein junger Hirt aus La Scarpa, einem Gebirgsflecken bei Tivoli, der seine schwangere Frau ermordet hatte, sollte hingerichtet werden. Kavallerie und Fußvolk umschloß das Gerüst im weiten Kreise, und sperrte die Zugänge der Gassen, welche auf diesen verödeten, nur von Schuppen und Scheunen umgebenen Platz mündeten. Wann wird die Hinrichtung vor sich gehen? fragte ich einen neben mir stehenden Montigianen, der, den Mantel umgeschlagen, theilnahmlos auf das Blutgerüst schaute. „Chi lo sa!“ (wer weiß es) war die Antwort. „Die Stunde ist schon vorüber, und das ist ein Zeichen, daß der poverino noch nicht gebeichtet hat, und da kann es noch lange dauern.“ Wie das? „Ehe er nicht gebeichtet hat, wird er nicht hingerichtet. Erst wenn der Tag sich neigt, und er sich fortwährend weigert, führen sie ihn aus dem Gefängnisse ab, und wenn er auch dann unterwegs nicht beichten will, wird er abgethan ohne Beichte.“ Ich verweilte einige Zeit, um das Betragen der versammelten Menge zu beobachten. Sie bestand fast nur aus Menschen der untersten Volksklassen, aus Landleuten und Hirten in blauen Jacken und Spitzhüten. Nur innerhalb des Kreises, dicht an den Stufen der Mordmaschine, standen einige Engländer in Gesellschaft von drei bis vier jungen römischen Nobili's, Cigarren rauchend und schwatzend und laut den Delinquenten verwünschend, der sie so lange warten ließ. Es war das erste Schauspiel dieser Art, welches ich erlebte, und um so mehr psychologisch merkwürdig der Eindruck, den der Anblick und die längere Erwartung auf mich selber machte. Die Theilnahmlosigkeit der immer mehr sich vergrößernden, schwatzenden, gaffenden und lachenden Menge bildete einen grellen Kon=

kraft gegen die Erschütterung, welche ich bei dem Gedanken empfand, daß hier in kurzer Zeit ein Menschendasein enden sollte. Aber diese Stimmung hielt nicht aus, und als ich ein Paar Stunden gleich den Anderen auf die Ankunft des Verurtheilten gewartet hatte, ertappte ich mich in meinem Innern bei der Regung derselben verdrießlichen Empfindung über das verstockte Zögern des Delinquenten, deren Ausdruck von Seiten jener Italiener mir Anfangs so grausam erschienen war!

Die Scene wurde indessen, je näher die Mittagsstunde heran kam, immer belebter. Ambulante Verkäufer boten Cigarren und Eßwaaren, Orangen, Bohnen und Kastanien, Wein und Aquavite feil. Man rauchte, aß und trank, man lachte und scherzte, Buben rauften sich oder bettelten einzelne Forestieri an, und ein halberwachsener Bursche zeigte eine große Neigung zu meinem seidenen Taschentuche, das ich ihm aus der Jacke, unter die er es geschoben hatte, nicht ohne Mühe wieder hervorzog. Ein Verkäufer von Volksschriften und Branntwein hatte in der Nähe einer kleinen Kirche eine Bude improvisirt, und bot dem Volke beide Arten geistiger Nahrung feil. Ich kaufte einige der ersteren; es waren die Geschichten glorioser Räuber und Mörder, welche aber alle selig gestorben waren, weil sie stets die Madonna verehrt und zuletzt Beichte gethan und Absolution empfangen hatten. Pepe Mastrilli's Geschichte und die Anweisung zum Lottospiel fehlten auch hier nicht. Das sind die Elemente, mit denen hier der christliche Staat den feierlichsten Akt seiner souverainen Macht umgiebt, um den sittlichen Eindruck des gesetzlichen Mordes auf das Volk zu verstärken!

Ich verließ den Platz, ohne die Ankunft des armen Sünders abzuwarten. Auf dem Rückwege sah ich vor einer kleinen

Kirche in der Nähe des Kapitols lebhaftes Menschengedränge und die Equipagen einiger Kardinäle. Hier fand eine andere Art von Hinrichtung statt; die Einkleidung einer jungen Spanierin, der Gräfin F., welche gegen den Willen der Ihrigen den Klosterschleier zu nehmen sich entschlossen hatte. Die Sonne schien so frühlingshell hier draußen, so lebenweckend wehte die milde Luft um die verwitterten Klostermauern, und da drinnen begruben sie einen Frühling von Jugend und Schönheit in die finstere Nacht menschenopfernder Entsagung, während von fernher der Gesang der Mönche erscholl, welche ein anderes menschliches Wesen dem Henkerbeile entgegen geleiteten!

Rom, den 17. Januar.

Auf dem Wege nach Palazzo Farnese traten wir heute in die Kirche S. Andrea della Valle ein, wohin seit einigen Tagen Alles strömt, um die vom Duca Torlonia veranstaltete Esposizione zu sehen und den Padre Ventura, den gefeiertsten Kanzelredner Roms, predigen zu hören. Die Kirche hat beiläufig die größte Kuppel nach dem St. Petersdome. Die Ausstellung war auf einer Art von Bühne errichtet, auf welcher die kolossalen Figuren der heiligen drei Könige dem Christuskinde auf dem Schooße der Jungfrau ihre Geschenke darbrachten. Das Ganze etwas theatralisch und pomphaft, und doch mit Geschmack ausgeführt, sah von fern aus wie ein lebendes Bild. Ein junger französischer Geistlicher predigte gerade als wir eintraten (der Padre Ventura sollte erst eine Stunde

später die Kanzel besteigen) in französischer Sprache. Man muß es den französischen Geistlichen nachsagen, daß sie sich die Bildung ihrer Sprache durch die großen Meister ihrer Literatur nicht haben entgehen lassen. Keine langen, athemversetzenden Perioden, alles kurz, Frage und Antwort, Satz und Gegensatz voll Leben und Bewegung. Um so auffallender wer mir der Widerstreit der Sprache mit dem Inhalte. Der Mann predigte den starrsten, bigottesten Glauben, und das in der Sprache, in welcher ich immer nur die Sache des klarsten Verstandes zu hören gewohnt gewesen war. Dieselben Phrasen, dieselben feinen, lebensvollen Wendungen hier benutzt, um Dinge zu behaupten, welche die Männer, die diese Sprache geschaffen, ein Voltaire, Rousseau, Diderot, mit allen Mitteln derselben zu stürzen versucht hatten. Jede andere Sprache erschien mir geeigneter zur Vertheidigung der christlichen Hauptdogmen gegen den Einspruch der Vernunft, als eben die französische. Das Publikum war im Ganzen nicht viel aufmerksamer auf die Predigt, als es bei der Aufführung einer schon bekannten Oper zu sein pflegt. Die meisten hatten sich mit ihren Stühlen und Rosenkränzen der Ausstellung in der Seitenkapelle zugewendet, und die Predigt wurde fast verschlungen durch das flüsternde Geplauder, welches durch die ganze Kirche ging. Nicht viel besser fanden wir es bei unserer Rückkehr in der Predigt des Pater Ventura.

Der Palast Farnese, ein ganz freistehendes regelmäßiges Viereck, ist der majestätischeste Schloßbau von Rom*). Seine

*) Die Rechnungen der Camera Apostolica weisen eine Summe von 7,317,888 Scudi nach, welche dieser Bau von 1541—49 gekostet. Und dabei plünderte der elende Papst die Bäder des Caracalla

Vorderfronte nimmt fast die ganze Breitseite des herrlichen viereckten Platzes ein. Er ist zugleich mit seinen drei Stockwerken der höchste aller römischen Paläste, und doch wirkt die ruhige Harmonie der gewaltigen Verhältnisse so mildernd auf die Phantasie, daß man, so lange man den Palast für sich allein in's Auge faßt, keine über das gewöhnliche Maaß hinausgehende Erscheinung zu erblicken glaubt. Dann aber sieht man plötzlich mit Staunen, wie ein anderer, fünfstöckiger Palast an der linken Ecke des Platzes eben nur wenig über das Gesims reicht, welches das zweite Gestock des riesigen Baues von dem dritten scheidet. Und nun erinnerte ich mich an die Notiz in Fernow's römischen Studien, daß der bronzene Baldachin im St. Peter diesem Kolosse der römischen Paläste an Höhe fast gleichkommt! *)

Wenn man diesen Palast ansieht, so kommt es einem in der That vor, als hätten diese alten Baumeister Sangallo, Michelangelo und wie sie weiter heißen, nicht für Menschen wie wir, sondern für ein Geschlecht von Giganten gebaut. Die kolossalen, zwanzig Fuß langen Granitwannen, welche die Springbrunnen des großen Platzes vor dem Palaste zieren, stehen mit demselben in einer solchen Harmonie, als wären sie eigens zu diesem Zwecke komponirt, und doch sind sie antik,

---

und Constantin, das Forum Trajans, den Tempel des Antoninus und der Faustina, und vor allen das Kolosseum und Theater des Marcellus u. a. Bauwerke des Alterthums, um ihre Säulen und ihren Marmor für seinen Palastbau zu verwenden! (S. Story Roba di Roma I, 262) 1867.

*) Der Baldachin ist bis zur Kreuzspitze 129 römische Palm hoch; der Palast Farnese dagegen hat eine Höhe von 182 römisch. Palm. S. Beschreibung der Stadt Rom, II., 1., S. 179.

und in den Thermen des Caracalla gefunden. Der viereckte, rings mit Colonnaden umgebene Schloßhof ist nicht minder erhabenen Eindruckes als die Frontseite. In einer Ecke desselben steht der aus dem Grabdenkmale der Cäcilia Metella entnommene Sarkophag von weißem Marmor. Er ist etwa sechs Fuß hoch. Akanthusblätter von feiner Ausführung umgeben den Fuß des gereifelten Sargkastens. Zwei Thierköpfe ragen wie Handgriffe an beiden Enden der Vorderseite hervor, den Deckel schmücken Arabesken mit Büffel- und Löwenköpfen in Blätterwerk. Das Ganze macht bei aller Kolossalität doch einen angenehmen und leichten Eindruck. Aber dies ehrwürdige Alterthum wäre doch unendlich besser an seinem Platze in dem gewaltigen Grabthurme selbst, dem es die rohe Neugier der Plünderer entriß, als hier, wo es vernachlässigt in einem verlassenen Winkel der Schloßhalle in würdeloser Tageshelle einem Brunnentroge ähnlicher erscheint, als der letzten Behausung der sterblichen Reste einer alten Römerfürstin.

Prachtvolle Marmortreppen von sanftestem Anstieg führen zum zweiten Stockwerke, in dessen Räumen noch manches werthvolle Alterthum bewahrt wird, obschon die Farnesischen Kunstschätze längst nach Neapel gewandert sind. Doch freute es mich, den Herkules Farnese im Gypsabgusse hier wiederzusehen, und neben ihm seine von della Porta gefertigten marmornen Beine, welche die „Beschreibung von Rom" sogar für die ächten ausgiebt. In der sogenannten Gallerie sind die berühmten Fresken von Hannibal Caracci, das größte Werk dieses Künstlers. Es sind zumeist Deckengemälde, in mythologischen Darstellungen die Allgewalt der Liebe darstellend, Kompositionen und Ausführung voll Geist und Feuer, die Karnation zum Theil vortrefflich. In einigen Bildern,

z. B. in denen aus der Perseussage und in den sechs tragenden Figuren fand ich den Michelangelesken Styl der Leiber zu sehr vorherrschend. Und weil hier Architektur und Malerei den organischen Zusammenhang und das harmonische Ineinandergreifen entbehren, so erhält das Ganze, im Vergleich zu Rafael's Farnesina, etwas Unruhiges, Heftiges, gewaltsam Bewegtes. Aber in den Bildern selbst lebt und webt doch ein Reichthum der Phantasie und eine schöpferische Lust, der man es anfühlt, wie der Künstler und seine Zeit in dieser poetischen Welt althellenischer mythologischer Lebensfülle und Daseinslust ungleich heimischer waren, als wir um Vieles gelehrteren, aber auch um Vieles trübseligeren Epigonen. Wie begeistert hat dieser geniale Schneidersohn von Bologna das große Liebeskarneval der antiken Göttermärchenwelt in diesen Fresken vor die Sinne gezaubert! In der Mitte des Deckengewölbes der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne. Um sie her in anderen Bildern Jupiter, welcher die geschmückte Juno auf dem göttlichen Lager empfängt; Aurora mit dem geliebten Cephalus auf ihrem Wagen; Luna, die den Endymion umarmt, Omphale mit Herkules, welcher ihr Keule und Löwenhaut überlassen hat (ein schon von der antiken Plastik gern behandeltes Symbol der allsiegenden Liebesgewalt), und Galathea, die von Tritonen, Nymphen und Liebesgöttern begleitet, das Meer durchrauscht, während drüben der verlassene Polyphem seinen Liebeskummer den Tönen der Syrinx vertraut. Anchises und Venus, Leander zur Hero schwimmend, Jupiter die Europa entführend, Orpheus, welcher seine Eurydice aus der Unterwelt zurückruft, Perseus, der die Andromeda befreit, und so unzähliges Andere aus der heiteren Götterwelt der griechischen Dichtung blüht hier auf in der reichen

Farbenpracht dieser herrlichen Fresken, aus denen man recht die Größe dieses Genius erkennen kann, den die Laune des Schicksals nur um ein halbes Jahrhundert zu spät geboren werden ließ. Acht Jahre arbeitete Hannibal Caracci an diesem größten Werke seines Lebens. Als er es vollendet hatte, betrog ihn die Niederträchtigkeit eines Elenden um den wohlverdienten Lohn seiner Arbeit. Seitdem umdüsterte Schwermuth seinen Geist, der schon so vielen Widerwärtigkeiten Trotz geboten hatte. Er verfiel in Krankheit. Vergebens sandten ihn die Aerzte nach Neapel, dort Heilung zu suchen. Er kehrte mißmuthig und gebrochen nach Rom zurück und starb dort in der Blüthe des Mannesalters (1609).

Rom, den 18. Januar.

Heute bei dem Feste des heiligen Antonius Abbas, des Schutzpatrons der Thiere, welches Goethe so reizend beschreibt, fiel mir der Unterschied des Jetzt gegen das Sonst wieder einmal so recht in die Augen. Goethe's Schilderung weiß noch nichts von den Gensdarmen, dieser bewaffneten und berittenen Vorsehung, der man jetzt überall in Rom begegnet. Mir fiel die rohe und brutale Weise auf, in welcher sich diese Schergen gegen das Volk betrugen, das ganz friedlich im großen Halbkreise den weiten öden Platz vor der Kapelle des Heiligen in der Nähe von S. Maria Maggiore umstand, wo das Besprengen der Pferde, Esel und Maulthiere mit Weihwasser vor sich ging. Die Ceremonie selbst war langweilig ernsthaft, und von Schalkheit und gutem

Humor des Priesters, der die Segnung verrichtete, nichts zu spüren. Der Geistliche stand in weitem Gewande, einen schwarzen Laienbruder neben sich, auf der obersten Treppenstufe, den Sprengwedel in der Hand. Die Wagen fuhren vor, Landleute ritten oder führten ihre buntbebänderten Thiere heran, entblößten das Haupt, und der Priester, seinen Wedel in das Weihwasser tauchend, sprengte, während er sein: in nomine patris etc. hersagte, von demselben einige Tropfen auf Fuhrwerk und Thiere, die sich dann rasch entfernten, um anderen Platz zu machen. Doch war der Zudrang keineswegs groß, und meistens waren es nur zufällig in Rom anwesende Landleute und Kärrner aus den benachbarten Orten, und nur ein Theil der Thiere war festlich geputzt. Einige Leute, welche eine Kleinigkeit spendeten, empfingen außer dem Weihwassersegen noch einen besonders wirksamen Gnadenzettel, mit dem Bilde des Heiligen, dem ein Schwein zur Seite steht, und einem kleinen Amulette in der Form eines messingenen Kreuzes. Die Thiere hatten aber alle insgesammt augenscheinlich den Segen des Heiligen sehr nöthig. Denn die Jammergestalten der Pferde, welche wir hier sahen, überstiegen zum Theil selbst die kühne Phantasie des Schöpfers des unsterblichen Rosinante. Mir fiel dabei recht auf, wie der gegen seine Thiere fast durchweg grausame Italiener*) sich auch hier in diesem originellen Feste durch Hülfe seiner Religion mit seinem Gewissen abzufinden weiß. Er führt sein Thier dem Heiligen zu, welcher für das Wohlergehen desselben ex officio

---

*) Schon Theodorich erließ ein Gesetz gegen die Pferdequälerei in Italien. S. Gregorovius: Gesch. Roms im Mittelalter. I, 345. (1867).

zu sorgen hat, läßt es mit Weihwasser besprengen und mit der Zauberformel des lateinischen Gebetes segnen, und traktirt es dann nach wie vor mit der gewohnten Fühllosigkeit. Der Deutsche, besonders der protestantische Norddeutsche, weiß freilich nichts von der Romantik eines solchen Festes, hinter deren buntem Scheine sich die grausamste Rohheit verbirgt, aber er behandelt seine Thiere gut, und sucht durch Sorgfalt und Pflege Gebet und Weihwasser zu ersetzen. Und wenn er dieselben auch zumeist aus Eigennutz schont und pflegt, so thut er es doch auch, weil er die ihm so nützlichen Thiere lieb hat und ihnen Mitgefühl zu Theil werden läßt, während der Italiener diese lebendigen Geschöpfe nicht anders betrachtet und behandelt wie die unbeseelten Naturerzeugnisse in Wald und Feld. Hier stehen also der deutsche Volksgeist und die sittliche Kultur offenbar höher. Bei uns ist die Wirklichkeit dessen, was hier nur als Schein vorhanden ist: stete Pflege und Sorgfalt; entsprungen aus einer Art Mitgefühl, Neigung und Dankbarkeit gegen die nützlichen, dienenden Geschöpfe, hier ein einziger, buntbeflitterter Saturnalientag, und selbst der ist nur Schein. Denn was Goethe erzählt, daß heute die Thiere einen Feier- und Rasttag haben, und alle Herrschaften heute zu Hause bleiben oder zu Fuße gehen müssen, ist längst nicht mehr wahr. Nur sehr wenige selbst von den Anwesenden führten ihre Thiere frei und ungeschirrt heran, die meisten nahten sich reitend oder fahrend, Stachelstab und Peitsche in den Händen. Und bei den Equipagenbesitzern in Rom selbst gilt jene alte Sitte vollends gar nicht mehr, die meisten bekümmern sich nicht einmal mehr um die Ceremonie, und der Priester klagte uns, daß die Zeiten schlecht und die Welt im Argen sei. Der Heilige, San Antonio delle bestie genannt,

führt übrigens Namen und Amt von seiner Geschicklichkeit, mit welcher er als Anachoret die reißenden Thiere zu zähmen und unschädlich zu machen wußte. Davon muß indessen auf seine Nachfolger nichts übergegangen sein, denn der gute Priester, welcher den Sprengwedel führte, sah sich einmal durch das heimtückische Ausschlagen eines Maulthieres hart bedroht, und sprang mit einem derben Fluche aus der Schlagweite der boshaften Bestie, die vor dem Stellvertreter ihres Schutzpatrones so wenig Respekt bezeigte. —

Rom, den 19. Januar.

Heute gelang es uns, für gute Worte und besseres Geld in die dem Lateran gegenüber gelegene Villa Massimo*) einzudringen und die Fresken zu sehen, mit denen vor einigen zwanzig Jahren mehrere der namhaftesten deutschen Künstler die Zimmer des anmuthigen kleinen Gartenpalastes geschmückt haben. Zwei derselben enthalten Darstellungen aus Ariost's Orlando furioso von Julius Schnorr, und aus Tasso's befreitem Jerusalem von Overbeck. Hier sah ich nun mit eigenen Augen, welch ein Genie in Overbeck für die moderne Kunst verloren gegangen ist. Seine Sachen sind ohne Frage

*) Eine andere Villa dieses Namens, die Villa Massimo (Negroni) liegt unterhalb S. Maria Maggiore, und ist jetzt (1867) zum Theil in die Eisenbahnstation gezogen. Verschieden von beiden ist die Villa Massimi (oder Rignano) welche neben der Villa Ludovisi liegt. — Die Villa Massimo am Lateran hieß früher Villa Giustiniani.

die schönsten von allen, und es fehlt diesen Freskobildern nichts als ein freierer Vortrag, wie es die Künstler nennen, d. h. größere Gewandtheit, Leichtigkeit und Sicherheit, um sich dem Schönsten gleich zu stellen, was die Freskomalerei überhaupt hervorgebracht hat. Es lebt und blüht in diesen Kompositionen der ganze Zauber jener Romantik, die uns aus dem Gedichte selbst so wunderbar anmuthet. Man glaubt beim Anblicke dieser Bilder in den aufgeschlagenen Blättern jener Poesien selbst zu lesen. Wie wundervoll ist auf dem einen die Kampfscene, in welcher Gildippe und Odoardo von der Hand Argante's fallen, während von der fernen Bergeshöhe herab ein Fähnlein Reiter im sausenden Jagen vergeblich zu Hülfe eilt. Solche Gestalten, wie die edelkräftige Heldengestalt Gottfried's von Bouillon oder wie die blühend schönen nackten Leiber des an den Pfahl des Scheiterhaufens gefesselten Liebespaares Sophronia's und Olinth's vermag der heutige Legenden- und Heiligenbildermaler Overbeck in seiner einsamen Klause am Judenghetto schon lange nicht mehr zu schaffen, selbst wenn er es auch nicht für eine Entweihung seiner Kunst hielte, sich mit solchen Weltlichkeiten einzulassen. In diesen Bildern ist auf's Glücklichste verwirklicht, was als eine Aufgabe der modernen Kunst angesehen werden muß, daß sie den dichterischen Gestaltungen der Poesie sichtbares, sinnliches Leben gewähren soll, wie es die bildende Kunst der Alten ihren Dichtungen verlieh. Wie siegreich, frisch und jugendkräftig ist das Auftreten dieser beiden Meister in diesen frühen Werken ihres Pinsels gewesen, mit denen sie den ächten, historisch romantischen Styl auf's Neue in's Leben riefen. Alles, was ich von neueren Fresken gesehen, bleibt zurück gegen den Schwung und Adel dieser Sachen. Prachtvoll sind

besonders die Köpfe in dem Schnorr'schen Bilde, auf welchem Karl der Große dargestellt ist, wie er aus Paris zieht, die Stadt von den anstürmenden Heiden zu befreien. Wie schön kontrastirt die angstvolle Hast des jugendlichen Bogenschützen, welcher von der Mauer herab den Heranziehenden pantomimisch die Nähe der Gefahr von den feindlichen Heidenschaaren andeutet, mit der Ruhe des langsam dem Kampfe entgegenziehenden alten Heldenkönigs und seiner ritterlichen Genossen. Unten nimmt eine Mutter den letzten Abschied von ihrem kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohne, welcher sich den Schaaren der aus dem Thore ziehenden Befreier anzuschließen eilt. Herrlich ist auf einem anderen Bilde Orlando dargestellt, wie er mit beiden Händen zum Todesstreiche gegen Agramant ausholt.

Ein drittes Zimmer enthält Scenen aus Dante's göttlicher Komödie von Veit und Koch. Hier konnte ich mich nun freilich weder mit den meisten der dargestellten Gegenstände selbst, noch namentlich mit der Koch'schen Weise der Darstellung befreunden. Scheußlichkeiten wie die Höllenscene, wo Ugolino seinem Feinde Ruggieri das Haupt zernagt, Menschen wegen ihrer Sünden von Teufelsfratzen zerkratzt, gepeitscht, zerrissen, von Schlangen zernagt, in glühenden Särgen schmorend, bleiben ekelhafte und kindische Vorstellungen, die ich vielleicht zu lesen über mich gewinne, welche aber Niemand, der von der Aufgabe wahrer Kunst ein Bewußtsein hat, sichtbar gestaltet sehen mag. Auch haben die Koch'schen Sachen alle etwas Ueberderbes, das selbst an's Rohe und Gemeine streift. Es war Ueberschätzung seiner selbst, daß er, der Landschaftsmaler, die Ausführung solcher Aufgabe übernahm, als Cornelius an derselben durch seine Berufung nach Mün-

chen (1819) verhindert wurde. Die Deckenbilder von Veit sind ungleich milder. Koch hatte die Roheit begangen, Paul und Franzeska als „Sünder der Wollust" unter die Verdammten zu stellen, aber der Fürst Massimo ließ sie ausstreichen und mit anderen Figuren von einem italienischen Maler bedecken.

Overbeck, man sage was man will, hat allein unter allen neueren Malern das mit Rafael gemein, daß durch alle seine Gestalten ein sympathischer Zug hindurchgeht. „Dies Gesicht ist mir sympathisch," oder „es ist mir antipathisch," sagen die Italiener in ihrer feinen Sprache, um auszudrücken, daß etwas in demselben liegt, was sie entweder anmuthet oder abstößt. Diesen charakteristischen Ausdruck des Sympathischen, das uns unmittelbar zu sich hinzieht und einnimmt, uns mitfühlen und mitlieben, leiden, hoffen, kurz, alle ausgedrückten Empfindungen sofort theilen läßt, haben alle Gestalten, welche Rafael geschaffen hat. Und darum heißt er mit Recht der göttliche, denn hierin liegt das Specifische, in welchem er allein erhaben und unübertroffen von Mit- und Nachwelt dasteht. An Studium und Korrektheit haben ihn Andere übertroffen, aber seine Mängel und Fehler verschwinden in Nichts unter dem allgewaltigen Zauber der Liebenswürdigkeit, des Liebreizes und der Holdseligkeit, die alles von ihm Geschaffene verklären und an denen selbst das Schönheitlose nnd Verkümmerte noch Theil hat. Alle seine Gestalten treten unserem Herzen nahe, und wir fühlen uns, so wie wir sie erblicken, in liebevoller Theilnahme zu ihnen gezogen. Selbst auf den armen Besessenen in der Vatikanischen Transfiguration fällt noch ein Strahl dieser liebevollen Verklärung, und wir erkennen auch in seinen verzerrten Zügen und in dem

verrenkten Ganzen dieser Glieder die ursprüngliche Schöne seiner Jugend. Da hängt gegenüber jener Verklärung Domenichino's berühmtestes Gemälde, die letzte Kommunion des heiligen Hieronymus, welches lange Zeit als eines der fünf Hauptbilder von Rom galt. Wie naturwahr ist hier die nackte Gestalt des sterbend zusammenbrechenden Heiligen, aber auch welche durchaus antipathische Fratze! Das Alter ist wie hier so auch bei Giulio Romano und Anderen nur selten frei von dem Widerwärtigen und Häßlichen hinfälliger Bedürftigkeit. Bei Rafael aber ist die letztere immer von dem milden Sonnenscheine der Schönheit so liebevoll beleuchtet, daß alles Antipathische sogleich verschwindet. Dies Innerste, Eigenthümlichste wird durch kein Studium, durch keine Kunstfertigkeit ersetzt, denn es ist eben die Blüthe der eigenen Seelenschönheit. Rafael und Giulio Romano haben dieselben Modelle benutzt, aber jener hat himmlische Gestalten daraus geschaffen, weil sein liebevolles Auge immer nur das Göttliche in der irdischen Erscheinung sah. Was Giulio Romano aus seinen Modellen gemacht, bezeugen gar manche seiner Werke in den Gallerien Italiens.

Von diesem Spezifischen des Rafaelischen Geistes ist nun wirklich ein Hauch über jene Gestalten Overbeck's verbreitet, wie denn auch das jugendlich schöne Portrait des Künstlers in dem Bilde, wo Gottfried von Bouillon zum Kreuzzuge aufgefordert wird, an Rafael erinnert. Neulich besuchten wir sein Atelier, um seine neuesten Zeichnungen zu sehen: Christus als Knabe sein Kreuz zimmernd, während die Eltern ihm zuschauen; Christus das Kreuz tragend, vom Volke vor Pilatus verspottet, auf dem Oelberge betend, während ihm ein Engel das Kreuz zeigt. Eine Zeichnung stellte den Tod des heiligen

Joseph dar, von dessen Ende nicht einmal die christliche Sage etwas weiß, eine andere zeigte den Heiland mit dem offenen, brennenden Herzen. Alles voll jener hektischen Aszetik, welche einen gesunden Menschen unserer Tage gespensterhaft erscheint, wie die Erscheinung des Meisters selbst, der ein Paar eintretenden Geistlichen demüthig die Hand küßte! Overbeck in seiner keuschen Grazie, seiner seelenvollen Schönheit, er hätte, das beweisen diese Fresken, der Rafael des neunzehnten Jahrhunderts werden können, wie Cornelius mit seiner schwungvollen mächtigen Kühnheit den Michel Angelo dargestellt haben würde. Der vollendete Theil der Cartons des letzteren zu dem Berliner Campo santo hat mich neulich zur innigsten Bewunderung dieses Genius hingerissen. Aber die Stoffe selbst! Und doch bleibt dieser Phantastik noch unendlich mehr poetisches Leben und reale Wahrheit, als in der schemenhaften Aszetik der letzten Arbeiten Overbeck's. —

Rom, den 26. Januar.

Im Theater Metastasio sah ich gestern „Jelva die Stumme." Das Stück fiel durch, trotz des vortrefflichen Spieles der beliebten Ristori. Das drei Akte lange Gestikuliren, Gesichterschneiden und Stöhnen beleidigte den ästhetischen Sinn des Publikums, welches sich durch Lachen bei den am meisten auf Rührung angelegten Stellen hier eben so wie in dem anderen Stücke „La Pazza" (Sie ist wahnsinnig) von dem widerwärtigen Eindrucke befreite. In dem letzteren Stücke war es den Italienern ganz unerklärlich, daß ein Mensch

darüber Gewissensbisse haben, ja den Verstand verlieren kann, daß er einen Mord aus Eifersucht begangen hat.

Bei einigen Lustspielen, welche ich gesehen, fiel mir die durch den Nationalunterschied bedingte Verschiedenheit des Spieles von dem unsrigen auf. Bei den Frauen ist es die Heftigkeit äußerlicher Leidenschaft, welche sich namentlich in den Darstellungen naiver Mädchenrollen oft bis zur Unweiblichkeit steigert. Die Deklamation der Männer hat in allen pathetischen Stellen für uns etwas Kanzeltonartiges, Monotones. Dabei machen auf den Fremden gewisse Ausdrücke des Italienischen selbst in tragischen Stellen leicht eine komische Wirkung, und so oft ein Liebhaber im Schmerz sein: mi hanno ingannato! (man hat mich betrogen!) ausruft, kann ich mich des Lachens kaum enthalten, so gerecht auch der Schmerz des armen Schelmen sein mag. Das macht: die italienische Sprache ist auch im Munde des gemeinen Mannes in Rom so ziemlich die allgemeine Sprache der Bildung. Hört man nun Ausdrücke, die im gewöhnlichen Leben durchaus etwas Komisches und Aergerliches haben, auf Verhältnisse edlerer Art angewendet, so entsteht daraus bei dem Hörer eine widersprechende Empfindung. So ist ingannare in Rom und Italien das dritte Wort, denn die Nation hat an schlauem Betruge eine Lust, und sucht nicht blos Fremde, sondern auch sich unter einander gern bei jeder Gelegenheit über's Ohr zu hauen. Dadurch wird es dem Fremden unmöglich, dem Worte in einer anderen Sphäre jenen Beigeschmack abzustreifen, und die Wirkung wird so nothwendig eine komische.

Nicht minder komisch war es aber auch für uns Deutsche, als das Orchester zur Bezeichnung russischer Nationalweisen deutsche Walzer aufspielte. Aber hat doch der französische

Verfasser sich dasselbe Manöver mit deutschen Worten erlaubt, die er seinem französischen Publikum für russische verkauft!

Auch das Puppentheater im Palaste Fiano besuchten wir neulich, und ergötzten uns gründlich an Polichinell's gutem Humor und an dem Schlußballete, welches die kostbarste Satire auf das moderne Balletunwesen lieferte. Die tollen Verrenkungen menschlicher Springerei hier mittelst Drath und Bindfaden auf ihrem eigenen Felde überwunden zu sehen, gab einen komischen Hochgenuß, dem wir uns in zahlreicher Gesellschaft von Künstlern mit ausbündigem Jubel überließen.

Das römische Karneval von 1846.

I.

Die Juden auf dem Kapitol.

Rom, den 14. Februar.

In seiner berühmten Schilderung des römischen Karnevals hat Goethe gleich zu Anfang eine Feierlichkeit mit Stillschweigen übergangen, die doch für Rom und römische Zustände zu charakteristisch ist, um bei der Darstellung einer solchen bedeutenden Lebensäußerung, wie das römische Karneval, unbeachtet gelassen zu werden.

Es ist dies das Erscheinen der Deputation der unglücklichen Bewohner des römischen Ghetto auf dem Kapitol im Palaste der Konservatoren, um vom Senate und Volke von

Rom die Erlaubniß ferneren Aufenthaltes in der Stadt für sich und ihre Glaubensgenossen unter Darbringung eines Tributes zu erflehen. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Goethe trotz seiner ruhigen Objektivität weder sich noch Anderen den heiteren Einklang der Festlust in seiner Schilderung durch Aufnahme eines Zuges stören wollte, der wie ein schneidender Mißton in den Anfang derselben hineinschrillt. Denn, daß die Ceremonie selbst auch zu seiner Zeit und zwar in noch verstärkterem Grade der Demüthigung für das Volk des alten Testamentes stattfand, ist außer allem Zweifel.

Ich hatte so viel von der Sache reden hören, daß ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, was von allen den mannigfaltigen Erzählungen, in denen mir ältere und neuere Zeiten und Sitten wunderlich in einander gemengt erschienen, denn eigentlich noch wahr sei. Manche Personen meiner Bekanntschaft, die ihr halbes Leben in Rom zugebracht hatten, wußten nur zu sagen, was sie darüber von Anderen gehört hatten. Einige stellten gar die Sache selbst, als nicht mehr vorhanden, in Abrede. Man muß Rom kennen, um solche Behauptungen zu begreifen. Denn in Rom ist und wird Alles fabelhaft, dämmerig ungewiß, namentlich für den Fremden, und genau genommen ist an keinem Orte bei Aufnahme der mündlichen Ueberlieferung, selbst von wahrheitsliebenden Personen, größere Vorsicht nöthig als hier, wo man eigentlich nur das von Sitten, Gewohnheiten, Vergnügen, Gebräuchen, Einrichtungen u. s. w. glauben darf, von dessen Dasein und Art und Weise man sich mit eigenen Augen überzeugt hat.

So schritt ich denn etwa anderthalb Stunden nach Mezzo giorno gestern in Begleitung einiger befreundeter Römer dem

Kapitole zu, wo jenes Schattenspiel uralter Barbarei aufgeführt werden sollte. Der heiterste, sonnigste Himmel eines italischen Frühlingstages blaute herab auf die Stadt, in welcher die noch geschlossene Blumenknospe der Festlust des Karnevals ihrem duftigen Aufspringen schon entgegenzitterte. Es schien, als rollten selbst die Wagen noch rascher und lustiger wie gewöhnlich vom spanischen Platze die Via Condotti hinab durch die Straßen, Fremde und Heimische zu den gemietheten Balkonen am Korso zu führen. Am Hügel des Kapitols, zu dem ich vom Trajansforum aus hinaufstieg, begegneten wir in einer der engen Winkelgassen den ersten Masken; Eminenten der ächtesten Art, Hauptbursche von der Lungara in Trastevere. Zwei spielten die Mandoline und Zither, ein Dritter sang und schlug das Tamburin. Sie standen vor einem Hause, umringt von neugieriger Jugend, und brachten ein Ständchen am hellen Tage. Ein wunderbares Gefühl ergriff mich bei diesem Anblicke, so unscheinbar er war. Das mir so vertraut und heimathlich gewordene Rom ward wie mit einem Zauberschlage mir wieder in's Ferne, Fremde gerückt. Und gerade das erste Aufblühen der Karnevalsromantik in dieser düsteren, ärmlich verfallenen, spelunkenhaften Umgebung vermehrte nur noch seinen Reiz, und verstärkte seinen Eindruck auf das Herz.

Oben auf dem Platze des Kapitols, vor dem Palaste der Konservatoren, wimmelte es schon bunt durcheinander von Wachen und Garden, bunten Livereien, glänzenden Equipagen und einem Zudrange Neugieriger, welche theils das Erscheinen der Konservatoren und ihre Abfahrt zum Korso in den reichen, goldenen Staatskarossen anschauen, theils das Erscheinen der Judendeputation abwarten wollten. Durch eine Hinterthür im Hofe des Konservatorenpalastes, da wo die Trümmer der

Kolossen und die Statuen der Barbarenkönige mit den abgehauenen Händen stehen, gelangte ich, von Signora Lucia und ihrem Vetter begleitet, in den großen, zu der bevorstehenden Feierlichkeit festlich ausgeschmückten Saal, wo uns durch die Güte eines Freundes Plätze der ersten Sitzreihe aufbewahrt worden waren, um das Schauspiel, welches sich uns darbieten sollte, in seinem ganzen Umfange zu genießen. Vorsäle und Thüren des Hauptsaales waren besetzt mit der Dienerschaft des Senates, die Getreuen des Senates (i fedeli del Senato) genannt, und mit der Guardia Senatoria, den sogenannten Capottori. Die letzteren sind alle römische Bürger, und nahmen sich in ihren rothen, gelb besetzten Offiziersuniformen, Federhüten, mit reichen, silbergestickten Bandelieren und silbernen Epauletten recht stattlich aus. Die Fedeli dagegen in ihren mittelalterlichen, roth und gelbgestreiften Livereien hatten durchaus etwas Kunstreiterartiges.

Der Saal war gefüllt mit Neugierigen, unter denen die meisten Römer und Römerinnen; auch Kinder fehlten nicht. Endlich verkündete Trommelwirbel und Pfeifenklang vom Platze unten die Ankunft der Konservatoren, und bald traten sie durch eine Seitenthür ein, vier an der Zahl, hohe, stattliche Männer, aus alten römischen Familien, die jetzt dieses Ehrenamt bekleiden, alle in der stattlichen Amtstracht, in langen, gelb und weißen Mänteln (veste senatoria). Sie nahmen Platz auf den großen vergoldeten, rothsammetnen Armsesseln, welche auf einer um mehrere Stufen erhöhten Estrade standen; ihnen zur Seite der Fiskal in schwarzer Amtstracht.

Jetzt erschienen auf ein gegebenes Zeichen aus einem Seitenzimmer die dort harrenden drei Abgesandten der römischen Juden, ein Rabbine und zwei Unterbediente, schwarz ge-

kleidet, in seidenen Unterkleidern, mit seidenen, hinten herabfallenden Mäntelchen, wie die der römischen Abbaten. Sie nahmen unter tiefen Verbeugungen ihre Stellung an den Stufen der Estrade ein, der Sprecher (der Rabbi) in der Mitte, ihm zur Seite links derjenige von seinen Begleitern, welcher in der Hand einen großen Blumenstrauß nebst einem in demselben befindlichen Zettel trug.

Nach wiederholter tiefer Verneigung nahm der Rabbine auf den gewährenden Wink des einen der Konservatoren das Wort. In formulirter Rede, mit den vorgeschriebenen und hergebrachten Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit, erbat er von der hohen Gnade des römischen Volkes und Senates für sein „armes, allerdemüthigstes Volk der allergetreuesten Ebräer der Stadt Rom" die Gewährung fernerer Duldung und ferneren großmüthigen Schutzes auch für das nächste Jahr. Zugleich verband er damit die erneuten Gelübde des unterthänigsten Gehorsams gegen alle und jede Verordnungen und Gesetze des Staates, und die ausführlichsten Segenswünsche für das Haupt der römisch-katholischen Christenheit, für die heilige Kirche, für Staat und Stadt, Senat und Volk von Rom, und bat zum Schlusse um die Gnade, den Tribut seines Volkes mit jenem Blumenstrauße überreichen zu dürfen.

In ähnlicher, hergebracht-formulirter Weise lautete nun die Antwort des ältesten der Konservatoren, Conte Cardelli, welcher jetzt das Wort nahm, und den Bittenden, unter nochmaliger Aufzählung aller Bedingungen, bei welchen die prompte und willige Zahlung aller Steuern und Tribute nicht vergessen war, den Schutz und die Duldung für das folgende Jahr zusagte.

Es war mir interessant, den Ausdruck der Handelnden beobachtend zu vergleichen. Der jüdische Rabbi sprach fest, sicher, obschon ohne lebhafte Betonung, wie einer, der gewaltsam eine Bewegung seines Inneren niederkämpft. Das Herz bebte ihm in der Brust vor Empörung über die ungeheuere Schmach, aber sein Gesicht und der Ton seiner Sprache verriethen dieselbe durch kein Zucken, durch kein Schwanken. Er sprach seine ganze Rede mit geschlossenen Augen, die er nicht einmal aufschlug, zu Ende.

Der Entgegnende sprach', als sei er verlegen, stockte hie und da unsicher, und schloß ohne jenes übermüthige: Andate! (Fort mit Euch!), welches noch vor wenig Jahren, sobald es den Lippen des Konservators entflohen war, von allen Seiten des Saales aus dem Munde der Menge wiedertönte, und die Armen in die Finsterniß ihres Ghetto zurückverwies. Aber selbst dies Andate! war schon eine Milderung. Es ersetzte den Fußtritt, mit welchem sonst der christliche Redner, als Bekenner des neuen Testamentes der Liebe, den Bekenner des alten Testamentes, welcher sich vor ihm zur Erde beugte, entließ. Diese Brutalität wenigstens hat der Geist der Humanität verschwinden machen. Aber dennoch, welch eine Schmach bleibt dieser ganze Auftritt! Bei diesem Anblicke der albernen, kindischen und muthwilligen Demüthigung eines wehrlosen Unterdrückten, bei diesem Schattenspiele uralter Barbarei, das zur Befriedigung der jämmerlichen Eitelkeit des Senatus populusque Romanus von heute sorgfältig erneuert wird, erneuert inmitten der Hauptstadt des weltbeherrschenden Christenthums, unter den Augen und mit Genehmigung der Kirche Christi und ihres sichtbaren Oberhauptes, habe ich ein brennendes Gefühl der Scham empfunden, mich in den Reihen derer zu sehen, die

als Christen, und eben weil sie Christen sind, die Religion dessen entehren, der seinen Bekennern das Gesetz gab: Liebet selbst Eure Feinde!

Ueberall in allen civilisirten Ländern des christlichen Europas sind wenigstens diese äußersten Spitzen der alten Marterwerkzeuge, welche das Christenthum nun bald anderthalbtausend Jahre lang gegen seine Mutter, das Judenthum, in Anwendung gebracht hat, abgebrochen worden. Nur Rom allein genießt das Vorrecht, dieselben in der noch irgend möglichen Schärfe zu erhalten. Wie die Vorfahren dieses Senatus populusque Romanus von heute nie die Großmuth gekannt haben, wie sie ihre tapferen, kriegerischen Gegner überwunden und gefangen sich zur Augenlust mit den wilden Thieren kämpfen, oder die Schwerter im grimmen Brudermorde einen auf das Herz des anderen zücken, Sohn gegen Vater, Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder kämpfen ließen, wie sie die gefangenen Könige und Feldherren im Purpurgewande erst durch die Triumphstraße schleppten, ehe sie die tausendfach geistig Gemordeten in den Gewölben des Kerkers erwürgten, so haben auch diese ihre letzten Nachkommen an den unglücklichen Juden wenigstens ein Schattenbild solcher Hochgenüsse sich vorbehalten. Freilich giebt es jetzt keine deutschen Kaiser mehr, denen man den Fuß auf den Nacken setzen, keine Ketzer mehr, die man „zur Ehre Gottes" auf dem Scheiterhaufen als Feuerwerk verbrauchen kann; und so muß auch hierfür das Volk des Ghetto zu Rom einen leider dürftigen Ersatz gewähren. Ist es doch schon Humanität genug, daß man seine abgesendeten Geistlichen, nachdem man sie gezwungen hat, den Segen ihres Gottes auf die heilige Kirche Christi und deren sichtbares Oberhaupt herabzuflehen, nicht mehr wie früher

mit einem Fußtritte entläßt! Ja noch mehr: ist man jetzt nicht christlich genug, sich blos damit zu begnügen, daß man die Juden die Preise des Pferderennens, mit welchem jeder Karnevalstag geschlossen wird, bezahlen läßt, während in früheren Zeiten, wie mir der feine, liebenswürdige Monsignore Lippi erzählte, statt der jetzt zu Tode gehetzten barberi, die Juden selbst aus ihrer Mitte die wettrennenden Menschen stellen mußten?

Nun aber, Ihr Juden selbst, Ihr Rothschilde, Ihr geadelten, baronisirten, mit christlichen Ritterorden geschmückten Bankfürsten und Millionairs, warum duldet Ihr diese Verhöhnungs-Schmach, diese jährlich erneuerte Beschimpfung Eurer Glaubensgenossen! Warum knüpft Ihr nicht an das nächste Anleihealmosen, womit Ihr dem Statthalter Christi unter die Arme greift, als Bedingniß die Aufhebung dieser Entwürdigung Eueres Stammes und Geschlechtes, auf welches Ihr doch, und mit Recht, als auf das älteste Adelsgeschlecht der Menschheit so stolz seid? Ihr könnt die Makkabäer Eueres Volkes sein, ohne ein Schwert zu ziehen, bloß durch die Skala Euerer Prozente. Ich habe das Meinige gethan, thut Ihr das Eurige!

Rom, im Februar 1846.

II.

Wer das römische Karneval von heute mit der Goethe'schen Beschreibung des Karnevals zu Rom vergleicht, der wird sich gestehen müssen, daß jene Musterschilderung, ihrer hohen Vortrefflichkeit unbeschadet, doch dem Titel, den sie führt, nicht

mehr entspricht. Wer sich, ohne selbst Rom und sein originellstes Fest gesehen zu haben, jetzt noch nach Goethe's Beschreibung eine Vorstellung von dem letzteren bilden wollte, würde ein in vielen Hauptzügen mangelhaftes, in anderen falsches Bild erhalten, und sich, wenn er in den Fall käme, sein Bild mit dem gegenwärtigen Originale zu vergleichen, in mehr als einer Beziehung sehr getäuscht finden.

Die Ursache liegt nicht in der Beschreibung selbst, sondern, wie schon bemerkt, in dem Titel, den sie führt. Nicht „das römische Karneval" schlechtweg, sondern „das römische Karneval im Jahre 1788" sollte sie heißen. Zwischen 1788 und 1846 liegt ein Zeitraum von achtundfünfzig Jahren, lang genug, um selbst in der allerstabilsten Stadt der Welt wesentliche Veränderungen ihrer Lebensäußerungen erklärlich zu machen, auch wenn man nicht in Rechnung bringen wollte, daß diese achtundfünfzig Jahre die französische Revolution und Napoleon umschließen.

Unter den Bedenklichkeiten, welche Goethe selbst zu Anfange seiner Schilderung gegen die Möglichkeit eines solchen Unternehmens aufstellt, findet sich auch das Geständniß: daß das römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Male sehe, und nur sehen wolle und könne, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze noch das Gemüth befriedige.

An dieses Geständniß läßt sich am bequemsten das unserige anknüpfen, aber freilich nur in der Art, daß wir jenes geradezu auf den Kopf stellen. Ich selbst befand mich dem römischen Karneval von heute gegenüber in dem von Goethe bezeichneten Falle, und mein Geständniß lautet, daß von aller Festlust, welche ich je gesehen, nichts mir einen vollständiger in sich ab-

geschlossenen und zugleich erfreulicheren Eindruck gemacht, nichts das Auge märchenhafter entzückt und das Gemüth wunderbarer befriedigt hat, als das Karneval von 1846. Und mit diesem Geständnisse stehe ich nicht etwa allein. Es ist auch dasjenige aller meiner römischen Lebensgenossen.

Allein, wie gesagt, dieser Widerspruch ist keineswegs die Folge einer verschiedenen Auffassung ein und derselben Sache, sondern die Sache selbst, welcher beide Geständnisse gelten, ist jetzt eine andere als zu Goethe's Zeit. Und zwar ist diese Veränderung, wie die des Volkes selbst, wesentlich eine vortheilhafte zu nennen. Das römische Volk und seine Festlust sind feiner, liebenswürdiger und gebildeter geworden, als beide vor sechszig bis siebzig Jahre sich darstellten. Goethe ist nirgends auf das römische Karneval gut zu sprechen. Es ist ihm überall eine unerträgliche Seccatur; und so sehr er sich auch in seiner Beschreibung bemüht, die Lichtseiten der Sache herauszustellen, so fühlt man es doch in derselben überall durch, daß der Geist einer bis zur Rohheit übermüthigen, meist gemüth- und sinnlosen, nirgends aber poetischen Ausgelassenheit in dem Karneval von damals der vorherrschende war. Und das begreift sich auch bei dem damaligen sittlichen Zustande des Volkes in Rom vollkommen. Winckelmann, der doch sonst gewiß nichts auf Italien und sein geliebtes Rom kommen läßt, gesteht doch zuweilen, daß ihm die polizeilose Ausgelassenheit und Wildheit des Volkes in Rom fast den Kopf verrücke. In den ersten Jahren konnte er vor dem nächtlichen Spektakel fast nie Schlaf finden. „Unter Sachen, die mir in Rom abgehen," schreibt er einmal an seinen geliebten Freund Berendis, „ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Im-

punité, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit aller Polizei, währt das Schreien, Schießen, Schwärmerwerfen und Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Der Pöbel ist ungezähmt, und der Gouverneur ist müde geworden, verweisen und hängen zu lassen. Wenn ich schlafen will," setzt er in komischer Verzweiflung hinzu, „ist es nöthig, mich beinahe zu besaufen;" findet aber doch, „daß dieses Mittel in der unerträglichen Hitze nicht das beste sei." Und diese Schilderung Winckelmann's galt nicht nur etwa für die belebtesten Stadttheile des damaligen Roms, sondern auch von den entlegeneren Gegenden, in denen es, wie er sagt, nur wenig stiller zuging. Auch Goethe klagt hier und da über nächtliche Ausgelassenheit ähnlicher Art. Ganz besonders charakteristisch aber ist wohl der Umstand, daß Winckelmann in keinem seiner Briefe aus den ersten Jahren seines römischen Aufenthaltes das Karneval auch nur mit einem Worte erwähnt, da er doch sonst so gern und ausführlich über dergleichen Fremdartigkeiten nach Hause berichtet.

Von alle dem ist aber in dem heutigen Rom auch keine Spur mehr zu finden. Ja, ich behaupte, daß Rom verhältnißmäßig unter allen großen Städten die stillste und ruhigste in Europa ist. Nicht nur an ruhigeren Plätzen, wie Piazza Barberini und Piazza di Poli bei der Fontana Trevi, an welchen beiden ich während eines Jahres wohnte, sondern auch in den allerbelebtesten Stadttheilen, auf dem spanischen Platze, in der Via Condotti und in dem unendlich langen, Tages von Menschen wimmelnden Korso ist es Abends nach zehn Uhr so still, wie in einer kleinen deutschen Residenz. Von gröblicher Ausgelassenheit, wildem Geschrei und sonstigem wüsten, nachtschwärmerischen Wesen aber habe ich in Rom zu keiner Stunde

und an keinem Orte etwas der Rede werthes vernommen, und in dieser Hinsicht jedenfalls möchte Rom, dessen größter Reiz doch immer noch in der liebenswürdigen Polizeilosigkeit in unzähligen kleinen und großen Dingen besteht, die am meisten mit Polizei gesegneten Städte Deutschlands übertreffen.

Aber die römische Polizei hat es auch nicht allein gethan; das römische Volk selbst ist ein anderes geworden. Es ist freilich, gegen uns gehalten, noch immer unendlich viel Naturwuchs darin, aber mit seinen Vätern und Großvätern von 1788 verglichen, ist es fast völlig civilisirt und polizirt zu nennen. Ich glaube nicht, daß die italienischen Gelehrten von heute eben gelehrter sind als die damaligen, oder daß sich die Kunst von heute über die Kunst jener Zeit gehoben hat. Vielleicht ist das Gegentheil eher anzunehmen. Ich glaube auch nicht, daß jetzt für Schulen, für Volksbildung und Erziehung von Seiten der Inhaber und Besitzer des Landes und der es bewohnenden Seelen mehr als damals geschieht, und dennoch behaupte ich, daß der Italiener, der Römer von heute, im Durchschnitt genommen, gebildeter, ernster, selbstbewußter und vor allen Dingen in seinen Lebensformen feiner und kultivirter geworden ist, und daß er einen großen Theil der Naturrohheit, mit welcher sein Wesen, wie aller Naturwuchs, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts behaftet war, von sich abgestreift hat. Diese Veränderung zum Besseren mußte auch einer Hauptlebensäußerung des Volkes, wie das Karneval, vielfach zu Gute kommen. Und so ist es auch wirklich geschehen. Man kann sagen, daß Goethe's Beschreibung alles Aeußerliche, gleichsam das Gerippe und Gerüst des Ganzen, vollständig enthält, und in unübertrefflicher Klarheit sowohl alle Grundbedingungen der Existenz eines solchen Festes überhaupt, wie

auch alles Schematische der einzelnen Erscheinungen zu Tage stellt. Den Geist aber, der das Ganze belebt, den Zauberduft der Poesie, der die innerste Seele dieser wunderbaren Festlust bildet, konnte er nicht schildern, weil sie nicht oder doch nicht in dem Maaße, wie heute, vorhanden waren.

Die Charakteristik des Ganzen bei Goethe drängt sich in den Satz zusammen: das römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern welches sich das Volk selbst giebt. Sähe und schriebe er heute, er würde vielleicht vervollständigend hinzusetzen: das römische Karneval ist mehr als ein Fest, es ist ein Kunstwerk, das ein ganzes Volk improvisirt und bei dem es Künstler und Kritiker, Akteur und Zuschauer in einer Person vorstellt; ein Kunstwerk, welches den angeborenen künstlerischen Schönheitssinn des wunderbar von der Natur begabten Volkes wie keine andere Lebenserscheinung herausstellt.

Denn von dem Anstande, der ordnungsvollen und selbstbewußten Haltung, von der Urbanität, Feinheit und Grazie, kurz von der diesen Südländern eigenthümlichen Gentilezza kann man nur im Karneval einen genügenden Begriff erhalten, weil in demselben jene Eigenschaften sich zu ihrer höchsten Blüthe entfalten. Das Unschöne und Rohe, das Gemeine und Tölpelhafte, Trunkenheit, Rauf- und Händelsucht und was sonst sich wohl von Bestialität bei Gelegenheit großer Volksvergnügen bei uns im Norden störend und beleidigend einzustellen pflegt, muß hier eben nur dazu dienen, den Reiz des Festes zu erhöhen. Denn in der Wirklichkeit völlig ausgeschlossen und verbannt, erscheinen diese wüsten Elemente hier als Kunstdarstellungen. Masken sind es, die das Walten derselben mit komischer Virtuosität zu allgemeiner Erlustigung darstellen.

Man fühlt sich dabei unmittelbar an die Alten erinnert, welche gleichfalls, um in ihrer plastischen Kunst die Bestialität und Trunkenheit darzustellen, nicht das Ebenbild der Göttlichkeit selbst herabwürdigten, sondern zu jenem Behufe die komischen Spottgeburten ihrer Faune und Satyrn mit gutem Humor erschufen. Dennoch aber sind in dem römischen Karneval von heute die Masken überhaupt nicht etwa mehr die Hauptsache, wie das ohne allen Zweifel zu Goethe's Zeit, nach seiner Schilderung zu urtheilen, der Fall gewesen sein muß. Auch hierin liegt ein großer und wesentlicher Unterschied des Sonst von dem Heute. Die Masken und ihr Treiben und Behaben sind vielmehr jetzt nur Nebensache, gleichsam die heitere, überlieferte Staffage des großen Bildes, einzelne Blumen und Blüthen, welche der Frühling der lustigen Narrheit an's Licht treibt. Die Hauptsache aber sind die wirklichen Blumen, die Kinder des Frühlings der Natur, welche in diesem glückseligen Lande schon um diese Zeit aus ihrem leisen Winterschlummer völlig wieder zum fröhlichen Leben erwacht sind. Das römische Karneval ist ein großes Blumen- und Frühlingsfest geworden, in welchem der Südländer auf die anmuthsvollste Weise das Erwachen der Natur, den Beginn der Primavera feiert. —

III.

Das Karneval ist ein Fest, in welchem alle Welt die Blumensprache spricht und in derselben Alles das laut und öffentlich zu sagen sich erlaubt und erlauben darf, was sonst

nur im engsten Geheim Mund zu Mund sich auszusprechen erkühnt.

Beide Geschlechter erlauben sich in diesen Tagen der Festfreude des Frühlings laut an den Tag zu legen, was jedes beim Anblick der Schönheit, Grazie und Anmuth am Anderen empfindet. Wenn das ganze Jahr hindurch einen für Schönheit so empfänglichen, so viel im Freien und Oeffentlichen sich bewegenden Volke die Gesetze des Anstandes und der Sitte strenge Zurückhaltung der Empfindung oder doch ihrer Aeußerung auferlegen, so darf heute Jeder durch Blumen- und Zeichensprache aller Art laut und öffentlich vor aller Welt bekennen, was er beim Anblick eines schönen Mädchens, einer reizenden Frau empfindet, und jedes Mädchen und jede Frau darf sich gegen diejenigen Personen des anderen Geschlechtes, welche ihr gefallen, ohne Anstoß zu geben, das Gleiche erlauben. Und hier ist es gleichviel, ob Bekannt oder Unbekannt, Einheimisch oder Wildfremd, Vornehm oder Niedrig, Hoch oder Gering: alle diese Unterschiede sind ausgeglichen und überwunden für die kurze Frist des schönsten Festes. Der Eminente von der Lungara und die Prinzipessa und Duchessa vom Korso; die auf ihre römische Bürgerschaft so stolzen Cittadini von Rom und die herbeigeströmten Provinzialen, — Alles steht heute auf gleichem Boden, fühlt sich frei in demselben Elemente reiner Menschlichkeit, in welchem die Neigung und Liebe das Vorherrschende ist, und ihre Widersacherinnen, Abneigung und Feindschaft, nur als harmlose Neckerei mit den unschuldigen Konfettiwaffen auftreten dürfen. Was sonst im Leben als unschicklich verboten ist, sich zu sagen und zu zeigen, daß man sich lieb hat, daß man sich schön und liebenswürdig findet, das ist in dieser glückselig heiteren, ver-

kehrten Welt erlaubt, ja Pflicht; und was in der wirklichen Welt, und namentlich in ihren auserwähltesten Kreisen, zum besten Tone gehört, sich das zweischneidige Stilett des Hasses und der Feindschaft in den Rücken zu bohren, und das ätzende Gift der Bosheit und Tücke, der Verleumdung und Medisance lächelnd auf einander zu spritzen: das allein ist hier für die Dauer von acht kurzen Tagen als Verbrechen verpönt, und der einzige Ersatz dafür, das Konfettiwerfen, wird sorgfältig überwacht und bei jeder Uebertreibung sofort von dem allgemeinen Geiste der heiteren, liebevollen Duldung auch des Unangenehmen und Widerwärtigen, in seine Schranken zurückgerufen.

Denn, — und dies ist ein zweiter wesentlicher Zug des veränderten Charakters am römischen Karnevale, — auch das Werfen und die oft sehr in's Rohe ausartenden Kämpfe der Konfettischleuderer sind in dem heutigen römischen Karnevale durchaus in den Hintergrund getreten. Die Würfe mit diesen Gypskügelchen dienen jetzt, der Regel nach, nur noch dazu, von Balkonen und Fenstern herab die unten zu Fuß oder zu Wagen auf der Straße vorbeipassirenden Bekannten und Freunde, oder auch Fremde und Unbekannte, denen man irgend etwas Anderes zuzuwerfen, ihnen irgend eine Aufmerksamkeit, einen Gruß, eine Schelmerei, eine Ueberraschung zu bereiten beabsichtigt, auf das, was folgen soll, aufmerksam zu machen. Oder auch man bedient sich derselben, um Unaufmerksame, Nichtachtende, Indolente und Theilnahmlose scherzhaft zu bestrafen. Dagegen die Hauptgaben, welche man einander grüßend und schenkend zuwirft, bestehen neben Blumen und Sträußen, Kränzen und Kronen aller Art in wirklichen Konfetti's mit scherzhaften, mehr oder minder sinnvollen Devisen,

in kleinen Arbeiten und Zierlichkeiten, Nippeständeleien und tausend anderen artigen Allerliebstheiten, oder auch in den großen, goldglühenden Kindern des Orangenbaumes, die hier so recht ihre Bestimmung, Aepfel der Schönheit zu sein, erfüllen. Denn immer ist es eine besondere Auszeichnung, wenn man eine Orange zugeworfen erhält, so wie es für eine Auszeichnung gilt, von Zeit zu Zeit gemachte Blumen statt wirklicher zu schenken. Die Römer selbst enthalten sich des alten Konfettiwerfens, von dessen Gewaltsamkeiten Goethe so viel Verdrießliches erzählt, fast völlig. Wie sie nirgend knickern und knausern, wo es Genuß und feine Sitte gilt, so sind auch ihre Grüße im Karneval immer dadurch ausgezeichnet, daß sie nur feine, zierliche und erlesene Sachen: frische Blumen, feine Konfetti u. s. w. zuwerfen. Und wo das alte Konfettischleudern noch von einem Balkone, einem Fenster oder von einem Wagen herab mit geistloser Ungezogenheit geübt wird, da kann man sicher sein, daß Forestieri, und namentlich die blonden Kinder Albions die Akteure sind, welche hier den ihnen von den Bewohnern des Mittelreiches der Intelligenz gegebenen Namen der rothaarigen Barbaren zu verdienen erfolgreich beflissen sind. Doch davon weiterhin Näheres.

Das diesjährige römische Karneval begann am vierzehnten Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstag den vierundzwanzigsten desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, so wie der Freitag unterbrachen die Festlust, und gaben sehr wünschenswerthe Ruhepunkte, deren es für Menschen von minder starken Nerven, als die Römer sie haben, denn doch allerdings bedarf, um den Andrang und das Gewoge dieser jauchzenden Erregtheit auszuhalten.

Das Wetter konnte für höchst günstig gelten, und entsprach so ganz diesem unvergleichlichen römischen Winter, den ich zu dem Glücklichsten rechne, was mir in Italien begegnen konnte. Seit langen Jahren kann man sich hier keines ähnlich schönen, milden Winters entsinnen, der, wenige kurze Tage ausgenommen, uns Nordländern auch keine Spur von unseren heimischen Winterlichkeiten zeigte, sondern uns vielmehr fast durchgehends unsere schönsten deutschen Frühlings-, Spätsommer- oder Herbsttage während derjenigen Monate zu genießen gab, in welchen wir daheim, von Eis und Schnee umgeben, kein anderes Grün und selbst keine andere Erde als die in unseren Blumentöpfen zu sehen bekommen. Allein, wie gesagt, solch ein Winter ist auch in Rom jetzt Ausnahme. Die beiden letzten waren sehr schlecht, und in den Monaten Oktober 1844 bis April 1845 regnete es in Rom so ununterbrochen, daß alle Fremden in Verzweiflung geriethen, und manche wirklich auswanderten.

Mit welchem Entzücken begrüßte Alles am Sonnabend den blauen, sonnig goldenen Himmel, der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte! Dem frühlingsathmenden Glücke, mit dem die sommerlinden Lüfte mir wie leise Wellen an das Herz schlugen, als ich vom Kapitol die breite Cordonata hinabstieg, war nicht zu widerstehen. Ich vergaß das bittere Gefühl der Empörung, welches der Anblick schmählicher Demüthigung eines unterdrückten und verhöhnten Volkes dort oben beim Empfange der Judendeputation in mir erweckt hatte. Ich vergaß auch das Mitleiden, welches ich dabei mit diesen traurigen Repräsen-

tanten des alten Imperium Romanum empfunden hatte, die hier das Schauspiel jenes altrömischen Uebermuthes, der die Könige und Fürsten aller Völker der Welt vor sich knieen ließ, mit diesem kläglichen Schattenspiele aus seinem Grabe hervorriefen. Das Ganze gestaltete sich in meinem Kopfe vielmehr selbst zu einer lustigen Karnevalsposse. Dieser Senat des römischen Volkes mit den armen, ihm huldigenden Abgesandten des Ghetto kamen mir im Vergleich zu dem Sonst vor wie ein alter, von ungeheuerem Reichthume auf ein Nichts herabgekommener Seigneur, in der Art und Weise von Immermann's Baron von Münchhausen, der nun, da er keine Parforcehirschjagden und Sauhetzen mit Jägern und Piqueuren, Hörnerklang und Hundegebell in den längst verkauften Wäldern mehr veranstalten kann, allein in seinem verfallenen Burgsaale einen zahmen Hasen von seinem Podagrarollstuhle aus umherhetzt, während der einzige, ihn auf dem letzteren herumrollende Diener Peitschenknall und Hörnerklang, Hussaruf und Hundegebell abwechselnd nachahmt. Damit stand es sehr gut in Einklang, daß mir Signora Lucia das alte stolze S. P. Q. R an den Wänden des Saales unter den Sitzen dieser Senatoren des heutigen Roms, auf meine Anfrage, was die Buchstaben bedeuteten, durch ein scherzhaftes: Senato povero quereloso rovinato! erklärte.

Durch die kleine Straße der Ripresa dei barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo auslaufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palaste Venezia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr sein, und schon war die ungeheuere Straße ungewöhnlich mit Menschen gefüllt, und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen

Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders rothen Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmuckes setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmälig füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putze. Die Forestieri eilen ihre Plätze einzunehmen, welche schon lange vorher zu hohen Preisen gemiethet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzu sehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Theilnehmer und Mitspieler bei dem bunten Faschingsdrama macht.

Nun denken wir freilich bei dem Worte Karneval sogleich und zuerst an vorbereitende Comités, Festpräsidenten, Festordner, Sitzungen, Berathungen, Programme, einstudirte Reden, vorbereitete Aufzüge, fein zugespitzte Satiren und Anspielungen, und an tausend andere langweilige deutsche Schwerfälligkeiten und Pedantereien. Nichts aber von alle dem ist hier zu finden, nichts was wir unter diesem Namen in der Vorstellung haben, ist mit dem Charakter des römischen Karnevals irgendwie zu vergleichen. Alles ist leicht, luftig, arabeskenhaft, wie ein Tempelbau aus zierlich in einander geschlungenen Blumengewinden aufgerichtet. Das römische Karneval ist unter den Volksfesten, was Shakespeare's Sommernachtstraum in der dramatischen Poesie. Oder es ist wie ein Epos, welches der

dichtende Volksgeist erzeugt und immer fortbildend und umgestaltend bewahrt.

IV.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskarossen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der Erstgenannte, jetzt der Fürst Korsini, in den Korso einziehend so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, im unscheinbaren Bußgewande in die einsamen Räume dieser, zum Tempel geweihten, größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche aus dem neuen christlichen Rom, über das stille Forum hin, wie das Geräusch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieser Gegensatz, welcher sich an jedem der acht Karnevalstage wiederholte, giebt ein recht schlagendes Bild von dem Kontraste der beiden Weltanschauungen, welche der Katholizismus scheinbar versöhnt in sich birgt. Die Fürstin und ihre frommen Mitschwestern betreten nie den Korso zur Karnevalszeit. Aber sie verdammen auch nicht die Lust, welche auf ihm einherwogt, wie so manche protestantische Eiferer, welche die Schaale ihres

Zornes von den Kanzeln herab sonntäglich auf die Häupter aller Weltkinder ausleeren. Sie bestreben sich vielmehr nur, mit eigener Entsagung und frommen Gebeten, für die Seelen jener den Genuß der Weltlust möglichst unschädlich zu machen. Ich kann nicht leugnen, daß mir ihre Weise in jedem Sinne als die würdigere erscheint.

Wenn durch diese und ähnliche Veranstaltungen, zu denen denn auch die spätere lange Buß- und Trauerzeit der Quaresima gehört, dem Religiösen zu genügen versucht wird *), so vergißt auf der anderen Seite auch der Staat nicht, Vorkehrungen zu treffen, um jede Wiederholung ähnlicher Ereignisse, wie sie das Karneval vom Jahre 1831 mit sich führte, unmöglich zu machen. Mein Wirth zeigte mir neulich einen großen Kupferstich, auf dem die Scene jenes schreckhaften Abends des neunzehnten Febrajo verewigt war, an welchem das auf der Piazza Colonna zusammengeschaarte Militär unter die jungen Tollköpfe feuerte, welche mit Stilett und Pistole in Harlekins- und Pulcinellenmasken die Pariser Julirevolution am römischen Karneval aufführen zu können gemeint hatten. Die neuesten Ereignisse in der Romagna, die blutigen Aufstände vom Jahre 1845 hatten in jüngster Zeit die Besorgnisse ohnehin auf den höchsten Grad gesteigert. Man befürchtete sogar eine Zeitlang, daß die Regierung das Karneval diesmal ganz verbieten würde. Dahin kam's nun freilich nicht. Allein es waren zahlreichere Truppenmassen als sonst versammelt, und ganz imposante Streitkräfte auf der Piazza Colonna entfaltet. Zur Abwechselung war mir's doch

*) Il Carnevale santificato heißen die oben erwähnten Prozessionen der Sacconi del Kolosseo.

eine ordentliche Lust, als dieses kriegerische Wesen einmal wieder an die soldatische deutsche Heimath erinnerte, und statt des ewigen Glockengebimmels das lustige Geschmetter der Musikbanden von Porta del Popolo her durch den Korso herauf dröhnte. Man hört so häufig über das päpstliche Militair spotten. Was man hier davon sah, verdiente solchen Spott keineswegs, und die bärtigen Sappeurs, und vor allen die Reitergeschwader der Dragoner und Karabinieri, konnten sich überall sehen lassen. Uebrigens will ich hier gleich vorgreifend bemerken, daß das Militair, namentlich die den Dienst im Korso und den anstoßenden Straßen versehenden Dragoner, mit großer Geschicklichkeit, und bei aller Strenge und unerbittlichen Einhaltung der Vorschriften, namentlich für die Wagenordnung, doch ohne alles unnütze Aufheben, ihrer Aufgabe, die Ordnung zu erhalten und Unglück möglichst zu verhüten, Genüge zu thun wußten.

Ecco fiori! ecco fiori! ist jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korso überall umtönt, das Losungswort, welches der junge König Karneval während seines kurzen Regimentes ausgegeben zu haben scheint. Erst seitdem ich den römischen Karneval gesehen, verstehe ich, wie die Alten keine Festlust, keine Freude ohne Blumen genießen mochten, verstehe ich das Horazische:

Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto,
Aut flore, terrae quem ferunt solutae! *)

mit welchem die Seele des Dichters dem Wehen des milden Favonius, des lebenerweckenden Frühlinswindes entgegenjubelte!

---

*) Zu deutsch: „Jetzt geziemt's, um das glänzende Haupt sich die grüne Myrte oder die Blumen winden, die auf's neue sprießen!"

Ecco fiori! ecco fiori! Es ist, als wenn der Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in seinen Dienst genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korso haben Blumenverkäufer ihre farbenstrahlenden und duftspendenden Vorräthe aufgestellt. Der ganze spanische Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burschen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori Signor, fiori, fiori! fiori freschi! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttausende von Blumensträußen, von den gering geachteteten Feldblumen, den Primeln und Maaßliebchen an, bis zu den kostbarsten, in dunklem Purpurroth glühenden oder in marmorner Weiße strahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsrosen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebtesten sind mit Recht die süßen, duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römischen Frühlings, deren Zauberduft schon lange die Villen der römischen Großen füllt. Die Menge dieser Veilchensträuße war in der That überraschend. Ja, man begreift überhaupt kaum, wo bei der Armuth an eigentlichen Blumengärten in und um Rom diese ungeheuere Masse von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute von den nächsten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Flora, welche anmuthiger und mannigfaltiger ist, als die Touristen meinen. Diese Karnevalstage sind wahre Festtage der povera gente von Rom und der römischen Campagna, die während derselben alles schöne Unkraut ihrer Vignen, alle Blumen und Blüthen aus den wiesigen Thalgründen und den welligen Hügeln der Campagna, von den Ufern der Flüßchen und Bäche, und absonderlich die ganze Flora der Ruinen,

obenan den lieblich duftenden Goldlack des Kolosseums und der Titusthermen, wenn auch nicht in Gold, doch in gute römische Münzen, Grossi und Bajocchi verwandeln. Und zwar ist eine einmalige Ernte für die Meisten vollkommen hinreichend, ihr Verkaufsgeschäft, selbst wenn es in der ersten Stunde des Tages schon beendet sein sollte, doch während des ganzen Karnevals hindurch im vollen Gange zu erhalten, ja seinen Flor, bei nur leidlichem Glücke und einiger Geschicklichkeit, an welcher letzteren es keinem dieser zerlumpten Quiriten gebricht, obenein noch bedeutend zu steigern. Wir werden weiterhin sehen, wie dies ohne alle Zauberkünste, auf dem natürlichsten Wege von der Welt und dem ursprünglichsten und naturwüchsigsten Naturrechte gemäß geschieht.

Ein Vorrath von Veilchensträußchen ist für ein Paar Paul eingekauft, und das Café belle arti im Korso hat unsere Taschenmagazine mit süßen Konfetti's aller Art gefüllt. Wir haben bei dem Einkauf von dem betrübten Wirthe dieses, mit dem Greco rangirenden Künstlercafé's die schon oft gehörte Trauerkunde vernommen, daß der Bottega aller Bottegen, der wohlbekannte Pietro des Belle arti, mit seinen Affenpossen wohl immer für Rom und das Café belle arti verloren bleiben wird. Denn trotz aller der vielen angewendeten Scudi's ist es diesmal doch nicht möglich gewesen, das Governo zu erweichen. Pietro ist nach überstandener Engelsburg aus Rom gebracht, und angewiesen worden, seine Heimath, irgend ein Nest der Provinz, nicht mehr zu verlassen. Die Geschichte Pietro's und seiner so grimmen Verfeindung mit dem Governo von Rom ist komisch genug, so tragisch sie auch für das Café belle belle arti zu werden droht, um wohl als Zugabe zu

einem römischen Karnevalsbriefe zu dienen. Aber leider ist die Hauptpointe nicht wohl anders als mündlich mittheilbar.

Wir überließen also den Signor Cafetiere seinem gerechten Schmerze, und eilten, uns wieder in das Gewoge der heitersten Festlust zu stürzen, deren Jubel immer lauter und fröhlicher aufjauchzte.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt, und fahren, ganz in der von Goethe beschriebenen Art, die eine von Porta del Popolo langsam aufwärts dem venetianischen Palaste zu, die andere von dort zurück durch das immer stärker anschwellende Menschengewühl. Freunde und Bekannte begegnen und begrüßen sich, Sträuße und Konfetti wechselnd, und im Nu sind sie durch den unaufhaltsam fluthenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenster und Balkone einnehmen. Wenn man diese Fülle von Hunderten und Tausenden schöner Weiber und Mädchen sieht, so mag es einem armen Nordländer zu verzeihen sein, wenn ihm Kopf und Herz ein wenig schwindeln. Freilich hat aber auch nicht nur Rom selbst, sondern auch die ganze Umgegend, ja haben selbst ferne Provinzialstädte ihren Beitrag zu dieser reichen Flora italischer Schönheit geliefert. Trotz des ewigen: si guardi! si guardi! der Kutscher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern gestreift zu werden, oder gar einen noch gefährlicheren Deichselstoß zu erhalten, namentlich an dem ersten Tage, wo man in einer Art von Trunkenheit umherschwankt, und noch nicht gewohnt ist, mit dem einen Auge immer vorsorglich nach der stets nahen Gefahr hinüber zu schauen, während das andere die Fenster und Balkone, die

Sitzreihen auf den erhöhten Estraden und den Inhalt der vorüberfahrenden Wagen Revue passiren läßt.

V.

Nachdem wir uns durch ein Paarmal Auf- und Abwandern in den belebtesten Theilen des Korso bereits über die anmuthigsten und schönsten Fenster und Balkone orientirt hatten, begannen die Vorbereitungen zu den kleinen liebenswürdigen Bekanntschaften und Abenteuern, welche dem römischen Karneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußchen und Konfitüren die Aufmerksamkeit zu erregen, seine Erscheinung, sei man maskirt oder nicht maskirt, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenster dürfen dabei nicht zu hoch sein, weil sonst der Verkehr mit einander und die gegenseitigen Erklärungen durch das Zuwerfen von Karnevalsgeschenken, zu sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werden. Da man endlich solcher kleinen poetischen Liebeshändel der unschuldigsten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, ist eine andere Vorsicht die, daß die schönen Kinder, deren Dienste wir uns für das Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander sich befinden, damit keine aus der Illusion komme, sie allein sei die von uns in solcher Weise ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meist sofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne, besonders verwöhnte, stolze Schönheiten nehmen von solchen geringeren Aufmerksamkeiten keine Notiz.

Nun aber steigert man dieselben. Dem Buchsbaum, den Myrthen, blühenden Lorbeeren, den Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und kostbaren Sträußchen. Kleine Kästchen mit verzuckerten Drageen, gebrannte Mandeln, Bonbons und anderes dergleichen Naschwerk fliegt gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man sich's versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies Alles, ohne daß außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Tosen des Jubels ringsumher verschlungen werden, irgend ein Wort gesprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumensprache, wo sie mangelhaft sein sollte, zu vervollständigen. Die freie Anmuth und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede solche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der untersten Volksklassen, uns den Dank für dieselbe auszudrücken weiß, sind wahrhaft bezaubernd und unwiderstehlich. Man kann nicht aufhören, sich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieses holdselige Grazia Signor! mille grazie! aussprechen zu hören, und sich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu entzücken, mit welcher sie uns dankend die Gegengabe, sei es im Vorübergehen zureichen, oder aus Fenstern und Wagen, von Estraden und Balkonen herabwerfen. Die stolze Hoheit und das Selbstbewußtsein, welche im übrigen Leben den Grundzug

der weiblichen Erscheinung in Rom ausmachen, sind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Rosenschein auf allen Gesichtern glänzt. Das ganze südliche Wesen in seiner schönen lebensvollen Sinnlichkeit erscheint schwungvoll gehoben und poetisch verklärt in dem poetischen Elemente eines Festes, welches uns in seiner märchenhaften Schönheit wie ein Zaubertraum aus einer fremden Wunderwelt umspielt.

Schon ist der ganze Korso ein unabsehbar durch einander fluthender Menschenstrom, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichtesten wogt aber das Leben in demjenigen Theile, welcher sich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korso bis zur Piazza Colonna und noch ein wenig darüber hinaus, etwa bis zum Palast Sciarra, erstreckt.

Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchten auch wir endlich den Ruhehafen unseres Balkons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns für die ganze Dauer des Karnevals durch die Liebenswürdigkeit unserer Sorrentiner Freunde, der Familie Bourcardt, gesichert war. Schon unten bei unserem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemietheten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßte uns von oben herab ein neckender Konfettiregen von den zahlreich versammelten Freunden und Freundinnen, zur Strafe für unser verspätetes Erscheinen.

Oben angelangt, ward ich durch die Neuheit des Anblickes in noch höherem Grade überrascht. Denn hier bot sich allerdings ein Schauspiel dar, dem die lebhafteste Phantasie kaum nachzukommen vermag. Unser Balkon befand sich un-

weit San Carlo, der von der Via del Babuino einmündenden Via della Croce gegenüber, in der ersten Etage eines vierstöckigen Hauses, und gewährte den vollständigen Ueberblick links bis zum Obelisken von Piazza del Popolo hinab, rechts bis dahin, wo sich der Korso jenseits der Piazza Colonna dem venetianischen Palaste fast unabsehbar zustreckt. Nun denke man sich diese ungeheuere Festhalle, deren Gewölbdecke der sonnige Frühlingshimmel und deren Seitenwände die mit tausenden von Teppichen buntgeschmückten, himmelansteigenden Paläste bilden, durchfluthet und durchjauchzt von dem buntesten und märchenhaftesten Menschengewimmel; alle Häuser bis zu den höchsten Mansarden mit fröhlichen Menschen an Fenstern und Balkonen Kopf an Kopf gefüllt, unten tausende der lustigsten Masken im buntesten Gemisch mit einfachen Domino's, oder den auf und ab Wandernden in gewöhnlicher Kleidung. Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulcinellen beiderlei Geschlechts, rothe, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quacksalber in altmodiger Tressentracht, mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klistiersprützen schwingend, und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und springt oder windet und drängt sich, je nach Gelegenheit, unter tausend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschicke, daß man das wahre nur schwer erräth. —

Je weiter übrigens das Karneval vorrückte, desto bunter, lustiger und reicher entfaltete sich das Maskenleben. In den Pracht-Equipagen der vornehmen Welt sah man hier und da die verschiedensten Kostüme römischer Gegenden von den schönen Frauen der römischen Großen anmuthig dargestellt, wäh-

rend von den Originalen wenigstens Bewohnerinnen der nächsten Ortschaften um Rom, wie Albano, Genzano und Frascati sich eingefunden hatten, und auf den Stuhlreihen längs der Häuser sitzend, zum Vergleich herausforderten.

Sonst nimmt die vornehme Welt eigentlich wenig mehr an den Maskendarstellungen Theil. Maskirt zu Fuß im Korso erscheint keine vornehme Römerin mehr. Wenigstens hörte ich dies zum öfteren von römischen Damen aussprechen. Wollte ich dagegen dem Monsignore L., einem der feinsten Welt- und Lebemänner Roms, Glauben schenken, so wäre jene Behauptung fast umzukehren. „Es ist," meinte er, „in Rom kaum eine Dame von Welt, die nicht im Karneval einmal wenigstens ihre Tour im Korso machte, wäre es auch nur, um ungestörter das Behaben ihres Gemahls oder Liebhabers beobachten zu können. Aber sicher ist keine zu finden, die es Wort haben wird, daß sie es thut." Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß seine Behauptung die richtige ist, und bei manchen wohlverwahrten braunseidenen und violetten Domino's, die meist paarweise schnell und schweigend an uns vorüberhuschten, und um das Getreibe umher unbekümmert, irgend einem Ziele, vielleicht einem Wagen, nachfolgten, mußte ich seiner Worte gedenken, wenn ich die blitzesprühenden Augen aus der Maske hervorstrahlen sah.

VI.

Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen allein schon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn

auch den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maulthiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Campagna gerne nachgeahmt. Auch der römische Minente selbst, in der weiten blauen, am Knie engen Hose, — wie wir sie in der frisch-fromm-fröhlich-freien Turnerzeit als deutsche Gymnasiasten mit Selbstgefühl unsere Beine umbauschen sahen, — die Sammetjacke kokett nachlässig über die Schulter geworfen, kann hier seinen Doppelgänger finden. An römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der so äußerst malerischen, weltbekannten Tracht fehlt es auch nicht. Aber alle wirklichen Waffen sind auf's Strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Stiletten und Pistolen in den seidenen Schärpen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abschießen, durch die Straßen ziehen.

Mein guter Freund Signor Nicola Giacinto, der Modellunterhändler und Kostümverleiher von Via San Claudio — derselbe, welcher dem großen Horace Vernet bei seinem berühmten Räuberbilde zu dem am Halstuche vom Karabinier ergriffenen Briganten Modell gestanden zu haben sich rühmt, — bot mir zu dem Künstlerball im Karneval ein vollständiges Räuberhauptmannskostüm an, dessen sämmtliche Hauptbestandtheile, wie er empfehlend versicherte, einem vor noch nicht gar langer Zeit besiegten und gehängten Brigantenhäuptlinge zugehört hatten.

Verboten sind nur alle Masken geistlicher und Ordenstrachten, deren man daher auch keine im Korso sieht. Auch vermeiden es die Geistlichen selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen.

Passirt einmal ein einzelner durch das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse entweicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen sieht man die Schwarzröcke zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust theilnehmen. Ob sie auch wohl verkleidet ihre Korsotour machen? Frati? no! Preti si! meinte ein Römer, den ich darum befragte.

Unter den Masken der ersten Tage zeichnete sich ein Wagen in Form eines Schiffes aus. Die Schiffsmannschaft, in der kleidsamen Tracht der französischen Marine, der Schiffskapitain mit dem großen Sprachrohr an ihrer Spitze, wechselte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen ihrer Breitseiten. Es waren die Pensionaire der französischen Akademie auf der Villa Medici, welche auch in diesem Scherze ihre Nationalität zu repräsentiren nicht vergaßen.

Vorzugsweise sind es jedoch die niederen Stände des römischen Volkes, welche es sich angelegen sein lassen, das Maskenwesen des Karnevals zu kultiviren. Sie sind dabei unglaublich erfinderisch, mit dem geringsten Aufwande einen solchen Maskenanzug herzustellen. Sehr viele sparen selbst die Ausgabe für die Gesichtsmaske, und beschmieren sich blos, auf gute antike Weise aus der Zeit des alten Thespis, das Gesicht mit allerlei Farbe. Ich sah deren, bei denen das Gesicht durch rothe und gelbe Farbe in zwei regelmäßige Hälften getheilt war. Bei manchen dieser possenhaften Gestalten, bei ihren Geberden, Stellungen und ganzem Behaben wird man unwillkürlich an gewisse Darstellungen auf alten Vasenbildern erinnert.

Noch bewundernswürdiger aber ist das Talent, mit welchem ein Jeder, selbst der Allerniedrigste, seine Maskenrolle nicht nur äußerlich in Haltung, Geberden und Mimik, sondern auch mit Wort und Rede durchzuführen versteht. Vieles von diesen Scherzen, namentlich von den versifizirten, wird stehend oder doch als Schema fertig vorhanden sein, und bedarf wohl nur der stets neuen Anwendung auf Personen und Verhältnisse. Allein das Meiste bei weitem ist improvisirt, Erzeugniß des Augenblickes und jedes federkräftigen Mutterwitzes, der den Italiener nie um eine geistreiche Wendung oder um eine treffende Antwort verlegen sein läßt. Mag ihr positives geistiges Besitzthum gering sein, aber sie haben, was sie besitzen, stets bei der Hand, sie tragen ihr ganzes Vermögen immer bei sich, und sind so im Stande, stets augenblicklich baare Zahlung zu leisten, während wir erst nach Hause gehen müssen, um unsere vielleicht weit reichlicher gefüllten Truhen aufzuschließen.

Die reizendsten und anmuthigsten von allen männlichen Masken sind die Giardinieri, welche mit den langen, scheerenartigen Zangen, Scalette genannt, Blumen und Blumensträuße, Kränze, Kronen, Früchte, feine Konfitüren und andere Geschenke zu den Fenstern und Balkonen ihrer Auserwählten zwei, ja selbst drei Stock hoch hinaufreichen. Ich sah nur feine, schöne, jugendliche Gestalten, welche sich in der überaus sauberen und knappen Gärtnertracht, im kurzen, engen, weißen Beinkleid mit farbigen Bändern und Schärpen und breiten Strohhüten, reizend ausnahmen. Ein Gärtnerknecht trägt ihnen in Körben die oft sehr kostbaren Gaben und die Scaletta nach. Es gehört große Geschicklichkeit, Uebung und Körperkraft dazu, die letztere sicher zu handhaben. Wo sich

solch ein Giardiniero zeigte, war immer die Aufmerksamkeit der nächsten Umgebung auf ihn gerichtet, und mehr als einmal hörte ich von schönen Lippen das: o quanto è bello! ausrufen. Man schloß meist einen Kreis um ihn, wenn er Halt machte, und schützte ihn, während er seine Scaletta in die Höhe steigen ließ, gegen Störung durch Wagen und Gedränge. Die Scaletta ist übrigens sehr alten Ursprunges. Auf einem uralten Gemälde in der kleinen Kirche des heiligen Urban vor der Porta San Sebastiano sah ich dasselbe Instrument in der Hand des Soldaten, welcher dem Heilande am Kreuze damit den Essigschwamm zureicht.

Blickt man nun vom Balkone auf dieses Treiben herab, so ist der Anblick in der That einzig zu nennen. Am meisten entzückten mich die tausende und abertausende der schöngeschwungenen Linien, welche zwischen Fenstern und Balkonen, Straßen auf- und abwärts durch die unaufhörlich erneuten Konfettiwürfe und Blumenzusendungen in der Luft gebildet werden. Da hier tausende von Menschen in einem fort die Sache betreiben, entsteht die Illusion, als sei das Ganze ein festgezaubertes Bild. Die Luft erscheint belebt durch die blüthenweißen Konfettischauer, deren Schimmer man sieht, so weit das Auge reicht, durch die unzähligen Blumen, Sträuße, Kränze, Kronen, durch all das Duftende, Bunte, Blühende und Glänzende, was von Balkon zu Balkone, von Fenster zu Fenster und von unten nach oben auf und nieder schwebt und wirbelt.

Mir war bei dem ersten Genusse dieses Anblickes zu Muthe, als erschlösse in meinem Inneren sich alles, was von Poesie darin geschlummert, zu flammender Blüthenpracht!

VII.

Heute habe ich von verschiedenen Balkonen herab, sowie auch unten auf meiner Korsowanderung, die verschiedenen Schicksale verfolgt, denen die Blumen-, Frucht- und Konfettiwürfe und die sonstigen Karnevalsgeschenke unterliegen, und habe dabei allerlei Bemerkungen gemacht.

Wie schon gesagt, wird und kann das Wenigste von diesen Geschenken und Liebesbezeugungen von Hand in Hand gereicht werden, sondern man muß es aus größerer oder geringerer Ferne einander zuwerfen, und sich dabei auf Geschicklichkeit und Kraft des Armes, Gunst des Zufalls, Aufmerksamkeit und Gewandheit des Empfängers u. s. f. verlassen. Aber diesen wenigen begünstigenden stehen hundert andere ungünstige Umstände vereitelnd im Wege, und so kann man mit Sicherheit behaupten, daß bei weitem der größte Theil aller Karnevalsgaben, daß an neun Zehntheile all der schönen und duftenden Blumen, Früchte und sonstigen Huldigungen ihre eigentliche Bestimmung verfehlen.

Zunächst ist es wohl begreiflich, daß ein Wurf von oben nach unten, eben so gut wie umgekehrt, nur gar zu oft sein Ziel verfehlen muß, weil das ewige Gedränge weder ruhiges Zielen noch aufmerksames Erhaschen und Auffangen erlaubt. Tausende fremder und eigener Würfe gaben die wunderlichsten Resultate, indem sie fast nie den Rechten trafen.

Oft prallen die Würfe, selbst gut gezielt, von Fenstern und Balkonen zurück, eben durch die übergroßen Bemühungen Eines oder Mehrerer, sie aufzufangen und sich zuzueignen.

Blumensträuße und Konfitüren fallen dann nieder auf die Straße, wo sich die Industrie der römischen Gassenjungen ihrer auf tausend Arten zu bemächtigen weiß. So wird die zierlichste Liebesgabe oft Ursache zu einer herzinnigen Balgerei, wird auch wohl gelegentlich zerrauft und unter die Füße getreten; just wie im Leben auch, was wir den Liebsten zugedacht haben, ungenossen vorüberfliegt, oder gar in fremde Hände gelangt und in den Staub getreten wird.

Sehr Vieles fällt in die offenen Hüte und Körbchen der Blumen- und Konfettiverkäufer und Gassenbuben.

Gar oft trifft man freilich im Wagen und Balkon die Rechte, aber im Augenblicke des Wurfes hat sie ihr Gesicht nach anderer Richtung zugewendet und merkt es nicht, daß ein Anderer die ihr bestimmte Gabe sich zueignet.

Oder sie sieht zu spät auf, sieht uns nicht und dankt wohl mit Gruß und Gegengabe einem Anderen, Fremden, der, des guten Glückes froh, den unverdienten Dank vergnügt dahin nimmt.

Oder die Schöne, der unsere Huldigung gilt, wird erschreckt, wo nicht gar ein wenig verletzt durch den wohlgemeinten Wurf, der nach vielen verfehlten sie endlich erreicht.

Oder unsere Gabe trifft einen Fremden, Unbekannten, erregt als beabsichtigt Befremden, Verwunderung, knüpft aber auch wohl eine Bekanntschaft, und veranlaßt eine reiche und freundliche Gegengabe.

Aber auch die Angriffswürfe mit den Konfetti's verfehlen gar oft ihr Ziel und treffen den oder die Unrechten, überraschen und erschrecken wohl gar Bekannte und Wohlwollende, welche uns eine verwunderte Frage nach dem Warum solchen Angriffes in ihren Mienen zeigen, ohne daß es

uns möglich ist, die erklärende Antwort und Auskunft zu geben.

Materiell am besten haben es hier, wie im Leben selbst, diejenigen industriellen Seelen, welche inmitten solcher in die Luft gehenden poetischen Ueberschwänglichkeiten sich und ihre Aufmerksamkeit der Erde zuzuwenden und im Trüben zu fischen verstehen. Ich erwähnte schon zu Anfange dieser Karnevalsschilderungen der Bestrebungen eines nicht unbedeutenden Theiles der angehenden römischen Bürger, sich das Karneval auf's Beste zu Nutze zu machen, und will jetzt diese Andeutungen weiter auszuführen versuchen. Von Taschendieben ist natürlich die Rede nicht, denn diese verstehen sich bei solchen Gelegenheiten von selbst, wie das meine seligen Taschentücher klärlich bezeugen, die jetzt bis auf zwei mir bereits sämmtlich ein Alibi bewiesen haben, seit ich Hesperien's Gefilde betreten habe. Es handelt sich hier um ganz etwas Anderes. Doch zuvor sei eine Bemerkung gestattet.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lumpen ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier, bewußter Menschlichkeit macht einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich, und das Leben in seiner Mitte wohlthuend. In unseren großen Städten sind die Vornehmen und Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben sich für sich mit ihren Prachtwohnungen in besondere Stadttheile, Straßen, Quartiere, versteht sich in die gesundesten, hellsten, anmuthigsten zusammengethan. Das arme Volk ist weit ab zurückgedrängt und in seine elenden Spelun-

ken zusammengepfercht, deren Anblick man vor den Besitzenden, Reichen, Glücklichen möglichst zu verstecken sucht. So entwöhnen sich diese des Anblickes der Armuth und Noth, und pflegen in sich die Sinnpflanze jener eklen Scheu, die vor jeder Berührung mit der Niedrigkeit und dem Elende ihrer Mitbürger zusammenschrickt. Das arme Volk aber, welches so allmälig zum Pöbel gemacht wird, blickt mit Neid aus seinen Spelunkengassen hinaus auf die Quartiere des Reichthums. Ganz anders ist es in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Principe, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Als der Kaiser von Rußland im Palast Colonna zum Besuche der berühmten Gallerie erwartet wurde, waren zwar für den mächtigsten Herrscher der Welt einige schwache Veranstaltungen zum Empfange getroffen, d. h. man verwies uns andere Erdenkinder, die wir die Gallerie zufällig an demselben Tage besuchen wollten, auf den nächsten Tag. Die Marmortreppen schienen gefegt, Portier und Kustoden hatten bessere Livreen an, und irre ich nicht, so war in den Sälen gar etwas Räucherwerk gezündet worden. Das war aber auch Alles. Sonst war nichts geändert. Im Schloßhofe über dem Portale, durch welches der Kaiser kommen mußte, hing die Wäsche armer Insassen des Palastes an Trockenleinen, Kinder spielten zerlumpt umher, eine Alte beschäftigte sich damit, den Kopf ihres Buben in Ordnung zu bringen, kurz es war eben alles wie gewöhnlich, römisch behaglich.

So verkehren also die verschiedenen Klassen weit mehr als bei uns mit oder doch neben einander. Per diversi molivi, sagt Azeglio in seiner Selbstbiographie, è bene che i ricchi abbian sott' ochio i poveri, ed i poveri conos-

cano i ricchi. Die Reichen verlieren nicht den Anblick der Armuth, und diese gewöhnt sich, das, was sie nicht besitzt, freundlicher an Anderen, welche es haben, zu betrachten. Deshalb findet man denn auch, daß die Römer durch die Bank auf ihre vornehmen und reichen Mitbürger, ihre Borghese, Piombini, Braschi und wie sie heißen, ordentlich stolz sind, und nur auf geldstolze Parvenüs wie die Torlonia, deren Vater, wie mir Signora Lucia sagt, noch Aquafrescaro und Limonaro gewesen und Stringhe und Fetuccia verkauft hat, mit Verachtung herabsehen.

Dieser Art und Weise zu fühlen und zu empfinden ist es denn auch ganz gemäß, daß der ächte Römer eine Karnevalserscheinung ganz in der Ordnung findet, über die sich der Forestiere, sei er auch sonst gut römisch gesinnt, oft genug in Aerger versetzt fühlt.

Alles Lumpengesindel von Rom ist nämlich in diesen Karnevalstagen auf den Beinen, um durch Geschicklichkeit und Industrie sich den Tag hindurch seinen Theil von den tausenden von guten römischen Scudi's zu verschaffen, die hier in Blumen und Naschwerk in und aus den Fenstern geworfen werden. Alles, was an Geschenken dieser und anderer Art vorbei dem Ziele fliegt, jeder Fehlwurf ist auf der Stelle gute Beute dieser hunderte und tausende von kleinen und großen Schnapphanski's aller Art und jedes Alters. Aber damit begnügen sie sich nicht. Sie beobachten jeden Wurf, sie spioniren jede Schwäche aus, sie hemmen Dich im Zuwerfen, sie hindern Dich im Auffangen, sie schnappen Dir das für Dich bestimmte Geschenk vor der Nase weg, sie fangen Deinen eigenen theueren Hyazintenstrauß, den Du der schönen Römerin da oben in dem weißen, schimmerden Gewande zugedacht

haft, bei dem ersten Fehlwurfe so gewiß auf, als der Teufel eine verschriebene Seele, und bieten Dir in demselben Augenblicke mit der entzückendsten Unverschämtheit Dein Eigenthum mit einem: volete par un paolo? zum Kauf an. Ja, sie springen selbst auf die Wagentritte, und nehmen aus den in den Kutschen stehenden Körbchen, was sie ergreifen können, wenn man nicht aufpaßt. Mehr als einmal passirten mir selbst alle diese Dinge, und mehr als einmal ertappte ich mich bei einem heimlichen Stoßseufzer nach der löblichen nordischen Polizei, welche uns das arme Gesindel so prächtig vom Leibe hält, daß selbst bei öffentlichen Festen der Zutritt nur „anständig Gekleideten" erlaubt ist, die bekanntlich wissen, was sich schickt. Hier aber mischt sich die sonst so aufmerksame Polizei in diese Armseligkeiten nicht. Sehe Jeder zu, wie er zurecht kommt. Diese Barbaren scheinen zu glauben, dies arme Lumpengesindel sei auch Menschen und dürfe sich's erlauben, auf gut karnevalisch Alles, was aus der Hand geflogen oder noch nicht in die Hand gelangt ist, als Freigut zu betrachten. Wie Haifische sich auf eine Beute stürzen, welche über Bord geworfen wird, so stürzen sich diese römischen Schnapphähne auf Alles, was noch herrenlos in der Luft fliegt oder auf der Erde liegt, und es hilft nichts, mit ihnen sich auf Streit einzulassen. Kein Römer thut es auch, denn es ist wider seine Begriffe von Gentilezza.

VIII.

Heute war ich Zeuge und Theilnehmer bei einem Akte karnevalischer Gerechtigkeit, welcher an einigen Engländern

vollzogen wurde. Ein halb Dutzend dieser Kinder Albion's, deren Rohheit im Karnevale ich schon früher erwähnt habe, hatte sich auf einem Balkone, gegenüber der Kirche San Carlo versammelt und bemühte sich, den Lord W. an ihrer Spitze, in gedachtem Artikel das Aeußerste zu leisten. Aus großen Körben und anderen Gefäßen, die ihnen von geschäftigen Dienern unaufhörlich frisch gefüllt überreicht wurden, ließen sie von ihrer unangreifbaren Höhe herab nicht etwa einzelne Würfe, sondern ganze Ströme von gemeinem weißen Gypskonfetti auf die vorbei Gehenden und Fahrenden niederprasseln. Niemand, auch nicht die anmuthigsten Damen, blieben von solcher Ungezogenheit verschont, welche es zuletzt widerwärtig und gefährlich machte, jenen Balkon zu passiren, da die unaufhörlichen Sturzbäche der schweren, staubigen Gypsmassen Anzüge verdarben, Pferde scheu machten, und wenn sie hier und da ein Gesicht ohne vorgehaltene Drathmaske trafen, unangenehme und gefährliche Verletzungen herbeiführten. Alle Welt war über diese Rücksichtslosigkeit entrüstet, mit alleiniger Ausnahme der betriebsamen Gassenjugend, welche dabei in der schon früher geschilderten Art gute Geschäfte machte. Sie fegten nämlich die in dicken Lagen die Straße bedeckenden Gypskonfetti in ihre Körbe und Säckchen, und boten die umsonst bezogene Waare sofort dem Publikum mit heller Stimme zum Verkaufe an.

Eine Gesellschaft junger Künstler, meist Deutsche, welche von einem anderen Balkone aus das Unwesen eine Weile mit angesehen hatten, beschlossen plötzlich, als dasselbe seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, und die Söhne Albion's ganze Körbe und Fässer ihrer Gypsmassen niederzuschütten nicht aufhörten, dem allgemeinen Unwillen Sprache und Nachdruck und

der Brutalität eine Lehre zu geben. Bald waren ihre Taschen bei dem nächsten Fruttarolo mit halbreifen Limonen und Orangen gefüllt, und so gerüstet zogen sie den Korso hinauf, und postirten sich hinter die Fila der äußeren Zuschauerreihe am Platze von San Carlo, dem Balkone der Engländer gegenüber. Eben fuhr ein Wagen mit weiblichen Masken in den reizenden Kostümen der Mädchen von Albano und Nettuno vorbei. Als nun die Ehrenwerthen und sehr Ehrenwerthen mit den impassibelsten Gesichtern von der Welt wieder den schweren Inhalt ihrer großen Gypskörbe auf den Wagen und seine Insassen niederschütteten, sahen sie sich plötzlich in weniger als einer Minute von nahezu hundert, zum Theil sehr gut gezielten Fruchtwürfen begrüßt. Der Sinn, in welchem dies geschah, blieb den feinen Römern keinen Augenblick zweifelhaft. Das ganze in der Nähe befindliche Publikum gab mit lautem Jubel und vielfachen Bravi's seinen Beifall über diesen Gerechtigkeitsakt zu erkennen. Man verhöhnte die Engländer, welche zum Theil mehr oder minder stark getroffen, alle aber über das Unerwartete solcher Entgegnung außer ihrer gewöhnlichen fischblütigen Kontenance, einen Augenblick sprachlos auf die Menge niederstarrten, unter der sie ihre Angreifer herauszufinden sich bemühten. Seine Lordschaft schrie einem der unten zu Pferde haltenden Karabinieri unverständliche Worte zu, welche sehr augenscheinlich die Verhaftung eines oder des anderen der kühnen Schützen beabsichtigten. Allein die sonst so thätige Polizei rührte sich nicht. Die Karabinieri waren selbst zu gute Römer, um nicht der englischen Brutalität diese Züchtigung von Herzen zu gönnen. Sie blieben daher taub gegen alles Zurufen von oben, und blind für unsere, freilich auch gegen die Bestimmungen der Karnevals-

polizei verstoßende Thätigkeit von unten, welche uns unter anderen Umständen leicht auf die Engelsburg gebracht haben dürfte. Die Sache machte indessen Aufsehen in der römischen Gesellschaft. Im Palaste Fiano, dem Versammlungsorte der deutschen Künstler, wurde noch an demselben Abende beschlossen, am nächsten Karnevalstage in noch stärkerer Anzahl die Beschießung des Balkons der Beafsteak's zu erneuern, falls die erste Lektion von heute nicht gefruchtet haben sollte. Dahin kam es aber nicht. Mochten nun die Engländer von dem Vorhaben der deutschen Künstler durch den gutmüthigen Cavaliere Landsberg unterrichtet worden sein, wie die Einen sagten, oder mochte die an dem ersten Tage gemachte Erfahrung sie gewitzigt haben: genug das übermüthige Treiben von jenem Balkone hörte auf, und erneuerte sich während des ganzen Karnevals nicht wieder.

Ein Hauptheilnehmer desselben aber, Lord W., sollte seiner Strafe dennoch nicht entgehen. Am nächsten Tage versuchte er mit seinem Wagen auf einem verbotenen Wege in die Wagenreihe des Korso einzulenken. Der dort postirte Dragoner weis't ihn zurück. Weder Goddam's noch vi prego's helfen, selbst ein dargebotener Scudo oder Napoleon wird zurückgewiesen, denn was man auch sonst sagen möge von italienischer Bestechlichkeit, die Dragoner, welche im Karneval den Dienst versehen, sind unbestechlich, wie ihre Vorfahren aus der Zeit der Fabrizier. Da schleudert der stolze Engländer, über solche Standhaftigkeit und unchristliche Gewissenhaftigkeit des verachteten Italieners empört, dem Dragoner das Goldstück in's Gesicht. In demselben Augenblicke aber ist er auch schon von diesem und seinen herbeigeeilten Gefährten aus seinem Wagen gehoben und einem Piket über-

geben, welches ihn sofort auf die Engelsburg brachte. Hier blieb er sitzen, bis mit dem anbrechenden Aschermittwoch der letzte Ton des römischen Karnevalsjubels verklungen war.

Genau ebenso erging es, wie mir mein Berichterstatter über den obigen Vorfall erzählte, vor zwei Jahren einem anderen Sohne Albion's, welcher bei Gelegenheit einer Funktion in der heiligen Woche sich mit ächt britischer Insolenz an einen abgesperrten Platz zu drängen versuchte. Die Schweizer wiesen ihn zurück, erst mündlich, dann mit ihren Hellebarden. Er führt einen wohlgezielten Boxerstoß nach der nächsten dieser herkulischen Gestalten. Der aber kehrt im Nu die Hellebarde um, und bearbeitet unter gefälliger Mitwirkung eines Kameraden Kopf und Schulter des Angreifers mit solchem Erfolge, daß man denselben halb besinnungslos, wiewohl nach tapferer Gegenwehr, in die Engelsburg brachte. Es war gerade der erste Tag der Settimana santa, und der Engländer war eigens von Paris nach Rom gereiset, um den Herrlichkeiten derselben und namentlich der Kuppelbeleuchtung von St. Peter und der Girandola auf der Engelsburg beizuwohnen. Statt dessen hatte er nun das Vergnügen, die ganze heilige Woche in einer Zelle des Kastell San Angelo hinzubringen, aus welchem man ihn mit ironischem Humor erst in dem Augenblicke entließ, wo die letzte Rakete der großen, über seinem Kopfe aufprasselnden Feuergarbe verpufft war.

Abends besuchte ich mit einigen Freunden noch ein Paar Osterien, in welche sich nach Beendigung der Lustbarkeiten auf dem Korso noch ein Theil der Masken zurückzieht, theils um sich von den Anstrengungen des Tages beim kühlen Orvieto oder dem feurigen Genzano- und Frascatiwein zu erfrischen,

theils aber auch, um die Scherze und Ausgelassenheiten des Tages in die Nacht hinein fortzusetzen.

Die bekannteste dieser Weinkneipen ist Palombella unweit des Pantheons. Allein ihr früherer Ruf unter den Freunden eines guten Trunkes ist bedeutend im Sinken. Sie hat schon einen Anstrich von europäischer Weinstubencivilisation angenommen, und der zahlreiche Besuch von Fremden hat der römischen Originalität und damit auch der Güte des Weines und den wohlfeilen Preisen Eintrag gethan. Der Wirth versteht es schon, sich eine Flasche geringen Orvieto's für veritablen Est! Est! von Montefiascone mit der für römische Weine enormen Summe von drei Paul bezahlen zu lassen. Ueberhaupt ist es mit diesen ächten römischen Weinschenken eine eigene Sache. Der Augenblick ihrer Entdeckung durch die Forestieri ist auch zugleich der des Todes für ihre naturwüchsige Unschuld. Man erzählt sich unter den in Rom heimischen deutschen Künstlern, wie der selige Gaudy, welcher sich wie keiner auf die Entdeckung solcher Spelunken verstanden, in seine Lieblingskneipe unweit Piazza Montanara niemals einen Fremden eingeführt, und nur ein einzig Mal ausnahmsweise einen Freund dahin mitgenommen habe, doch nicht ohne ihm zuvor das Ehrenwort abzufordern, dieses reine Heiligthum des Bacchus keinem Dritten zu verrathen.

Unweit Fontana Trevi, in der ziemlich engen und dunklen Straße, welche von derselben aus auf den Korso zuführt, sind zwei ächte, von der römischen Gasthofkultur noch nicht angestreifte Osterien, deren eine unter dem Namen der Sabina (richtiger i Sabini), die andere unter der Bezeichnung il Facchino bekannt ist. Dorthin lenkten wir Abends unsere Schritte, um das karnevalische Treiben in diesen Spelunken

mit anzusehen. Wir fanden sie von Besuchern beiderlei Geschlechtes so gefüllt, daß wir nur mit Mühe an einem Winkeltischchen einen unbesetzten Platz ausfindig machten. Im nächsten Pizzikarolgewölbe hatten wir unsere Abendkost, bestehend aus Schinken, Salami, Radieschen und gesottenen Eiern eingekauft, und bald standen einige Foglietten des hellen vino dolce von Genzano vor uns, denen die durstigen Gefährten wacker zusprachen. Es währte nicht lange, so traten einige Masken ein, welche sofort die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es waren zwei Doktoren der Medizin in der bekannten Tracht, von mehreren sehr geschickt als Frauen kostümirten jungen Männern begleitet. Ein Tisch ward in die Mitte gerückt, die Masken traten vor denselben, und sahen sich sogleich von einem zahlreichen Zuhörerkreise umgeben, welcher zu den jetzt folgenden dramatischen Recitationen gleichsam den antiken Chor bildete, indem er bald mit Ausdrücken des Beifalls, bald mit einem kurzen Gesange oder mit Zwischenreden und Anworten Einzelner aus seiner Mitte, an welche sich einer der Darstellenden gewendet hatte, den Vortrag der letzteren unterbrach.

Soviel ich verstehen konnte, gab die Medizin und ihre Praktikanten, sowie das Verhältniß beider zu dem schönen Geschlechte und dessen Leiden und Bedürfnissen, den Haupttext zu diesen, oft sehr witzigen und humoristischen Vorträgen, die sich denn meist auf den Rath des Goethe'schen Mephistopheles:

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen rc.

zurückführen ließen. Hier, wie überall bei den sprechenden und dramatisch agirenden Masken, bemerkte ich zunächst eine erstaunliche Sicherheit des Gedächtnisses, welche unseren Schauspielern als Muster dienen könnte. Denn die poetischen Vor-

träge waren ohne Zweifel einstudirt und zum Theil von solcher Länge, daß z. B. der eine der Redner fast ununterbrochen eine halbe Stunde lang sprach. Demnächst aber mußte ich die blitzschnelle Geistesgegenwart bewundern, mit welcher der Sprechende mitten in seiner poetischen Deklamation einen Einwurf, ein Witz- oder Spottwort, das ihm von einem der Zuhörer entgegengesetzt wurde, auf der Stelle und ohne Stocken, in dem Metrum seiner Rede aus dem Stegreife zu beantworten wußte. Deklamation, Ausdruck, Betonung und Reinheit der Aussprache setzten mich bei diesen Thespisjüngern, welche doch augenscheinlich der niederen Volksklasse angehörten, nicht minder in Erstaunen. Es ist in der That in diesen Südländern ein Talent sprachlicher und rednerisch-dramatischer Darstellung, von welchem man bei uns keinen Begriff hat.

Sah man nun auf die Zuhörerschaft und bedachte, daß dieses Publikum ebenfalls dem Volke angehöre, so war der Eindruck ein nicht minder wohlthuender. Es war Karneval, an dem jede Ausgelassenheit für erlaubt gilt, es war in einer Weinschenke, wo dem feurigen Rebensafte tüchtig zugesprochen wurde, es waren Leute der untersten Volksklassen, Minenten und Facchini, aber nirgends eine Spur von Rohheit, nirgends eine Verletzung des wahren geselligen Anstandes. Die Ausdrücke für natürliche Dinge waren hier und da etwas derb und ungeschminkt; aber das ist in der Sitte und Ansicht begründet, und erregte niemals, wie bei uns, jenes rohe, schallende Gelächter, mit welchem bei ähnlichen Gelegenheiten unter uns dergleichen aufgenommen zu werden pflegt. Jenes feine Gefühl für geselligen Anstand zeigt sich aber auch namentlich in der Art und Weise des Zuhörens überhaupt. Denn während das Gelungene, Treffende, Scherz- und Witz-

reiche schnell und sicher aufgefaßt, belobt und erwiedert wurde, war man doch weit entfernt, das minder Gelungene und weniger Gefallende mit Unaufmerksamkeit oder mit Spott zu bestrafen. Dabei sah ich recht, wie viel der Italiener auf seine Sprache hält. Einer der Agirenden machte einen, für jeden nicht genauen Kenner der Sprache unmerklichen Fehler, indem er ein Wort im Verse unrichtig betonte. Sogleich ward er von einem der Zuhörer korrigirt; doch geschah auch dies ohne Härte und ohne allen Anstrich von Verhöhnung.

Andere Masken kamen und lös'ten die ersten ab, welche sich, nachdem sie ihre Kehlen mit einem frischen Trunke gekräftigt hatten, hinwegbegaben, und unter Zitherklang und lustigem Gesange einem anderen Schauplatze ihrer künstlerischen Thätigkeit zueilten. Man hätte glauben sollen, sie seien von dem vor unseren Augen Geleisteten ganz erschöpft. Aber das war keineswegs der Fall. Im Facchino, wo wir später noch einen Augenblick eintraten, fanden wir sie auf's Neue in voller Aktion. Es ist überhaupt unglaublich, was diese aller und jeder Arbeitsanstrengung so feindlichen Italiener für Vergnügungsstrapazen ertragen können. Ich habe Neapolitaner in Sorrent, Amalfi und Salerno gesehen, die einen stundenweiten Weg zu Fuße zurückzulegen nicht für drei oder vier Karlin bereit gewesen wären, welche aber für den zehnten Theil einer solchen Belohnung, ja für ein Paar Cigari oder eine Fogliette Wein eine Stunde lang ununterbrochen in glühender Sommerhitze uns ihre Tarantella vortanzten, eine Anstrengung, die das höchste Maaß menschlicher Kräfte zu überschreiten scheint. Hier ist aber auch, neben der bacchischen Tanzlust, das Ausdauern ein Ehrenpunkt, und ein bewunderndes bravi! am

Schlusse gespendet, ist eine Zugabe, welche sie neben der Bottiglia sehr zu schätzen wissen.

Die gute Sitte, das natürliche Anstandsgefühl der Römer im Karneval muß ich immer mehr bewundern. Ich habe mich nun während dieser Tage überall von früh bis spät in die Nacht umhergetrieben, und nirgends habe ich Trunkene, nirgends grobe Zänkerei oder gar Thätlichkeiten wahrgenommen. Es wohnt etwas unverwüstlich Edles in diesem Volke, gleichsam das Vermächtniß einer großen Vergangenheit. Es scheint, als wäre es sich bewußt, daß es eine weltgeschichtliche Trümmer darstelle.

IX.

Die römische Polizei ist im Karnevale von einer unerbittlichen Strenge. Vergehungen und Verbrechen, während dieser Zeit verübt, werden mit verdoppelter Härte bestraft, versteht sich, wenn die Thäter Leute sind, welche nicht mächtigen Einfluß für sich geltend machen können. Vorzüglich werden Angriffe gegen Leben und Eigenthum unverhältnißmäßig schwer geahndet. Auch unterläßt man nicht, in der Zeit kurz vor dem Beginn des Karnevals durch Vollziehung einiger Todesurtheile an verurtheilten Verbrechern, mittelst der Guillotine, dem Volke die Lehre einzuschärfen, daß die Gerechtigkeit nicht mit sich spaßen lasse. Und das ist in der Ordnung! sagt mein braver Hauswirth bei dieser und bei anderen Gelegenheiten, wenn zwischen uns die Rede auf die außerordentliche Strenge der römischen Justiz oder der heiligen Inquisition kommt; denn „ci vuole un po' di timore per li malfat-

tori!" Signor Luigi ist durchaus für die Straftheorie der Abschreckung.

Am Giovedi grasso sollte ich davon ein Beispiel erleben. Es war eben während der Stunden, in welchen das Karneval im Korso und den daneben laufenden Straßen am ausgelassensten braus'te, als ich von einem Besuche aus einem der entlegeneren, und wegen der allgemeinen Karnevalslust fast ganz verödetem Stadttheile nach dem Korso zurückkehrend, in einer der Gassen unweit Palazzo Borghese das Geschrei: ladri, ladri! ajuto, ajuto! vernahm. Zwei maskirte Bursche suchten sich vergebens aus den nervigen Armen einiger Karabinieri loszumachen, während ein dritter, welcher schon das Ende der Straße gewonnen hatte, so eben einem herbeieilenden Kameraden der Polizeileute in die Hände fiel. Sie hatten in die Wohnung eines Advokaten einzubrechen versucht, waren aber durch Verrath oder Zufall bei der Ausführung ihres Vorhabens unterbrochen worden. Das herbeigelaufene Volk zeigte, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, Sympathie mit den ertappten Verbrechern. Povera gente! avranno un' bell' carnevale! hörte ich hier und da ausrufen, als die Malefikanten unter starker Begleitung abgeführt wurden.

Es war um Mittagszeit am Tage vor meiner Abreise, den achtundzwanzigsten April, als ich ihnen wieder begegnete. Aus dem Palaste Simonetti tretend, wo ich die Ausstellung des deutschen Künstlervereines zum letzten Male besucht hatte, fand ich den ganzen Korso ungewöhnlich voll Menschen. Alle Fenster waren mit Neugierigen besetzt, welche ihre Blicke nach der Gegend des venetianischen Palastes hinrichteten. Auf meine Frage, was diese Aufregung bedeute, antwortete mir ein kleiner, brauner Franziskanermönch, der mit seinem über

den Arm gehängten Zwerchsacke gleichfalls die Zahl der Neugierigen vermehren half, man erwarte den öffentlichen Aufzug der drei Ladroni, welche während der Karnevalswoche einen Einbruch zu machen versucht hätten. Gestern haben sie ihr Urtheil empfangen, und da ist es denn Sitte, setzte er hinzu, daß sie am Tage ihrer Abführung auf einem Karren durch die Hauptstraßen der Stadt geführt werden, um dem Volke als Exempel zu dienen. „Und welches ist ihr Strafurtheil?“ Der gute Frate zuckte mitleidig die Achseln. Duro, Signor, molto duro! la galera per la vita e dieci anno dopo la morte! (Galeere auf Lebenszeit und noch zehn Jahre darüber!) Man hatte bei ihnen, als man ihre Taschen durchsuchte, verbotene Einschlagmesser mit den bekannten langen und starken Klingen gefunden, und so galt es für einen Einbruch mit bewaffneter Hand. Das brach ihnen bei den Gerichten vollends den Hals. Aber was bedeutet das dieci anni dopo la morte? Auch darauf gab mir der gesprächige alte Mönch Bescheid. „Dieser Zusatz,“ meinte er, „will sagen, daß für sie auch dann keine Verkürzung ihrer Strafzeit zu hoffen ist, wenn für alle Anderen bei gewissen Gelegenheiten allgemeine Erlasse von einigen Jahren oder sonstige Gnadenakte erfolgen, wie sie beim Regierungsantritte eines neuen Papstes verkündet zu werden pflegen.“

Unterdessen machte eine allgemeine Bewegung der Menge uns aufmerksam, daß sich der erwartete Gegenstand der Schaulust nahe. Auf einem Karren, von Karabinieren umgeben, standen die modernen Triumphatoren. Der eine, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ein schöner, hochgewachsener Jüngling, seines Metiers ein Kalzolajo, mit prächtigem dunkelblondem Bart- und Haupthaar, so recht ein Modell zu einem Wald-

rinaldini. Ihn bedauerte das Volk am meisten, welches immer dem Eindrucke äußerer Schöne und Wohlgestalt offen ist. Auch zeigte er sich keineswegs gedrückt und niedergeschlagen in Haltung und Geberde, sondern blickte stolz und gleichsam seines Eindruckes sich bewußt auf die Menge nieder. Meine Nachbaren wußten ihm Gutes nachzusagen. Er sei das erste Mal in solch' ein Unternehmen verwickelt gewesen, und zum Unglück habe das gerade im Karneval sein müssen. Povero giovane! è tanto bello! hörte ich von mehreren Seiten wiederholen. Weniger Theilnahme fanden seine Kameraden, ältere Sünder, der eine ein entlassener Miethkutschenführer, der andere ein Domestiko di Piazza.

Als der Zug vorüber war, ging ich mit meinem Fra Giuseppe noch ein Stück Weges zusammen, seinem Kloster zu. Wir kamen auf den Sittenzustand von Rom zu sprechen, und ich hatte Gelegenheit, aus seinem Munde die aufrichtigsten Urtheile zu vernehmen, deren ungeschminkte Wahrheit und Treuherzigkeit mich in Erstaunen setzte. Er war ein Lombarde, war in savoyischen und oberitalischen Klöstern gewesen, und hatte ein Stück Frankreich gesehen. Von der Frömmigkeit der Römer wollte er gar nichts halten. Laßt Euch nicht verblenden, Signor, sagte er, wenn Ihr hier in der Pasqua die Kirchen voll findet, und in Frankreich nicht. Hier in Rom besuchen sie die Kirchen aus Furcht vor der Strafe. In Frankreich steht keine Strafe darauf, wenn einer nicht die Pasqua feiert. In Francia li pocchi chi fanno la pasqua, la fanno liberamente e di buon cuore. Ma in Roma *minchionano il nostro Signore, lo burlano.* (In Frankreich feiern die Wenigen das Osterfest aus freiem Antriebe und von Herzen, aber hier in Rom machen sie unserem

Herrgott ein X für ein U, und haben ihn zum Besten.) In Frankreich, fuhr er fort, haben die Menschen Erziehung, aber hier in Rom und in der Gegend umher sind die Leute ohne Erziehung. Das heißt, fuhr er sich selbst verbessernd fort: i Cardinali, i Monsignori sono boni e bravi, ma li altri, la bassa gente — lei e forestiere, dunque si guardi da loro. Sono ladri, birboni — tutti, ma tutti. Diese kleinen Diebe, setzte er mit einem Rückblicke auf die vorbeipassirten Spitzbuben hinzu, sind lange nicht die schlimmsten. Auch ist ihr Metier gar nicht so verachtet. Denn: in Roma c'è tre *mestiere nobili*, spie, ladri, ruffiani. In dieser Weise ging es noch eine geraume Weile fort. Es war in seinem ganzen Wesen und Behaben, in seiner schlichten Ausdrucksweise und vertrauenden Einfalt durchaus etwas, welches mich an einen alten Bekannten erinnerte. Und das war auch, der leibhaftige Klosterbruder aus Lessing's unsterblichem Nathan. Freilich hat auch Lessing die Studien zu diesem unübertrefflichen Characterbilde in Italien gemacht.

X.

Der Moccoliabend.

Am Morgen des letzten Karnevalstages trat mein vortrefflicher Wirth, Signor Luigi Santini, mit einem sehr ernsten Gesichte in mein Zimmer. Er setzte das Frühstück, ohne das gewöhnliche buon appetito, Signor Adolfo! hinzuzufügen, stillschweigend vor mich auf den Schreibtisch und richtete sodann die bekümmerte Frage an mich: Signor Professore,

non saprebbe lei indicarci, un' bravo medico di sua conoscenza per un povero amico, chi sta molto ammalato?

Erschreckt fuhr ich auf, und war eben im Begriff, seine Frage mit der Adresse meines Arztes, des unter den älteren deutschen Künstlern in Rom mit Recht beliebten Doktor de Domenicis zu beantworten, als mir ein leiser komischer Zug um Signor Luigi's eingekniffenes linkes Auge Verdacht erregte, und mich zu der vorläufigen Frage veranlaßte: Ma chi è quell' povero disgraziato, chi sta tanto male?

Lächelnd versetzte er: È il povero Signor *Carnevale*, chi senza dubio morira sta sera, se lei non sapra trovare un rimedio bastante.

Es war wohl ein stehender Scherz und Signor Luigi nicht sein Erfinder, aber mir war dabei gar nicht scherzhaft zu Muthe, und fast wäre mir's lieber gewesen, es hätte sich um den zu fürchtenden Tod irgend eines wirklichen, mir unbekannten Menschen gehandelt. Es überlief mich mit einem leisen Schauder, wenn ich bedachte, daß heute wirklich der Begräbnißtag all der bunten, jubelnden Lust angebrochen sei, für mich ein Scheiden ohne Hoffnung des Wiedersehens. Ich konnte auf den wohlgemeinten Scherz keine heitere Antwort finden.

Auch heute, wie schon an einzelnen vorhergegangenen Karnevalstagen, empfand ich das Bedürfniß, mich durch Ruhe und Einsamkeit einiger Stunden für die bevorstehenden letzten Anstrengungen des Festes zu sammeln. So gingen wir denn am Nachmittage in die Villa Medici. Dort ließen wir uns die Terrasse der Boccage aufschließen und erstiegen das Belvedere, auf welchem in einem vergitterten Häuschen ein ver-

stümmelter Abguß der reizenden Diane des Museo Chiaramonti durch das Grün der umgebenden Gebüsche schimmert. Von diesem Punkte aus genießt man die erquickendste Aussicht, ostwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, dessen höchste Spitzen schneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, westwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leisen Tönen das Gebrause des hin und her fluthenden Karnevals wie fernes Meeresrauschen aus der Tiefe zu uns heraufdrang.

Stunden und Situationen wie diese sind auch nur in Rom möglich. Vollkommene Einsamkeit unmittelbar neben dem bewegtesten Leben, die ahnungsvolle Stille des Gebirgswaldes inmitten einer von dem lautesten Festjubel durchbraus'ten Weltstadt.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Lust. Schon in den beiden letzten Tagen war der Zudrang der Kutschen ungeheuer gewesen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korso machen wollten, hatten sich genöthigt gesehen, nach mehrstündigem Warten in den Nebengassen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten, und den theuer bezahlten Wagen im Stiche zu lassen. Heute nun schien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben, denn während im Korso selbst die Wagenreihen nur selten und nach langen Pausen ein Paar Schritte weiter fort rückten, bildeten die in der Via dei Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher sich über den ganzen spanischen Platz, durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erstreckte. Ich glaube schwerlich, daß viele derselben heute das Ziel ihres Strebens, den Korso, erreichten.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korso verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen ist. Eine Kavallerie-Abtheilung durchsprengt zu dreien Malen, zuletzt im gestreckten Galopp, den Korso der ganzen Länge nach, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art von Gasse in dem dichten Menschenstrome, welcher sich unmittelbar hinter den weiterjagenden Reitern wieder zusammenschließt. Dann donnern die Kanonenschüsse, der Ruf: i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, und ein ungeheures Jauchzen, ein immer mehr anschwellendes Halloh und Hussageschrei verkündet das Ablaufen der Pferde von dem Obelisken des Volksplatzes. Wie ein Blitzstrahl sausen die wunderlich aufgeputzten, mit Knistergold und allerhand buntem Geflitter bedeckten Thiere an uns vorbei; wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, theilt sich die Menschenmasse immer eben nur so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und schließt sich dann gleich hinter den letzten wieder zusammen. Aber da kommen noch ein oder ein Paar Nachzügler, begleitet von dem Hohngeschrei der Menge; die Gasse öffnet sich auf's Neue, und es regnet Würfe und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich auch ein Unglück anrichtet, wie im vorigen Jahre, wo an der Seite eines meiner Freunde ein Römer von einem auf solcher Weise scheu gemachten Rennpferde auf der Stelle todtgeschlagen wurde.

Ein sehr beliebtes komisches Intermezzo dagegen gewährt es den Römern, wenn, wie oft geschieht, einer von den vielen Hunden, welche die römischen Straßen bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse geräth. Augenblicklich schließt

Alles fest aneinander, und dem armen Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern links und rechts zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Laufe den ganzen Korso hinabzurennen. Solch ein Vorspiel des darauf folgenden Wettrennens ereignete sich jeden Tag und ward jedes Mal mit großem Jubel begrüßt.

Heute, nachdem das Rennen der Barberi vorüber war, rückten alle Wagen sogleich wieder auf's Neue in den Korso ein, auf dem sich nun Alles bereitete, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen.

Ehe wir uns dessen versahen, war die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie sie hier im Süden den geschiedenen Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich in Blitzesschnelle, bald sind es hunderte, bald tausende. Wir eilen von unserem Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchen durch Freund B.'s Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauche neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nöthigen Moccoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkone. Aber welche Veränderung ist unterdessen vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches ich in aller Hinsicht dreist über Kuppelbeleuchtung und Girandola setzen darf.

Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung vom Obelisken auf der Piazza del Popolo bis zum venetianischen Palaste hat sich in einen einzigen bewegten Lichtstrom verwan-

delt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf zehn bis zwanzig Fuß langen Cannen hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Canna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drathmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derjenigen zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdet, und oft mit Gefahr, herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten, vor welchem selbst der glühende Schein der Sterne zu einem matten, kaum sichtbaren Flimmern verbleicht.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes, die prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Kostümen und Trachten dem Blicke zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich auf und nieder drängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hier und da vom wahrhaft bacchantischen Jauchzen durchtönt: das Alles erscheint in diesem wogenden und fluthenden Lichtmeere tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im

Glanze des Moccoliabends ist, was der Vatikan und seine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Moccoliabends, denn viel länger währt die Herrlichkeit nicht, kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesende, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und nichts wenigerem besteht, als seinem Nachbar, sei er uns befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Menschen, die ich das ganze Jahr hindurch ernst gesehen, denen das ganze vorhergehende Karneval kaum ein Lächeln der Theilnahme entlockt hatte, sah ich von dieser allgemeinen Kinderlust hingerissen, jenen Zweck mit einem Eifer, mit Anwendung so kindischer Listen und Schliche verfolgen, daß sich deren der ausgelassenste Knabe nicht zu schämen gehabt hätte. Es ist, wie wenn Alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerung in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich durch einen Zauber aus seinem Banne entbunden würde.

Ein bellum omnium contra omnes, ein Krieg Aller gegen Alle, hat begonnen. Jeder ist Angreifer und angegriffen zugleich. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen sich der nächsten Nachbaren zu erwehren hat, entspinnt sich auch zwischen den über einander befindlichen Stockwerken ein lustiger

Kampf. Tücher, an lange Cannen gebunden, werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Moccoli auszulöschen. Man erwehrt sich ihrer so gut man kann, sucht sie mit Stöcken und langen Rohrstäben abzupariren, oder mit den Händen zu erhaschen und abzureißen, und das Gelingen solcher Bemühung ist stets von dem lautesten Jubel begleitet. Keinem Worte, keinem Versprechen ist zu trauen, denn keines wird gehalten, und der, welchem Du so eben auf seine dringende Bitte erlaubt hast, seine ausgelöschte Kerze an der Deinen anzuzünden, bläs't Dir in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten senza moccolo! senza moccolo! triumphirend Dein Lichtstümpfchen aus. Und dieses kindische Spiel scheint gar nicht zu ermüden. Es ist, als ob eine Art von Trunkenheit sich Aller bemächtigt habe. Um die Flamme zu verstärken und durch ihre Kraft gegen die stärksten Lungen zu sichern, dreht man ein Dutzend solcher dünnen Wachskerzchen zu einer starken Fackel zusammen. Aber auch sie erliegt dem allgemeinen Geschicke. Ein geschickt geschwungenes Tuch, eine Fahne, eine Mütze oder ein Hut löscht sie aus.

Kleine Unglücksfälle erhöhen nur noch den allgemeinen Jubel. An den Fenstern unserm Balkone gegenüber schlägt plötzlich gewaltiger Flammenschein empor. Die großen Fenstervorhänge, welche man abzunehmen versäumte, sind bei dem allgemeinen Kampfe in Brand gerathen, und flackern flammenrauschend in die Höhe. Ein allgemeines Bravo erschallt. Ein Paar Schwarzröcke, Geistliche, welche an diesem Fenster postirt gewesen, bemühen sich vergebens, mit augenscheinlicher Gefahr für ihre weitfaltigen Roben, die brennenden Gardinen herabzureißen. Ein Augenblick, und Alles ist vorbei.

So geht es an den Fenstern, auf den Gerüsten und Balkonen zu. Aber nun erst unten im Korso selbst!

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke hinab zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende und flammende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an diese Dinge gewöhnt, oder mit stärkeren Nerven begabt sein, als diejenigen sind, deren ich mich zu erfreuen habe. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen sind im Belagerungszustande. Die darin befindlichen sitzenden oder auf den Sitzen stehenden Damen sind umgeben von beschützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtchen der ersteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Moccoli zu schützen unablässig bemüht sind. Man steigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientensitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige: senza moccolo! triumphirend durch die Nacht. Die rohe Verwünschung des zu Goethe's Zeiten üblichen sia ammazzata chi non porta moccolo! (es werde ermordet, wer kein Lichtchen trägt!) ist so gut wie ganz verschwunden, und hat dem zierlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Moccolo!) Platz gemacht. Dieses langgezogene, in drei Accentstößen, mit dem Haupttone auf der letzten Silbe des letzten Wortes ausgerufene senza moccolo! durchtönt den ganzen Korso. Man hört fast nur diesen vollen, tiefen Ton des langgezogenen Vocals, der wie nächtliches Meeresbrausen den ungeheuren Korso durchhallt. Es liegt etwas Betäubendes, Fascinirendes und Sinneverwirrendes in diesem Tongebrause. Aber die ächten Römer und Römerinnen

bewegen sich in diesem elementaren Aufruhr wie Fische im Wasser. Sie eilen an Dir vorbei, löschen Dir im Umsehen Deine Kerze, so hoch Du sie halten magst, entreißen sie Dir wohl gar mit einem blitzschnellen Griffe und ehe Du Dich noch besinnen kannst, ist auch die zweite, unterdeß schnell wieder angezündete, denselben Weg gegangen und überall empfängt Dich von schönen Lippen das anmuthig neckende und verhöhnende senza moccolo! senza moccolo! o che vergogna, senza moccolo! von der so eigenthümlich reizenden Hand- und Fingerbewegung begleitet. Ich hatte über ein halbes Dutzend solcher Moccoli als Reserve zu mir gesteckt, aber in weniger als zehn Minuten waren sie bis auf das letzte verschwunden, und ich ergab mich lieber in mein Schicksal überall mit einem senza moccolo! begrüßt zu werden, als daß ich es versucht hätte, den fruchtlosen Kampf meiner nordischen Unbehülflichkeit mit der federkräftigen Gewandtheit der Römer zu erneuern.

Dort um jenen Wagen, gegenüber der Kirche von S. Carlo, entbrennt der Kampf am heftigsten. Es sind Damen darin in den beliebtesten Opernmasken, eine als figlia di regimento besonders reizend. Allgemeiner Beifallsruf erhebt sich. O che bella figlia di regimento! Eine andere in altpreußischer Offizierstracht ward mit einem o che belle rè Federigo! von dem jubelnden Volke begrüßt, ohne daß darum das Bestreben, ihrer Fackel das Lebenslicht auszublasen, im Mindesten nachgelassen hätte. In dem Augenblicke, wo es einem der kühnsten Angreifer gelang, hatte ich das Hinterrad des Wagens erstiegen, und reichte der Schönen ein schnell dem Nächsten entrissenes brennendes Kerzchen zum Wiederanzünden dar. Sie lüftete die rosafarbene Drahtmaske mit einem rei-

zenden mille grazie, Signor! und reichte mir einen Veilchenstrauß, den sie vom Karnevale noch im Knopfloch trug. Aber in demselben Augenblicke blies sie mir verrätherisch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! meine Kerze aus. Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Ich schleuderte die ausgeblasene Kerze in das Gewühl, und sprang mit einem galanten: l'avete acceso nel mio cuore! vom Wagen hinunter, um wieder den sicheren Hafen meines Balkons zu erreichen.

Mitten in diese hellflammende Lust des reizenden Wahnsinnes, mit welcher der fröhliche Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave Mariageläute von den zahllosen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all der strahlende Glanz des heitersten Festes, „ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche."

Vergleicht man diesen schwachen Versuch mit der Goethe'schen Schilderung des Moccoliabends, so dürfte auch hier das Ergebniß sein, daß auch dieser Theil der römischen Festfreude des Karnevals, so bacchantisch sie immerhin einem Nordländer erscheinen mag, sich zu ihrem Vortheile verändert hat. Schon das Verschwinden jenes rohen, zu Goethe's Zeit allgemeinen Zurufes, den ich wenigstens nirgends mehr vernommen habe, scheint dies zu beweisen. Ist doch auch das Ammazziren selbst in Rom bei weitem seltener geworden, als zu jener Goethe'schen Zeit, wo alle Woche ein Paar Mordthaten vorfielen.

Ich habe schon zu Anfang meines Berichtes über das heutige Karneval von Rom bemerkt, daß Goethe eigentlich nirgends auf das römische Karneval gut zu sprechen sei, daß man diese Stimmung seiner Beschreibung überall anmerke. Wenn er dessen ungeachtet auf dieselbe die größte Sorgfalt verwendet, und die Erscheinungen bis in's kleinste Detail schematisirt, so geschieht dies nur zufolge jenes ihm eigenthümlichen realistischen Tik's, welcher ihn eine ähnliche Sorgfalt der Beschreibung selbst den widerwärtigen Ungeheuerlichkeiten des verrückten Prinzen Pallagonia zuwenden ließ. Wo er aber im Zusammenhange seine Herzensmeinung in den Briefen ausspricht, da sieht man recht, daß er an dem so fleißig und mühsam Geschilderten in der Wirklichkeit keine Freude gehabt hat. „Nun ist der Narrheit ein Ende," ruft er am Aschermittwoch, den zwanzigsten Februar 1787 aus. „Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen."

In mir hat das Karneval von 1846 den entgegengesetzten Wunsch zurückgelassen, und wenn Euch die eben gelesenen Blätter eine ähnliche Stimmung hervorgerufen haben, so ist ihr Zweck vollkommen erfüllt.

Nach dem Karneval.

Rom, den 24. Februar 1846.

Wie tiefsinnig und rührend zugleich ist das Wort des sterbenden Sokrates in Platon's Phädon über die enge Verbindung von Lust und Schmerz! Der Kerkermeister hat ihm so eben die schweren, langgetragenen Fesseln gelös't, und in dem Genusse der, für eine kurze letzte Stunde wiedergegebenen, freien Bewegung seiner Glieder ruft der heitere Weise den weinenden Freunden zu: „Wie wunderbar ist es doch bestellt mit dem, was die Menschen Lust nennen, und mit dem Verhältnisse derselben zu ihrem Gegensatze, dem Schmerz! Zusammen wollen sie nie bei dem Menschen erscheinen; aber wer dem einen nachgeht und es ergreift, wird fast immer auch zugleich das andere mit erhalten. Lebte Aesop, er würde sagen, der Gott, welcher diese feindlichen Gegensätze vergeblich auszusöhnen versuchte, habe, da er dies nicht vermochte, ihre Häupter zusammengeknüpft, so daß, wem das eine zu Theil wird, bald auch das andere im Gefolge des ersten sich nahen sieht!“

Ich wüßte die Stimmung, welche sich unmittelbar am Schlusse des Karnevals meiner bemächtigte, nicht besser zu bezeichnen, als mit der Erinnerung an diesen Ausspruch des weisesten unter den Hellenen. Nie werde ich das Gefühl vergessen, mit welchem ich von meinem Balkone herab wohl noch eine Stunde nach dem Schlusse des Karnevals in den Korso niederschaute, der soeben noch ein wogendes Meer von Licht und Lust und Flammen, nun plötzlich in Nacht und Schweigen gehüllt erschien. Dieser Tod mitten in der höchsten Fülle

des Lebens, dieses Enden der jubelnden Lust in ihrem flammendsten Auflodern hat etwas ungemein Poetisches, tief die Seele Ergreifendes. Nur die Südländer allein wissen die schöne Lust schön zu enden.

Das Avemariageläute war längst verhallt, als ich über den Korso durch die Griechenstraße dem Monte Pincio zuwanderte. Mit Schmerz dachte ich daran, wie der erste Schlag der Glocke diesen Geist der freien Menschlichkeit, des allgemeinen Wohlwollens und Vertrauens, welcher dies schönste aller Feste verklärt, für ein ganzes langes Jahr zu Grabe geläutet habe. Auch mir war es, als sei mein glückliches römisches Leben, als seien Jugend, Freiheit und Schönheit des Daseins mit ihm zu Grabe geläutet.

Mitternacht ist vorüber, während ich dies schreibe. Von der Piazza her tönt das laute Rauschen der mächtigen Trevifontäne, und dazwischen klingt aus der Ferne der lang ausgehaltene Ton eines Ritornells wie ein Klageseufzer über das Ende des schönen Festes durch die warme Frühlingsnacht. Meine Seele ist traurig bis zum Tode. —

Den Abend nach dem Erlöschen der Moccoli fand sich der größte Theil unserer karnevalischen Balkongesellschaft in den gastlichen Räumen der Bourkard'schen Wohnung auf Monte Pincio wieder zusammen. Ein junges, deutsches Künstlerpaar, der Maler Hummel aus Weimar mit seiner Frau, sollte uns unmittelbar nach dem Karneval verlassen. Es war die erste Lücke, welche in unsere kleine engverbundene römische Gesellschaftswelt gerissen werden sollte, und der bevorstehende Verlust ward um so tiefer empfunden, je allgemeiner beliebt die Scheidenden gewesen waren. Eine schwermüthige Stimmung lag über der ganzen Gesellschaft, und diese Traurigkeit bildete einen selt-

samen Kontrast mit der fröhlichen Ausgelassenheit der eben erst vorübergerauschten Stunden. Ein Jeder von uns konnte jetzt die Tage zählen, in deren Verlaufe bald ein so eng an einander gewöhnter Kreis guter Menschen nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstieben sollte. Kein Gespräch, kein Scherz wollte gelingen. Die Maler zeichneten und tuschten für die Scheidenden Albumblätter, andere schrieben allerlei Erinnerungsworte, gereimt und ungereimt, wie es kam. Die meinigen, der liebenswürdigen Frau gewidmeten, lauteten mit Bezug auf unsere kleinen Moccoliabenteuer:

Wie so gern im Karnevale
Löscht ich Dir Dein Lichtelein,
Daß von Deiner Augen Strahle
Heller fiel' auf mich der Schein.

Diese holden Augensterne,
Nimmermehr vergess' ich sie!
Klagend ruf' ich's in die Ferne:
Rom ist — senza Moccoli!

Rom, den 27. Februar 1846.

Nach der brausenden Lust des römischen Karnevals ist die ruhige Stille der Quaresima doch eine wahre Erquickung. Der Fremdenstrom beginnt allmälig abzufluthen. Schon am Aschermittwoch sah ich vor allen Hotels am spanischen Platze, im Korso und der Via Condotti die Reisewagen der Engländer packen, welche während der Fastenzeit nach Neapel und Florenz eilen, um erst zur Settimana santa, der Osterwoche,

wieder nach Rom zurückzukehren. Mode und Herkommen haben den Zug dieser modernen Zigeuner so geregelt, daß ihr Erscheinen und Verschwinden in den Hauptorten Italiens fast einem Naturphänomen ähnlich sieht. Die Theater sind geschlossen. Bälle und große Gesellschaften haben aufgehört, und ich sehe mit Vergnügen die Aussicht vor mir auf eine schöne, stille, ruhige Zeit von Betrachtung und Genuß alles dessen, was nur Rom allein bieten und gewähren kann. Noch fast zwei Monate liegen vor mir, und ich bin entschlossen, sie zu nutzen, so gut ich es nach Kräften und Erfahrungen vermag.

„In Rom," sagt Winckelmann, „muß man Alles mit Ruhe suchen." Und ebenso giebt er die goldene Regel: „Nähere Dich den Werken des Alterthums in der Hoffnung, viel zu finden, so wirst du viel suchen; aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten!" Das ist nun Alles ganz vortrefflich. Aber zu solcher innerlichen Ruhe der Betrachtung gehören Zeit und Sicherheit des Bleibens, die Gewißheit und behagliche Zuversicht des Immerwiederkehrenkönnens, wie sie der glückselige deutsche Heide in seinem Rom besaß, und wie sie gerade Unsereiner nimmer haben kann. Seit das Karneval vorüber und meine Perspektive auf die letzte Abschiedsstation des Osterfestes eröffnet ist, scheinen mir die Tage mit Sturmesschnelligkeit dahin zu eilen, und es wird mir zu Muthe, als hörte ich nicht bloß, nein, als sähe ich auch den Flügelschlag der Zeit über meinem Haupte vorübersausen. Dabei ist kein Aufenthalt, kein Studium an irgend einem Orte zeitkostspieliger als in Rom. Alles ist weit verstreut, es gilt oft stundenlange Wege zu machen, um irgend etwas Sehenswerthes aufzusuchen, und wenn man anlangt, so fehlt vielleicht

ein Permesso, oder der Kustode ist nicht bei der Hand, oder es ist gerade eines von den unzähligen Kirchenfesten, an denen sich in Rom die meisten Sammlungen schließen. Oder endlich man gelangt hin, und vertieft sich in die Betrachtung eines oder des anderen Kunstwerkes. Da kommt ein Haufe neugieriger Touristen und Gallerienbelaufer, die geführt sein wollen. Der Kustode darf uns nicht allein lassen, wir müssen wohl oder übel weiter, und uns durch eine Reihe von Sälen schleppen lassen, an deren Inhalt uns gerade jetzt nichts liegt. Und so ist im Umsehen ein Vormittag hin, und man geht endlich davon mit dem seufzenden Vorsatze, jedenfalls noch einmal wiederzukehren, woraus dann im seltensten Falle etwas wird, oder bei der Fülle des zu Sehenden etwas werden kann.

Mit solchen Gedanken verließ ich gestern den Lateran, in dessen Museum ich früh Morgens mit H. gegangen war, um mir noch einmal die Seele an dem Sophokles und an den Abgüssen der Parthenonsskulpturen zu erquicken, welche dort als ein Geschenk von England an den Papst aufgestellt sind.

Um die Räume des prächtigen Lateranpalastes zu benutzen, der, weil es jetzt dort ungesund sein soll, nicht mehr vom Papste bewohnt wird, hat man die mächtigen Zimmer und Säle zur Anlage eines neuen Museums verwendet, und in demselben die Funde der letzten Nachgrabungen, sowie vieles Andere aufgestellt, wofür in dem Vatikanischen Museum kein Platz mehr war. Ein Verzeichniß ist natürlich noch nicht gemacht, denn mit dergleichen beeilt man sich hier nicht. Aber der alte Kustode weiß ziemlich gut Bericht zu geben, und ein Aufsatz im Morgenblatte, dessen Mittheilung wir dem Verfasser, einem hier lebenden jungen Archäologen, Dr. Brunn,

verdanken, giebt wenigstens die wesentlichsten Notizen für die Benutzung der reichen Sammlung. *)

Von ihren Schätzen bemerke ich nur Folgendes, was ich mir bei wiederholtem Besuche immer wieder angesehen habe. Zunächst die prachtvolle Gewandstatue des Sophokles, gefunden vor etwa sieben Jahren in einer alten Villa bei Terracina. Bisher galt der Aristides oder Aeschines im Museo Borbonico zu Neapel für die vollendetste unter den erhaltenen antiken Gewandstatuen. Aber jetzt ist dieser Anspruch auf den Lateranischen Sophokles übergegangen, und das mit Recht. Denn dies Meisterwerk kann in der That für ein Muster dieser Gattung von antiker Portraitbildung gelten.

Hoch und frei aufgerichtet steht der göttliche Dichter da. Das weite Gewand, scharf von der linken nach der rechten Seite hinübergenommen, läßt die rechte Hüfte und die ganze untere rechte Seite des Beines straff und mächtig hervortreten. Der rechte Arm ruht eingebogen im Gewande, das unter der rechten Hand weg über die linke Schulter geworfen ist, fast in der Weise, wie noch heute die Italiener den Mantel tragen, so daß ein Theil in schönen Falten hinten über die Schulter herabfließt. Die Haltung ist ein Gemisch von der Freiheit des heutigen Römers aus dem Volke und von der Würde des angesehenen Atheners. Der linke Arm ist in die Seite gestemmt, und seine Haltung vermehrt den Gesammteindruck des Sicherberuhenden, welcher über der ganzen Gestalt

*) Erst im Jahre 1867 ist von zwei jungen deutschen Gelehrten O. Benndorf u. R. Schöne eine vollständige Beschreibung der Schätze des Lateranmuseums erschienen. S. Ein Winter in Rom, S. 492—513.

ergossen liegt. Der Bart spielt voll und kraus um Kinn und Lippe, das Haupthaar fällt schlicht und sanft auf Stirn und Schläfen herab. Das Gesicht, mäßig nach oben gerichtet, schaut frei und sicher in die Welt. Man sieht es dem göttlichen Poeten an, daß er die Schönheit liebte. Die Tänia, welche sein Haar umgiebt, bezeichnet den siegreichen Dichter, der zwanzigmal im Kunstwettstreite mit Aeschylus und Sophokles den ersten Preis davon getragen. Er ist vorgestellt in der ersten Frische des noch jugendkräftigen Mannesalters, und das Ganze sicher Portrait. Die Füße sind beschuht, Hals und ein kleines Stück der Brust sind nackt. Ergänzt sind nur die Füße und eine Hand. Nun aber die Gewandung! Wie herrlich, klar, frei und groß und doch durchaus künstlerisch konventionell! Hier sieht man es wieder recht: diese Alten haben es gewußt, daß die Kunst eine Natur in sich ist mit ihren eigenen Gesetzen. Nichts ist lehrreicher für die Einsicht in die Behandlung der antiken Kunstgewandung, als die vergleichende Betrachtung zweier Meisterwerke, wie dieser Sophokles und der Aristides im Museo Borbonico zu Neapel. Und darum ist es lobenswerth, daß man im Lateranmuseum Künstlern und Kunstforschern eine solche Vergleichung durch Zusammenstellung der Gypsabgüsse beider Statuen erleichtert hat. Dem Sophokles gegenüber erscheint jene Arbeit, Gewandung und Gefält an der Statue des Aristides fast kleinlich, überladen, unmäßig angestrafft, nicht dienend, um die Gestalt selbst hervorzuheben, sondern selbstständige Geltung und Beachtung in Anspruch nehmend. Dadurch wird die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt, die Gestalt selbst tritt zurück, und erscheint überall gebunden und

gehemmt, während bei dem Sophokles das Umgekehrte der Fall ist.

Und dies Meisterwerk zierte die Villa irgend eines römischen Freundes der Sophokleischen Muse in der kleinen Landstadt Terracina-Anxur, wo jetzt wohl selbst unter den Priesterprofessoren hoch oben auf dem Kloster, welches über das blaue Meer hinausschaut, nicht einer ist, der von Sophokles mehr als den Namen kennt *).

Rom, den 28. Februar 1846.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den der erste Anblick jener Abgüsse der im Britischen Museum befindlichen griechischen Skulpturwerke vom Parthenon auf mich machte. Freilich hatte ich oft gehört und gelesen, daß in diesen Trümmern die höchste Blüthe griechischer Kunst erhalten sei. Aber was will Lesen und Hören bedeuten, wo es mit eigenen Sinnenaugen zu schauen gilt.

Ich hatte nun doch bereits in Florenz, Rom und Neapel die höchste Schönheit alter Plastik in den weltberühmten Meisterwerken gesehen, und dennoch war es mir beim Eintritt

*) Die Statue ward von Arbeitern in einer Vigne des jetzigen (1864) „Grafen" Gregorio Antonelli, Bruder des allmächtigen Kardinal-Staatssekretairs, aufgefunden. Als Papst Gregor XVI. bald nach der Auffindung Terracina besuchte, brachte Antonelli dem hohen Gaste dieselbe als Geschenk dar, wodurch er den Grund zu seinem späteren Glücke legte. (Nach mündlicher Mittheilung Rudolf Lehmann's 1859.)

in die unteren Säle des prachtvollen Lateranpalastes, wo jene Abgüsse aufgestellt stehen, als weiche das Alles ehrfurchtsvoll zurück gegen diese spärlichen, trümmerhaften Reste der Gestalten, denen Phidias selbst einst das schönheitsvolle Leben seines göttlichen Geistes einhauchte.

Von den Skulpturen des östlichen Giebelfeldes ergriff mich am tiefsten die eine der Gruppen von je zwei weiblichen Kolossalfiguren mit fast zauberhafter Gewalt. Man weiß wenig von Skulpturwerken selbst, von deren Komposition und den durch sie dargestellten Personen. Die Gelehrten ergehen sich darüber in allerhand Kombinationen und Vermuthungen. Alles, was wir wissen, ist, daß auf den beiden Giebelfeldern des herrlichsten aller alten Tempel, dessen Reste noch jetzt von der Höhe der attischen Akropolis auf das wiedererstandene Athen herabblicken, Pallas, die Schutzgöttin Athens, die Hauptrolle spielte, daß auf dem einen, dem östlichen Giebelfelde, ihr erstes Erscheinen im Olymp, auf dem westlichen ihr Sieg in dem Wettstreite mit Poseidon um die Ehre, Schutzgottheit von Athen zu sein, dargestellt war.

Jene Gruppe nun, die ich meine, bilden zwei kolossale Frauengestalten, von denen die eine so neben der anderen und fast in deren Schooße ruht, daß sie Rücken und Schulter gegen den Busen und gegen die linke Seite der anderen sitzenden Figur gelehnt hat, während sie sich mit dem rechten Arme, dessen Ellenbogen auf dem Schooße der anderen ruht, leise aufstützt. Die erhöhter sitzende hält ihren linken Arm weich und lind hinabgesenkt über die linke Schulter der an ihrem Busen ruhenden Schwester. Unaussprechlich weich, sanft und fließend ist dieses Ineinander beider Figuren hingegossen, und der Ausdruck der vollen Gegenseitigkeit dieses liebend umfan-

genden Beieinanderruhens webt über die Gruppe einen göttlichen Zauber. Es sollen zwei Landesgottheiten Attika's, altattische Horen oder Charitinnen sein, nach der Deutung der Alterthumsforscher. Immerhin! Für mich, der ich diese Gruppe, getrennt von dem einstigen Zusammenhange mit der ganzen ursprünglichen Komposition, als ein eigenes, für sich bestehendes Ganze betrachten, der ich darauf verzichten muß, die für ewig vernichtete Gesammtheit des unsterblichen Werkes mit Augen zu schauen, — für mich sind diese Gestalten eben nur zwei göttlichschöne Weiber, zwei Schwestern, die auf Bergeshöhen ruhend, sich umschlungen halten und in träumender Ruhe hinausschauen auf Land und Meer zu ihren Füßen. Die süße Ruhe der liegenden Gestalt hat etwas unaussprechlich Wonnigträumerisches. Man fühlt es gleichsam mit dem Auge, wie sanft gebettet jeder Theil des schönen Leibes sich dieser Ruhe überläßt. Die Brüste sind weit tiefer und mäßiger, als bei den meisten übrigen antiken Statuen, die ich bisher gesehen. Sie sind durchaus im natürlichen Verhältnisse, während sie bei den übrigen, z. B. bei so vielen unbekleideten oder halbbekleideten Venusstatuen, wie mit der Schnürbrust emporgetrieben erscheinen.

Die ganzen Leiber sind bedeckt mit fließender Gewandung, die tief hinab bis zu den Füßen reicht. Nur der Hals und ein Theil der Brust und Achseln, namentlich an der liegenden Figur, erscheinen nackt, sowie die Arme, an denen das Gewand von der Achsel bis gegen das Ende des Oberarms leicht zusammengenestelt ist. Wie diese Gestalt so daliegt, die Füße übereinander geschlagen, die schönen Glieder von der Fülle des feinen, durchsichtigen Gewandes in tausend leisen Falten überfluthet, gleicht sie einer jener schönen Meereswellen, wie

ich sie oft in prachtvoll geschwungenen Bögen unmerklich sanft an Sicilien's Küsten heranspülen sah. Ueber den Gürtel, der die Mitte des Leibes umschließt, wallt die Fluth kleinerer Bauschungen des Obergewandes wie eine mäßige Brandung empor, um dann über Schooß und Hüften an den schön gezeichneten Schenkel sanft hinabzufließen. Von Hals und Obertheil der Brust und von der rechten Achsel ist das Gewand leise hinabgeglitten, und kein Wort genügt, die Schönheit der dadurch entstehenden Linien auszudrücken, oder die süße Pracht des Theiles, wo sich die Achsel sanft zur Brust hinabsenkt, und dann im allmäligen Anschwellen sich zum Rund des Busens aufwölbt, ahnden zu lassen. Die Zeichnung in den Heften von Müller und Oesterley, auf die ich Euch hier allein verweisen kann *), giebt davon freilich keine Ahnung.

In einem anderen Saale steht der Abguß des Flußgottes Ilissos, verstümmelt, hauptlos, der Unterarme und Füße beraubt. Und doch ist so viel Geist und Seele und göttliches Leben über dem Gewächse dieses herrlichen Leibes ergossen, daß man fast die Verstümmelungen vergißt über demjenigen, was die Verwüstung noch übrig gelassen hat. Ja, so zwingend ist die Gewalt der Idee, die das Ganze schuf und noch jetzt jeden Rest desselben ganz erfüllt, daß der Beschauende unwillkürlich selbst produktiv und getrieben wird, sich das Nichtmehrdaseiende sinnlich zu ergänzen. Die Großheit der Formen dieses Leibes hat in ganz Rom nur an dem Torso

---

*) Denkmäler der alten Kunst von Ottfr. Müller und C. Oesterley. Bd. I. Heft 2. Tafel 26 und 27. Figur 120 f.

des Herkules im Vatikan wenigstens einigermaßen ihres Gleichen.

Bei einer zweiten sitzenden Jünglingsgestalt ist der Kopf, freilich mit argen Zerstörungen, erhalten. Und doch! wie siegreich bricht durch all die Verwüstung die göttergleiche Schönheit in diesem Antlitze hervor! Er sitzt, mehr aufgerichtet als der ruhende Ilissos, auf den linken Arm gestützt, den rechten Unterarm erhoben. Beide Gestalten sind völlig unbekleidet.

Die Pferdeköpfe, die einst den Rossen des Sonnengottes am Parthenonsgiebel angehörten, sind groß und erhaben, wie eine olympische Siegesode Pindar's. Sie haben in der Wirkung für den Beschauer den Ausdruck vollkommener Naturwahrheit, während sie doch von der anatomischen Realität unendlich verschieden sind. Aber diese Verschiedenheit wird bedingt durch die Verschiedenheit des Materials. Der Künstler bildete diese Erscheinungen und Formen, wie die Natur selbst sie gebildet haben würde, wenn ihr Material der Marmor des Bildhauers gewesen wäre, er „stilisirte" sie, wie die heutigen Künstler sagen.

Die Reliefs der Metopen: Kampfscenen zwischen den Lapithen und Kentauren, und der Amazonenkampf, Darstellungen von unbändiger Macht und Gewaltsamkeit. Die Reliefs des Frieses, den feierlichen Zug der Panathenäen darstellend, wie er dem Tempel der Göttin nahet, um ihr die geweiheten Festgaben in ihrem Heiligthume darzubringen, sind von einer epischen Harmonie, wie sie nach Phidias kein Werk dieser Art wieder erreicht hat. Dieser Festzug ist eigentlich nichts anderes, als eine Schaustellung aller Herrlichkeit und Schönheit, welche der Genius des Volkes selbst, den es als seine

Gottheit Athene verehrte, in schöner Thätigkeit und Kunst aus sich entfaltet hat *).

Klar und scharf treten diese griechischen Reliefdarstellungen heraus und hervor, je ferner man steht, eben weil hier die Behandlung flach gehalten ist. Dagegen werden im gleichen Verhältnisse des Lichtes und der Entfernung des Beschauers jene römischen Reliefdarstellungen, welche durchgeschnittenen Statuen gleichen, nur um so undeutlicher; und während jene Behandlung, welche die Reliefﬁguren mehr und mehr von der gemeinsamen Fläche ablöſ't, größere Selbstständigkeit und perspektivische Deutlichkeit bewirken möchte, erreicht sie gerade das Umgekehrte, ein unruhig wirres Durcheinander. „Daran ist die runde, statuarische Behandlung Schuld," sagte der Bildhauer Steinhäuser, mit dem ich zuerst diese Vergleichung anstellte. „Die Künstler der späteren, besonders der römischen Zeit, haben mit dem Meißel — malen wollen." Freilich sind auch die Metopenbildwerke des Parthenon vom höchsten Relief, fast statuarisch abgerundet. Aber diese Behandlung war bedingt und gefordert durch den Platz, den sie an der Außenseite der Tempelhalle, hoch oben in hellster Beleuchtung des Tageslichtes einnahmen; während die römische Zeit auch da Hochrelief anwandte, wo diese Bedingungen nicht vorhanden waren.

In einem der Säle des Lateran sahen wir eine Reihe von Grabmonumenten, Sarkophagen u. s. f. Unter diesen bemerkte ich eine überaus anmuthige Reliefdarstellung auf dem Grabe eines Knaben. Zwei Knaben hatten einen Hahnenkampf

---

*) Eine Schilderung desselben s. in meinem Torso, Th. I, S. 177—183.

gehalten, der so eben zum Nachtheil des einen entschieden ist. Der siegreiche Hahn, den Kranz in der erhobenen Pfote haltend, wird von dem einen Knaben fröhlich zu dem Altare geführt, auf welchem sich die Siegespreise befinden. Den besiegten trägt der andere weinend in seinen Armen fort. Die Darstellung ähnlicher Kinderspiele auf Grabmonumenten sah ich oft, und nie ohne Rührung. Genaueres über die Sitte selbst, dergleichen auf Grabmälern abzubilden, und über den ethischen Grund derselben, habe ich nirgends finden können, und eine symbolische Deutung, wie sie allerdings bei sehr vielen Kunstdarstellungen auf alten Grabmonumenten und Sarkophagen von Alterthumsforschern nachgewiesen worden ist, scheint doch hier nicht anwendbar zu sein.

Eine andere jener Reliefdarstellungen giebt uns ein Bild von einer antiken Theaterprobe. Der tragische Schauspieler ist sitzend dargestellt, seine Maske in der linken Hand haltend. Auf dem Tische vor ihm liegen zwei andere Masken, eine tragische und eine komische. Die Rolle steht auf einer Art von Pult vor ihm. Zu seiner Rechten befindet sich eine weibliche Figur, offenbar eine Schauspielerin in Aktion.

Zwei andere Sarkophage mit Reliefs, welche das Geschick der Niobiden und Scenen aus der Orestesfabel darstellen, sind gleichfalls von vortrefflicher Kunst, und offenbar größeren Mustern nachgebildet. Auch die Amazonenkämpfe fand ich als Schmuck solcher Grabmonumente benutzt. Welcher Gedanke aber bei dieser Art von Grabreliefs der leitende und bestimmende für die Auswahl des Gegenstandes gewesen sein mag, wüßte ich ebensowenig anzugeben. Individuelle Liebhaberei scheint hier ebenso gut wie der Zufall gewaltet zu ha-

ben, da solche Arbeiten auch auf den Verkauf in Vorrath gemacht wurden.

Schließlich erwähne ich noch von den Schätzen des Lateranmuseums die vor etwa sechs Jahren bei Palestrina gefundene Kolossalstatue des Antinous *), vielleicht die schönste aller Antinousstatuen des Alterthums. Die von sanfter Traurigkeit überschatteten Züge des reizenden Angesichtes, die Fülle der kräftigen Brust und die schwungvolle Bildung der Glieder geben dem Ganzen, trotz der Kolossalität der Formen, das vorherrschende Gepräge des Anmuthvollen. Als dieser schönste aller Jünglinge, der Liebling des Kaisers Hadrian und dessen Begleiter auf seinen Reisen durch das ganze Römerreich, in religiösem Wahne dem Wohle seines Gebieters sich opfernd, seinen Tod in den Wellen des Nil gefunden hatte, verbreiteten sich durch die Verehrung, welche der trostlose Kaiser dem hingeschiedenen Lieblinge zollte, über die ganze alte Welt eine Menge von Statuen und Reliefs, welche zum Theil als Bacchus ihn idealisirend, seine Schönheit verewigten. An diesen Antinousbildern besonders zeigte sich der erneuete Aufschwung der plastischen Kunst in jener Zeit des kunstliebenden Kaisers. Dem Kopfe dieses Antinous wußten die Künstler, wie ein berühmter Kunstkenner bemerkt, einen Ausdruck zu verleihen, der zugleich eine Trauerklage des früh verblichten Jünglings und der im Scheiden neu aufblühenden Kunst zu sein scheint.

Als wir nach einer Reihe von Stunden müde und matt vom Sehen aus dem einsamen Lateranpalaste traten, neigte sich eben die Sonne hinter Monte Mario ihrem Untergange

---

*) Jetzt (1867) aufgestellt in der Rotunde des Vatikanmuseums.

zu. Von der Fronte der hohen Laterankirche aus, auf den Marmorstufen sitzend, welche zu der stolzen Säulenhalle führen, sahen wir über den breiten Platz und die altersbraunen Stadtmauern und Aquäduktenbögen hinweg die Campagna und das blaue Albanergebirge in unbeschreiblicher Klarheit vor uns liegen. Dann gingen wir alle drei in eine nahe Osteria con cucina — der Zusatz bedeutet, daß dort nicht bloß Wein sondern auch Speise zu haben ist, — und ließen uns in dieser ächt römischen Schenke, welche, der Künstlersage nach, in dem Leben des Meisters Cornelius eine wichtige Rolle spielt, den Vino dolce von Fraskati nebst römischem Schinken vortrefflich munden. Kneipen, wie diese, muß man sehen, um Goethe's Begeisterung für diese

„Osterien, wie euch schicklich der Römer benennt" —

zu verstehen. Schütze der alte römische Gott diese herrlichen Institute noch lange vor der modernen Restaurationskultur unserer Hauptstädte, und erhalte ihnen ihre rauhen Holzbänke und Tische, ihre grünen Hoflauben und ihren vortrefflichen Wein!

Rom, den 28. Februar 1846.

Im Lateranpalaste, von dessen Kunstschätzen ich Euch gestern geschrieben, befinden sich auch die Abgüsse der aeginetischen Bildwerke, ein Geschenk des Königs von Baiern an den Papst, der sich indessen um Kunst und Kunstwerke dieser Art so wenig kümmert, als um die Wolken vom vorigen Jahre. Die Reihe dieser Statuen, deren Originale,

von Thorwaldsen restaurirt, die Münchener Glyptothek zieren, bildeten den Giebelschmuck eines Minervatempels auf der Insel Aegina, wo sie vor fünfunddreißig Jahren aufgefunden wurden. Gegenstand der Darstellung ist der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklus. Aegina's Stammheroen hatten diesen Kampf der Heldensage ausgefochten, und die Darstellung desselben am Tempel der Göttin verherrlichte zugleich mit dem Ruhme der Vergangenheit den Siegesglanz der Gegenwart, den Thatenpreis der tapferen Aegineten im glorreichen Befreiungskampfe von Hellas gegen die persischen Barbaren.

So oft ich diese ältesten Denkmale der griechischen Plastik anschaute — schon vor vier Jahren in München, — fragte ich mich und Andere nach dem Grunde: weshalb der Gesichtsausdruck aller dieser Gestalten, sowohl der Anstürmenden und Kämpfenden, als der Verwundeten und Sterbenden, immer und überall ein und dasselbe stereotype Lächeln zeigt. Dieser stehende Ausdruck des Lächelns ist bei allen ältesten griechischen Bildwerken, so z. B. auch bei den Selinuntischen Reliefs in Palermo, von denen ich früher erzählt *), zu bemerken. Nirgends bei den Kunsthistorikern fand ich darüber Aufschluß. Selbst der neueste unter denselben, Karl Schnaase, begnügt sich, dies „steife, bedeutungslose Lächeln" bei den Werken dieser ältesten, hellenischen Kunstepoche zu erwähnen. „An Seelenausdruck," setzt er hinzu, „war noch nicht gedacht." Aber das Lächeln ist ja doch selbst schon ein Seelenausdruck! Und „bedeutungslos" mag es wohl uns erscheinen; aber sicher doch nicht den Künstlern, welche es schufen, und so feststehend

---

*) Bd. I. II. S. 615—621.

bei allen ihren Gestalten beibehielten. Es bleibt also immer noch die Frage übrig: warum verliehen diese alten Künstler denselben gerade diesen und keinen andern Ausdruck? Bloße Ungeschicklichkeit ist hier ebensowenig anzunehmen, als gänzliche Absichtslosigkeit. Welche also war die Absicht, die Bedeutung?

Ich denke mir die Sache so. Alle diese ältesten, plastischen Bildwerke dienten religiösen Zwecken, waren Zierde und Schmuck von Göttertempeln, und standen mit der Verehrung der Götter selbst, welche in diesen Darstellungen immer eine bedeutende Rolle einnahmen, im engsten Zusammenhange. Sicher also war auch die Absicht und Bedeutung jenes Gesichtsausdruckes eine religiöse. Menschliches Leiden und menschliche Leidenschaft, Zorn, Wuth, Schmerz, Verzweiflung, Schauer des Todes — wenn auch durch die Situation gefordert — in solchen Darstellungen naturgemäß auszudrücken, mußte der alten frommen Scheu des hellenischen Geistes widerstreben, ja ihr gleichsam eine Befleckung und Verunreinigung der Götter und ihres Heiligthumes bedünken. Dieses Lächeln war vielmehr ein Euphemismus, ein Erzeugniß desselben Sinnes, der die rächenden, finsteren Gottheiten die Wohlgesinnten, die „Eumeniden" nannte.

Ich möchte damit auch das vergleichen, was man im Homer die „epische Ruhe" nennt, mit welcher der schaffende Geist des Dichters über dem Endlichen steht, dessen Erscheinung er schildert.

Der hellenische Künstler dieser ältesten, epischen Periode, welcher aus dem Homerischen Epos irgend eine Scene zur Verherrlichung der Gottheit darzustellen hatte, deren Tempel er schmücken sollte, verfuhr also gleichsam symbolisch. Er

streifte von dem Geschehenen, von dem endlichen Vorgange, wie gleich hier in der Darstellung des Kampfes um die Leiche des gefallenen Helden, alles dasjenige ab, was als Ausdruck menschlicher Leidenschaft, als Zeichen der Schwäche menschlicher Natur, der endlichen Wirklichkeit angehört, und verlieh dafür seinen Gestalten jenes ruhige Lächeln als ein Zeichen ihrer Idealität, ihrer gereinigten und verklärten Existenz im Kunstgebilde. Er konnte dies aber um so eher, oder vielmehr es blieb ihm zur Erreichung seiner religiösen Intention kaum ein anderer Ausweg übrig, je weniger noch der volle Sinn für die Schönheit der menschlichen Natur und die Bedeutung des Charakteristischen der Kunst jener Zeit überhaupt erschlossen war. Erst als der Gedanke sich in Bildung und Kunst zur vollen Schönheit und zu dem ganzen Adel der vollen Menschlichkeit erhoben hatte, mußte auch in der Plastik das Symbolische der Sache selbst, das abstrakte, religiös Euphemistische der künstlerischen Wahrheit des wirklichen Ausdruckes weichen. Eine Analogie hierzu bilden die Darstellungen der Minerva aus der griechischen Kunstperiode vor Phidias, in welchen sich das Angestrengte und Heftige der Bewegung verbunden findet mit der ruhigen Zierlichkeit wohlgeordneter, symmetrischer Gewandfalten. Auch hier lag dieselbe Symbolik zum Grunde. Die stürmische Bewegung der Göttin ist eben eine göttliche. Als solche will der Künstler sie charakterisiren, und er thut dies, indem er den Widerspruch naiv neben einander hinstellt, den Widerspruch einer Leibesbewegung, welche nicht die Wirkung der menschlichen Bewegung hervorbringt. Die ungestörte Ruhe der Gewandung ist das Göttliche. In ähnlicher Weise sind die Homerischen Götter selbst lebendige Widersprüche. Freund Hettner, dem ich diese Gedanken mittheilte, vergleicht

sehr treffend diesen religiösen Euphemismus der ältesten plastischen Kunst mit dem Heiligenscheine der ältesten christlichen Malerei. Wie jenes symbolische Lächeln in der Blüthezeit der hellenischen Plastik verschwindet, so finden wir auch den symbolischen Heiligenschein bereits bei Rafael und Michel Angelo entweder ganz verschwunden, oder zur unbedeutenden Abkürzung einer matten, goldenen Kreislinie zusammengezogen.

Sind die obigen Gedanken richtig, so ergiebt sich, meine ich, ein natürlicher Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der alten Plastik für den seelischen Ausdruck ihrer mythologischen Darstellungen:

Aelteste Zeit, welcher die Aeginetischen Bildwerke und die Selinuntischen Reliefs angehören: feststehendes Lächeln ohne Rücksicht auf Charakter, Situation und Naturwahrheit, als symbolischer Ausdruck der über die Endlichkeit erhabenen Idealität, und zugleich als religiöser Euphemismus.

Uebergang vom Symbolischen zum wirklichen Ideal: der Ausdruck ruhiger, in sich gesammelter Ernst, plastische Ruhe als innerlich beschlossene Möglichkeit der Entfaltung zum Charakteristischen und zur Leidenschaft.

Lebendige, selbst leidenschaftliche Bewegtheit des Götterideals, bis zur Handlung mit voller Charakteristik gesteigert. Uebergang zur historischen Wirklichkeit in den weiteren plastischen Darstellungen.

Verfall, Rückkehr des Lächelnden im Ausdrucke, aber nicht als religiöses Symbol, sondern als sinnlich motivirte, reale Wirklichkeit. Zugleich Uebergang der Plastik zu genremäßiger Darstellung.

Dieser Stufengang, den ich hier nur mit wenigen Strichen hinzuzeichnen versuchte, ist selbst an den einzelnen Götter-

idealen nachzuweisen, wie ich das bereits in einem früheren Briefe angedeutet habe *).

Zu Euerer Erheiterung und zur Belohnung für das Anhören der obigen langen Kunstberichte hier eine sehr kurzweilige Geschichte.

Gestern war an unserem kleinen Mittagstische, an welchem unsere Wirthin Signora Lucia Santini uns jetzt wieder, nach ihrer Versöhnung mit Freund H., conversatione macht, von der Vorliebe der Inglesi der Thiere, besonders für ihre Hunde und Pferde die Rede, im Gegensatze zu den Italienern, welche bekanntlich im Durchschnitte diese nützlichen Hausthiere nichts weniger als aufmerksam behandeln. „Ja," sagte Signora Lucia, „das ist nun eben kein großes Verdienst für die Engländer. Sie behandeln ihre Thiere gut nicht aus Mildherzigkeit, sondern aus Egoismus und Furcht!" — „„Aus Furcht! Wie meint Ihr das?"" — „Oho über den briconcello (Schelmchen)! Als ob Ihr nicht wüßtet, so gut wie ich, daß die protestanti Inglesi bloß darum ihre Thiere so aufmerksam und sorgfältig behandeln, als wären es Christenmenschen, weil sie nach ihrer Religion glauben, daß sie nach dem Tode in solche Thiere verwandelt werden, die sie selbst im Leben gut behandelt haben, und daß ihnen dann die Vergeltung zu Theil wird, selbst wieder gute Herren zu bekommen." Wir staunten, und suchten der Donna die Sache

---

*) Bd. I. II. S. 219.

auszureden. Aber sie blieb steif und fest bei ihrem Glauben, wollte sich jedoch über die Quelle ihrer Nachricht nicht weiter auslassen, so sehr wir auch in sie drangen. Nur das schien aus gewissen Andeutungen hervorzugehen, daß diese Quelle geistlichen Ursprungs sei. Und dabei ist unsere Wirthin eine sehr geweckte und gescheute Römerin, die ausnahmsweise nicht nur lesen, sondern auch sogar schreiben kann, was bekanntlich bei römischen Frauenzimmern, selbst der wohlhabenderen Stände, eine Seltenheit ist. Charakteristisch war mir dabei, daß sich diese Italiener eine milde und sorgsame Behandlung der für die Menschen arbeitenden Thiere gar nicht anders als aus solchen egoistischen Beweggründen zu erklären vermögen, und daß ihre Pfaffen sie darin durch Erfindungen über die religiösen Glaubensartikel der ketzerischen Fremden zu bestärken verstehen. Einen großen Theil der Schuld ihrer eigenen leichtsinnigen Hartherzigkeit gegen die Thiere trägt allerdings auch die allgemeine Verkommenheit, in welcher sich Ackerbau und Viehzucht überhaupt befinden. Bei den alten Römern war es bekanntlich anders. Wie sich übrigens die neueren mit ihrem religiösen Gewissen dabei abfinden, habe ich Euch neulich bei Gelegenheit des Festes erzählt, welches zu Ehren Sant Antonio's delle Bestie, des Schutzpatrons der Thiere, gefeiert wird *). Auch ist, wie ich gleichfalls schon erwähnte, dieser Charakterzug der südlichen Völker mit ihrer ganzen Anschauungsweise der Natur auf's Engste verbunden.

Um das Gespräch von jenem Glaubensgegenstande abzubringen, erzählte Signora Lucia uns eine spaßhafte Geschichte,

---

*) Siehe Bd. III. IV. S. 319—322.

welche die übertriebene Liebe der Inglesi zu ihren Thieren veranschaulichen sollte, in der That aber nur einen Beweis lieferte, wie die schlauen Italiener dergleichen bei Gelegenheit zu ihrem Vortheile auszubeuten verstehen. Im Hause von Signora Lucia's Eltern am Korso — denn die Familie war einst wohlhabend, und bewohnte einen Theil des Palazzo Fiano, während jetzt der Mann der Tochter uns die Stiefeln putzt — dort also wohnten, so erzählte Frau Lucia, ein Paar englische Lady's, welche einen Hund hielten, mit dem sie „wahrhafte Abgötterei" trieben, und ihn behandelten, „als wäre er ein Christ." „Zenni," so hieß der Hund, saß mit den Lady's zu Tische auf einem eigenen Sessel, er fuhr mit ihnen, zuweilen auch wohl ohne sie spazieren, hatte eine eigene Person in der Frau des Lohnbedienten zur Aufwartung, und schlief in einem eigenen prachtvollen Bette. Der römische Lohnbediente sah dies alles mit großer Verwunderung, und da er nicht selten von den Launen des Lieblings zu leiden hatte, mit stillem Ingrimm. Er beschloß, sich diese Hundeverehrung zu Nutze zu machen. Eines schönen Tages war „Zenni" verschwunden. Man stellte Nachforschungen an, schickte den Lohnbedienten aus, veröffentlichte Anschläge mit Versprechen von Belohnungen für den ehrlichen Finder Zenni's, und steigerte die letzteren von zwanzig bis auf fünfzig Scudi. Zenni saß indessen ganz ruhig und wohlbehalten, nur etwas weniger gut gepflegt, in der Wohnung des schalkischen Lohnbedienten; und dieser, unter dem Vorwande, für doppelte Diäten seinen Spuren nachzuforschen, saß noch viel ruhiger in der nächsten Osteria am Korso, wo jetzt der Pizzicarol (Fleischwaarenhändler) des Papstes wohnt, beim kühlen Orvieto, und kehrte immer erst Abends, ganz erschöpft von seinen Nachforschun-

gen, deren detaillirte Schilderung er mit großer Beredtsamkeit der ängstlich wartenden Herrschaft zum Besten gab, zu den Lady's zurück. Erst als ihm die Belohnung hoch genug dünkte, erschien er plötzlich wieder mit dem glücklich Gefundenen, welcher unterdessen während seiner Haft beträchtlich magerer, aber auch um vieles artiger geworden war. Das Stück wurde, da es sich so einträglich erwiesen hatte, zwei Mal aufgeführt; erst beim dritten Male nahm es ein schlechtes Ende für Pietro, indem ihn seine bei der Theilung des Gewinnes übervortheilte Mitgenossin, die Camerista der ältesten Lady, verrieth. „Eh! Eh! che volete? sono abbastanza matti li Inglesi!" (Nun freilich! was wollt Ihr? es sind gehörige Tröpfe, diese Engländer!) das war die einzige Moral, mit welcher der unterdessen eingetretene Ehegemahl unserer Wirthin, Signor Luigi Santini, den Schluß der Erzählung begleitete, während er die dampfende Maccaronischüssel vor uns auf den Tisch setzte.

Eine römische Hofceremonie.

Rom, im Februar.

Früh Morgens erhielt ich durch den Kammerdiener der Madama M. S. eine Aufforderung, ihre Tochter nach dem Vatikan zu begleiten, woselbst in der Sala ducale ein öffentliches Konsistorium gehalten werden sollte, um einem bereits früher zum Kardinale ernannten Prälaten, dem Bischofe von Arras, Monseigneur Latour d'Auvergne, den Cappello (Kar=

dinalshut) zu verleihen, und an dem neuen Kardinale zugleich, wie der Sprachgebrauch des Ceremoniells lautet, die apertura di bocca (Oeffnung des Mundes) vorzunehmen, d. h. dem mit dem Hute beschenkten Kirchenfürsten Sitz und Stimme im Kardinalskollegium zu verleihen.

Es war früh neun Uhr, als wir durch den frischen, sonnigen Morgen dem St. Petersplatze zurollten. Ein schwerer Nachtregen hatte den lastenden Scirocco von gestern vertrieben, und wir athmeten erquickt in vollen Zügen die frischduftige, weinklare Frühlingsmorgenluft. Im Wagen hatte ich das anmuthigste und lieblichste Gegenüber von meinem Rücksitze aus zu genießen: ein liebes, holdes Kind von sechszehn Jahren mit dem herzgewinnendsten Angesichte, die Augenlider halb gesenkt über die klaren Augen, wie bei Francesco Francia's Madonnen der weiße Schleier weit über die Stirn hineinhängt. Das liebliche Wesen, — ein duftender Frühlingsveilchenstrauß, erschien durch den Kontrast zu seiner Jugendfröhlichkeit nur noch anmuthiger in dem schwarzen Gewande und schwarzen Kopfschleier, welchen das Ceremoniell des päpstlichen Hofes bei solchen Gelegenheiten als vorschriftsmäßige Tracht für die Damen verlangt. Ihr zur Seite die Dichterin Fanny Lewald mit den edlen, scharfgeschnittenen, nach dem Oriente hindeutenden Zügen. Die Letztere, beim Abholen von uns überrascht, beendete, da die Zeit drängte, einen Theil der nothwendigen Hoftoilette unter allerlei Scherzen im Wagen selber, mit dem die feurigen, schwarzen Rappen im raschen Rennen durch die enge Via di Tordinone der Engelsbrücke zubraus'ten. Von der Mitte derselben gewährt ein Blick stromaufwärts nach der rechten Seite hin die Fernsicht auf Monte Pincio, von dem die weiße Villa Medici

herableuchtete. Beim Anblicke des Häusergewirres, das sich zu ihren Füßen wie im Halbkreise um den breiten, leise fluthenden Strom terrassenförmig übereinander thürmt, rief plötzlich die Signorina mit gerührter Freude: „Ach, seht da, das ist ein Stückchen Genua!" — denn in Genua ist sie erzogen, im Kloster zwar, aber ohne klösterlichen Zwang. Darum hängt ihr Herz an der wundersamen Stadt, deren Schönheit auch mir wie der Eingang zu meinem italienischen Glückestraume bei diesen Worten leuchtend in der Erinnerung auftauchte.

Ueber den Sankt Petersplatz, wo sich auf dem sprühenden Wassergewebe der Fontainen der siebenfarbige Strahlenbogen wiegte, gelangten wir, die breiten, gelinden Marmorstufen der päpstlichen Hofburg hinansteigend, in die bereits mit der buntesten Staffage gefüllten Korridore und Vorsäle, welche zur Sala ducale führen. Ueberall Schweizergarden in ihrer alterthümlichen Tracht, die rothen Federbüsche von den schwarzen Kremphüten hängend, in gebauschten und geschlitzten Wämsern auf ihre langen Hellebarden gestützt; höhere und niedere Hofdienerschaft in halb weltlicher, halb geistlicher, immer aber malerischer Tracht, Prälaten und Geistliche aller Grade. Die Sala ducale selbst *), ein länglich viereckiger Saal, über welchem die mit rothdamastenen Vorhängen geschlossenen Fenster ein rosiges Dämmerlicht verbreiteten, war bereits mit Geladenen aller Art reichlich gefüllt. Die Blüthe

*) Der Saal führt den Namen des herzoglichen, weil in ihm früher die Päpste denjenigen Fürsten Audienz ertheilten, welche in dem römischen Hofceremoniell Duchi di maggiore potenza genannt wurden.

der fremden und einheimischen Damenwelt, von den Männern gesondert, gewährte in der schwarzen Hoftracht einen Anblick, dessen düstere Farbe mit den fröhlich lachenden Gesichtern, wie mit der rings umgebenden Pracht und farbenbunten Herrlichkeit der Kardinalsgewänder, und mit dem Glanze der militärischen und diplomatischen Uniformen einen wunderlichen Kontrast bildete. Meine Begleiterinnen erhielten von einem der dienstthuenden Kämmerlinge einen Platz auf der für Damen reservirten Estrade angewiesen, während mir selbst durch die zuvorkommende Gentilezza eines mir ganz unbekannten geistlichen Herrn der Vortheil eines reservirten Platzes in der zweiten Sitzreihe der Prälaten und Monsignoren, unmittelbar hinter den Sesseln der Kardinäle zu Theil ward. Ich erwähne dieses kleinen Umstandes, weil er einen charakteristischen Zug der römischen Artigkeit gegen Fremde enthielt, welche in diesem Falle durch die brutale Grobheit deutscher Landsleute herausgefordert wurde. Zwei Schweizerhellebardiere wiesen mich bei meinem Versuche, einen Platz zu erhalten, von dem aus man einen Blick über die Versammlung gewinnen konnte, nicht nur barsch zurück, sondern postirten auch sofort und absichtlich ihre kolossalen Gestalten gerade vor meine Augen, jede Aussicht versperrend. Ein höherer Geistlicher bemerkte dies. Augenblicklich verließ er seinen Platz, und ohne die bei solchen Gelegenheiten allmächtigen Söldner eines Wortes zu würdigen, führte er mich mit den achselzuckenden Worten: „Scusate Signor, sono Suizzeri, sono Tedeschi, non son' pagati per essere cortesi!“ *) zu seinem eigenen Platze.

---

*) „Verzeihen Sie es ihnen, Herr, es sind Schweizer, sind Deutsche! sie sind nicht dazu bezahlt, um höflich zu sein.

Allgemach erschienen, von ihren Kämmerlingen begleitet, die Kardinäle, und füllten die bis in die Mitte des Saales ihnen im Viereck bereiteten Sitze innerhalb der von Schweizerhatschieren besetzten Schranken. Sie trugen die großen violetten Purpurmäntel (cappa pavonazze), und die rothen Käppchen. In den Händen hielten sie die größere Kopfbedeckung, das berretto. Auch der französische Gesandte, Monsieur Rossi, gefolgt von seinem ganzen Personal, fand sich zu Ehren seines Landsmannes, des neuen Kardinals, ein. Als die kleine bewegliche Gestalt mit dem scharfgeschnittenen, antikrömischen, bartlosen Gesichte den Saal durchschritt, frappirte mich die Aehnlichkeit seiner stahlharten, kalten Züge mit der berühmten Kapitolinischen Brutusbüste. Endlich erschien der heilige Vater selbst, und nahm zwischen den unvermeidlichen Pfauenwedelträgern seinen Sitz auf dem erhöhten Throne ein. Jetzt erhoben sich die Kardinäle, und leisteten dem Statthalter Christi die Ubbidienza, indem sie einzeln an ihm vorbeiziehend vor ihm niederknieten, und ihm die Hand küßten. Nach allerhand anderen Ceremonien und nach Anhörung eines lateinischen Vortrages, welchen einer der Kardinäle ablas, sandte der Papst eine Deputation von Kardinälen und Prälaten in die anstoßende Capella Paolina, um den dort Harrenden in die Versammlung einzuführen. Dieser zog bei seinem Eintritte unwillkürlich Aller Augen auf sich. Ein hoher stattlicher Greis, ein starker Siebziger, in langem Silberhaare, ein schöner Kopf mit ächtem altfranzösischen Gesicht und von wahrhaft königlicher Haltung, wie man sich etwa das Prachtexemplar eines modernen absoluten Herrschers, Louis Quatorze als Greis, vorstellen möchte. Er kniete vor dem Statthalter Christi nieder, der ihn aufhob, und ihm den Bruderkuß

reichte. Dann erfolgte die Krönung mit dem großen, breitrandigen Capello, dem Hute der Kirchenfürsten. Der so Gekrönte ging dann, von seinen Schleppenträgern gefolgt, rings herum zu allen Kardinälen, um von ihnen die brüderliche Umarmung zu empfangen. Alles dies geschah mit einer gewissen feierlich vornehmen Heiterkeit, einer würdevollen Nonchalance, welche diesem Ceremoniell die alberne Steifheit ähnlicher weltlicher Hofceremonien benahm, während zugleich die malerische Pracht der Gewänder, das Markirte der meisten Physiognomien, dem Zuschauer einen künstlerischen Genuß gewährte.

Hierauf erfolgte sodann die Apertura die bocca, welche der heilige Vater mit den Worten vollzog.

Aperimus Tibi os, ut in Consistorio, Congregationibus aliisque functionibus ecclesiasticis sententiam tuam dicere valeas, in nomine Patris, Filii et Spirit. sancti! *)

Das Ganze der Ceremonie mochte etwas über eine Stunde gewährt haben. Ueber demselben lag etwas Behaglich-Weltliches gebreitet, das einen angenehmen Eindruck machte. Papst und Kardinäle erschienen bei dieser ganzen Funktion überwiegend mehr in ihrer Stellung als weltliche Fürsten, und schienen sich auch gleichsam en famille zu fühlen. Von dem religiösen Elemente war nur eben so viel vorhanden, um der Feier die nöthige Würde zu verleihen. Ich hatte Muße, mir

---

*) „Wir öffnen Dir den Mund, auf daß Du im Consistorio, in den Congregationen und anderen Funktionen Deine Stimme abzugeben vermögest. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

die Physiognomien sämmtlicher Kirchenfürsten der Reihe nach zu betrachten. Der mönchisch bornirte Ausdruck des alten bigotten Gregor, dem es heute besonders behaglich zu Muthe zu sein schien, kontrastirte lebhaft mit den kalt verschlossenen Zügen des grauen Lambruschini und mit dem eisernen Ernste des ehrwürdigen Kardinal Micara, des Kapuzinergenerals, dessen silbergrauer, bis an den Gürtel herabwallender Bart die Freude aller Maler ist. Und wie sicher sie sich alle zu fühlen schienen in dem Ewigkeitsbewußtsein ihrer, auf den Felsen Petri gegründeten Macht und Herrlichkeit! Und doch nascht auch an diesem Felsengrunde schon seit Jahrhunderten fort und fort der stärker und stärker anschwellende Wellenschlag des rastlos weiterfluthenden Geistes der Menschheit! Und wie lange werden die Könige, für welche heute der Knecht der Knechte Gottes sein Gebet erhob: „daß der Herrscher der Himmel ihre Herzen lenken möge“ — wie lange werden sie im Stande sein, ihre eigene Macht und durch sie die Macht des himmlischen Statthalters auf Erden zu schirmen gegen den Freiheitsgeist der Völker!

Immer noch fleht Ihr zum „Herrn“ nur: daß Er der Könige Herzen
Lenke, Sein Werk zu vollziehn, wie's Seinen Priestern gefällt!
Kenntet Ihr besser das Heut, Ihr nenntet die Herzen der Völker;
Aber Ihr kanntet von je immer nur Altar und Thron!

Nach dem päpstlichen Gesetze darf kein Kardinal unter viertausend Scudi (sechstausend Thlr. Preuß.) Einkünfte haben, welche Summe das sogenannte Piatto di Cardinale (die

Kardinalsschüssel) bildet. Allein dieses Fixum ist auch wirklich nur eine „Schüssel“ für die Tafel eines solchen römischen Kirchenfürsten. Ihre übrigen Einkünfte, z. B. das sogenannte Rotolo, sowie die Emolumente von anderen geistlichen und weltlichen Ehrenämtern, welche sie neben ihrer Kardinalswürde bekleiden, bilden noch eine Menge sehr ansehnlicher Zwischengerichte. Genaueres indessen erfährt man darüber nicht, am allerwenigsten in den öffentlichen Berichten, wie z. B. in Zaccaria's im Jahre 1830 in zwei Bänden erschienener Relatione della corte Romana, welche ich zu dem Ende vergeblich durchgesehen habe. So viel aber ist gewiß, daß heutigen Tages die Einnahmen aller dieser Kirchenfürsten, wenn man sie mit denen vergleicht, über welche die Kardinäle noch zu Winckelmann's Zeiten verfügten, armselig zu nennen sind.

Rom, Abends am selben Tage.

Aus dem bunten Fastnachtsschauspiele des Morgens führte uns ein glücklicher Zufall in die Villa Ludovisi, wo der heiter begonnene Tag noch schöner beschlossen wurde. Ich erwähnte bereits früher, daß die Permesse für den Besuch dieser schönsten und kunstmerkwürdigsten aller römischen Villen äußerst schwer zu erlangen sind. Der eigensinnige Besitzer, Fürst Piombino, theilt deren nur eine bestimmte, sehr geringe Anzahl aus, und auch diese gelten nur für eine geringe Anzahl von Besuchern und für einen bestimmten Tag in der Woche, der noch dazu einer der beiden Vatikans- und Kapitolstage ist,

an welchem allein der Zutritt zu jenen Sammlungen drei Stunden lang offen steht. So kommt es, daß manche Fremde Jahr und Tag in Rom verweilen, ohne jene Villa zu sehen. Und doch ist ihre Sammlung an großen Hauptwerken alter Plastik unmittelbar neben Vatikan und Kapitol zu setzen, und die Schönheit der Gartenanlagen, die Herrlichkeit der Aussicht von dem Belvedere des „kleinen Kasino" über alle Theile von Rom und die Campagna, unvergleichlich. Meine Seele badete sich auf's Neue in dem Meere von Schönheit, welches in dem unsterblichen Junohaupte wie ein klarer Spiegel sich vor uns ausbreitete. Es liegt ein gleichsam elementarischer Zauber in diesem Anschauen der erhabenen, ruhig in sich versenkten Götterschönheit, die unbekümmert um Menschenlust und Menschenleid, wie der sich selber genügende olympische Daseinsgenuß, nur den reinen Aether des eigenen Götterdaseins zur Umgebung hat. Es ist der Blick und Ausdruck der „leichtlebenden," „ewigen" Götter, im Vergleich zu deren seligem Dasein das Loos der „mühebeladenen," „kurzlebenden" Sterblichen das innerste Herz der alten hellenischen Dichter so oft zu Klagen der tiefsten Schwermuth bewegt. Alles an diesem göttlichen Haupte athmet Ruhe; nur das Haar, dessen sanfte Wellenlinien über die schmale Stirne bis zu den Augen herniederfließen, ist wie ein leise bewegtes Meer von sanftem Frühlingshauche gekräuselt. Mir ward heute bei diesem Anschauen zu Muthe, wie damals, als ich auf der felsigen Höhe der Bagaria bei Palermo hingestreckt, über der unaussprechlichen Schönheit der endlos sich dehnenden Meeresfluth, über der wolkenlosen Himmelsbläue Siciliens mich selber und mein ganzes Dasein vergessend, den seligsten Traum meines Lebens träumte; wo die Zeit mir stille zu

stehen schien, weil das Ohr, berauscht von der geheimnißvollen Musik der Allnatur, einen Augenblick lang das unaufhaltsame Rieseln der Sandkörner nicht vernahm aus dem karg gemessenen Stundenglase des rastlos fliehenden Lebens.

Wir traten hinaus in den Park. Auf den Terrassen dufteten die Veilchen ihre Frühlingsseufzer in die linde Luft, und die Lerchen wiegten sich ferne mit schwirrendem Gesange in der sonnigen Bläue. Tiefer neigte sich die Sonne dem Meere zu.

Aber nun auf dem Belvedere des Kasino's, welch ein Anblick!

Die ganze Campagna, vom nördlichen Soratte bis zum südlichsten Abfalle des Albanergebirges war verschwunden, und an ihrer Stelle wallte und wogte ein einziges Azurmeer von so tiefer Bläue, wie mir einst bei Terracina das wirkliche Meer erschien. In lichteren, blauen und violetten Farben hoben sich aus ihm die Albanerberge hervor, während die höheren Sabinergebirge zur Linken im glühendsten Goldbraun, durchzogen von den Schatten der blaugrünen Wälder, sich höher und höher hinauf mit ihren blendendweißen Silberhäuptern in das weißlichgraue, sonnendurchblitzte Gewölk verloren. Zahllose Felsenstädtchen schimmerten wie glänzendweiße Lichtpunkte aus der umgebenden Bläue hervor. Dann bei dem tieferen Sinken der Sonne schlängelten sich lange goldene Streiflichter durch das blaue Meer der Campagna.

Jetzt aber durchbrach der glühende Feuerball vor seinem Untergange den letzten Wolkenschleier des Abendhorizontes, und nun wallte, wie von unsichtbarer Geistermacht getrieben, die Meeresbläue der Thäler gebirgaufwärts, und schwoll hinan bis zu den Bergesgipfeln, deren äußerste Zacken und Spitzen

noch allein im goldenen Lichte erglänzten. Und während so die Bergesformen sich in dunkle Farben hüllten, erstrahlten plötzlich die näheren Häuser, Gebüsche und Gärten, die hohen Pinien und schlanken Cypressen der Villen Roms im lodernden Feuerglanze der scheidenden Sonne. Der aufsteigende Abendduft breitete sich wie ein rosenfarbener Schleier über die ewige Stadt zu unseren Füßen, und über der majestätischen Peterskuppel wölbte sich der Himmel in jener Pracht des rosendurchwirkten, blaugrünen Lichtes, wie es kein nordisches Auge sich vorzustellen vermag. —

Es wird Euch lächeln machen, daß ich immer und immer wieder auf meinen italienischen „Farbengenuß" zurückkomme. Aber verzeiht es nur, daß der Gedanke an die baldige Rückkehr in die nordische Heimath, in das Land der Bildung, wo Sinn und Lust an Farbenfülle und entschiedenen Farben für ungebildet gilt, wo der schneebläuliche Himmel mit dem wasserdünnen, eintönigen Grün unserer Vegetation harmonirt, — daß ich da mit immer neuem Entzücken die Augen labe an der unendlichen Farbenpracht, welche dieser südliche Himmel über seine geliebte Erde webt. Auch in unserem Norden giebt es glänzende Beleuchtungen, aber wir empfinden sie gleichsam wie eine tragische Ironie, als wäre der strahlende Schmuck einer königlichen Schönheit gehäuft auf den unscheinbaren Leib und das schönheitslose Haupt einer armen Dorfmagd. Die Oede und Armuth einer nordischen Ebene fühlt sich niemals tiefer, als in dem Farbenschmucke eines schönen Sonnenunterganges. Ja, lieber als der helle Sonnenschein, der auf unseren Haiden wie festgenagelt ruht, ist mir noch der düstere Schleier des grau dahinstreichenden Nebels, der wenigstens der Phantasie

den freien Spielraum läßt, sich in der Ahnung des Geheimnißvollen zu ergehen.

Goethe ruft einmal in seinen römischen Briefen aus: „Es ist wirklich zum Närrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Ferne ansieht!“ Zum Närrischwerden! oder zum Traurigwerden, das am Ende beides einerlei ist.

Rom, den 1. März.

Während der Quaresima wird von den Priestern und Mönchen in vielen Kirchen, im St. Peter von den Canonici, eine Art Unterricht für die Jugend des ärmeren Volkes gegeben, welcher den Namen esame führt, und für Diejenigen vorzugsweise bestimmt ist, welche zum ersten Male beichten (confessarsi) und die erste Kommunion begehen wollen. Das Beichten beginnt schon mit dem Alter von acht bis neun Jahren. Es mögen wunderliche Sünden sein, die da zu Tage kommen.

Als ich nun heute mit dem Freunde über den Platz degli Apostoli dem Forum zuwanderte, fiel es mir ein, in die gleichnamige Kirche zu treten, um einmal wieder mit anzuhören, wie die jungen Seelen auf das landesübliche Christenthum dressirt werden. Man erfährt von dem römischen Volksschulwesen ohnehin so wenig, daß ich mindestens diese Art des Unterrichts selbstständig kennen zu lernen wünschte. Im Inneren der Kirche war derselbe bereits im vollen Gange.

Drei bis vier verschiedene Abtheilungen von Kindern saßen, zu je vierzig etwa, an verschiedenen Seiten der Kirche auf einem Viereck von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Die jüngsten mochten etwa zwischen acht bis neun, die ältesten nicht über dreizehn Jahre alt sein. Auf einem Lehnsessel obenan in der Mitte saß ein Frate, den ich bereits früher bei dem gleichen Geschäfte getroffen, ein wohlgenährter, gutmüthig polternder Franziskaner. Er kannte einige der Kinder bei ihren Namen, die meisten jedoch bezeichnete er in seinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung, oder nach einer Eigenthümlichkeit ihrer Gesichtszüge, wie z. B.: tu, col fazzoletto bianco (Du, mit dem weißen Halstuche), oder tu col viso rosso (Du, mit dem rothen Gesichte), auch wohl mit irgend einem Scheltnamen, wie: birbante, birbaccione, bricone (Dieb, großer Schelm ꝛc.). Das Exercitium begann nun zuerst mit der Uebung im Schlagen des Kreuzes, dann folgte das Aufsagen des Paternoster, des Credo, der Legge della Chiesa, der zehn Gebote. Mehrere von den Knaben bestanden schlecht, besonders der arme Giuseppe vom Campidoglio. Der alte Frate gerieth darüber in den höchsten Zorn, der sich direkt gegen den Buben, indirekt gegen dessen Eltern richtete: Non si fa mai la croce, non si dice mai il pater noster in casa tua? (Schlägt man in Deinem Hause nie das Kreuz, und sagt man dort nie das Paternoster?) fuhr er zuerst den kleinen Sünder an, worüber die Anderen in lautes Lachen ausbrachen, und sonst allerlei Schalkspossen trieben. Jetzt erfolgte eine vollkommene Capucinade gegen Alle, die indessen den guten Humor dieser kleinen zerlumpten Quiriten wenig anfocht. „Welch eine himmelschreiende Todsünde,“ rief er aus,

„diese Dinge zu vernachlässigen! Kinder, Kinder, sono cose essentiale, avete capit'! (Es sind wesentliche Dinge, versteht Ihr?) Und welch eine Sündenlast ist's für Euere Eltern, daß Ihr diese Dinge nicht wißt! Du lachst, Spitzbube" — fuhr er einen Jungen an, der über jene Ermahnungen eine Kapriole schnitt — „aber denke, daß der Sommer nicht weit ist, und wenn Du dann das Fieber kriegst, und stirbst daran, wohin meinst Du, daß Du dann gehst, wenn Du diese cose essentiale nicht in Deinem birbantischen Kopfe hast? direttamente in casa del diavolo (geradewegs in das Haus des Teufels)!"

„Denn seht," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „seht dort oben diese Fensterbögen an den Cornichen. Es ist keine Treppe da, daß man zu ihnen hinaufsteigen könnte. Aber doch mag es wohl irgend ein Mittel geben, da hinauf zu gelangen, auch ohne Treppe; denn kluge Menschen erfinden Vieles. Ma, per entrare nel paradiso senza sapere le cose essentiale, dafür giebt es kein Mittel! und kein Priester und kein Frate, ja der heilige Vater selbst, mit all seiner omnipotenza kann Euch dazu nicht helfen! Dunque!" (mit großem Nachdruck und einer doppelten Priese aus seiner schwarzen Lavadose) dunque, figliuoli miei, imparatevi bene le cose essentiale!"

Sehr viele wußten die zehn Gebote, i commandamenti di Dio, nicht ordentlich, obschon die guten Schelme nicht unser Luthersches: „Was ist das?" mit zu lernen gehabt hatten. Neuer komischer Zorn. Einer stockte beim siebenten. „Il Settimo! rief der gute Frate, indem er fast braun im Gesichte wurde, non sai il settimo, birbaccione chi sei!" und dann mit einer Stimme, die durch die ganze weite Kirche

drang: „non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalk das siebente Gebot schwer eingeht. Bist Du nicht selbst ein piccolo rubatore? Hast Du nicht Deinen Schwestern manch pezzo di pane, oder ihre gebratenen Maronen gemaus't? Seht ihn Euch an den briconcello, wie er dasteht?" Dann in besänftigterem Tone fortfahrend: „Ja, ja, meine Kinder, lernt die legge della religione fleißig. Selbst die Signori Inglesi, obschon sie Ketzer sind — sogar sie kennen wenigstens alle die Gesetze ihrer Religion. Der Signor da," sagte er freundlich zu mir gewendet, der ich im Anschauen dieser Scene versunken auf einer Kapellbalustrade saß, „wird mir das bezeugen." — Die ganze kleine Heerde wendete jetzt ihre Blicke auf mich, und ich bestärkte mit mehrmaligem Kopfnicken die Worte ihres eifrigen Hirten; — „und Ihr, die Ihr das Glück habt, die wahre Religion (la vera religione) zu besitzen, Ihr schämt Euch nicht, so unwissend zu sein! Che vergogna! (welche Schande!)"

Allmälig ward ich mehr und mehr in den Unterricht hineingezogen, indem sich der gute Frate bei jeder seiner Einschärfungen immer appellirend an mich wendete. Als sich ein kleiner Buffo, von ihm aufgerufen, durchaus an nichts erinnern wollte, selbst im Schlagen des Kreuzes sich ungeschickt stellte, und zuletzt mit allerlei Possen zum Gelächter seiner Kameraden auf seinen Platz zurückkehrte, wendete sich der arme Mönch an mich mit der Frage: che dice lei d'un ragazzo tanto scostumato? (was sagt Ihr zu einem so ungezogenen Buben?) Ci vuol un bel bastone! (hier wär' ein guter Stock von Nöthen!) erwiederte ich mit einer nachdrücklichen Pantomime. Da vero, da vero, bekräftigte er, dem Buben drohend. Aber obschon von Schlägen und Schiaffi viel

bei ihm die Rede war, so sah ich doch nicht, daß er eine von solchen Drohungen ausführte. Seine weiteren Reden waren ein wunderliches Gemisch von Aberglauben und gesundem Menschenverstande. Als er bei dem Abfragen der zehn Gebote mit dem sechsten an ein junges Mädchen kam, und dieses nicht zu antworten wußte, ging er darüber hin mit den Worten: „Nun, laß es nur gut sein, das ist noch nicht für Dich!" Ein ander Mal schärfte er die Nothwendigkeit der „Religion" mit den Worten ein: „Der Mensch ohne die Zähmung der Religion ist ein viel grimmigeres und furchtbareres Thier als die allerwildesten Bestien, Bären, Panther und selbst Tiger! Warum? weil er in seinem Kopfe la ragione (die Vernunft) hat, mit der er ohne Religion viel schlimmere Dinge anrichten kann, als die unvernünftigen Bestien!" Setzte ich statt Religion, wie sie der Franziskaner verstand, — Tugend, Recht und Gesetz, so hörte ich wörtlich den alten Heiden Aristoteles am Anfange seiner Politik aus diesem römischen Mönche reden. Zum Schlusse ließ er die Kinder alle am Altare niederknieen, und begann selbst knieend das ora pro nobis, unter Anrufung von mehreren Dutzend Heiligen, bei deren Namensnennung jedesmal ein schriller Chorus mit einem erneuten: Ora pro nobis! einfiel. Dann führte er seine kleine Heerde aus der Kirche, wo sie sich von ihm, die artigen und frommen unter Handküssen, verabschiedeten.

Das sind nun die „Vorbereitungen" für die Kinder der ärmeren Klasse, von denen ein großer Theil sonst keine Schule besucht. Die Wohlhabenderen lassen ihren Kindern den Unterricht in den Klosterpensionen ertheilen. Das Schulwesen liegt in Rom wie im Kirchenstaate überhaupt furchtbar im

Argen; ein eigentliches Volksschulwesen existirt gar nicht. Und wenn Euch da drüben Herr Mittermaier in seinen Italienischen Zuständen das Gegentheil versichert, und überall einen erfreulichen Fortschritt findet; wenn er die Thatsache, daß das Pfaffenthum in Italien den Volksunterricht nicht begünstige, ein „Vorurtheil mancher Ausländer" nennt — so kann ich Euch versichern, daß dieser berühmte deutsche Professor dahier bei den aufgeklärten Regierungen von Rom und Neapel sehr wohl angesehen, und seine Verherrlichung ihrer Thaten in's Italienische übersetzt worden ist, was denn wohl seine Glaubwürdigkeit genügend bezeugt.

Ringmauer und Thore von Rom.

Rom, Anfang März 1846.

In den letzten Tagen habe ich mit Freund G. einen Ritt um die Mauern Roms gemacht, deren Umfang etwa zwölf römische Meilen beträgt, was ziemlich auf drei deutsche Postmeilen hinausläuft.

Diese römische Umfangs- und Befestigungsmauer stammt aus der Zeit des Kaisers Aurelian, der sie vor seinem Zuge gegen Zenobia, Kaiserin von Palmyra, begann (271 n. Chr.), und dessen Nachfolger Probus das Werk beendigte. Bis auf Aurelian war das kaiserliche Rom eine offene Stadt. Die Reste der Befestigungen des ältesten königlichen und republikanischen Roms hatten ihre Bedeutung verloren; der Umfang der in's Ungeheuere angewachsenen Stadt hatte sie fast ver-

schwinden lassen. Schon ein griechischer Autor aus der Zeit August's sagt von dem unermeßlichen Umfange der Stadt sehr bezeichnend, „es lasse sich gar nicht angeben, wie weit die Stadt noch Stadt sei und wo sie aufhöre, es zu sein.“ Der verrückte Kaiser Heliogabal verfiel auf ein seiner würdiges Mittel, sich die Größe der Stadt zu veranschaulichen. Er ließ von seinen Sklaven alle Spinngewebe aus Rom zusammenschleppen, wobei er auf je tausend Pfund einen Preis setzte. Der Erfolg lieferte zehntausend Pfund dieser Waare. Nach den neuesten Forschungen betrug die Einwohnerzahl des kaiserlichen Roms unter August, die Sklaven mitgerechnet, schon über zwei Millionen, und stieg seitdem noch fortwährend bis auf Trajan, wo sie ihren Höhepunkt erreichte.

Seit Hannibal und dem Bundesgenossenkriege war Jahrhunderte lang selbst der Gedanke an die Möglichkeit einer Bedrohung der Weltbeherrscherin durch einen äußeren Feind nicht mehr aufgekommen. Die alte Umfangs- und Befestigungsmauer des Königs Servius Tullius hatte sich nach und nach mit dem Anwachsen der Stadt verloren. Die alten Thore derselben standen mitten in der Stadt selbst, ohne jedoch ihre Namen zu verlieren. Erst nachdem Rom sein tausendjähriges Geburtsfest gefeiert hatte, — 248 Jahre nach Christi Geburt unter Kaiser Philippus, der, ein Araber von Geburt, damals auf dem Throne der Cäsaren saß, — und erst nachdem bereits ein römischer Kaiser, Decius, der Nachfolger dieses Philippus, im Kampfe gegen die immer bedrohlicher von Norden her gegen Italien andrängenden Barbaren gefallen war, erst da überkam eine Ahnung ihres endlichen Schicksals die Bewohner und Beherrscher der ewigen Stadt. Aurelian, ein

römischer Soldat, von dunkler Herkunft, Barbare von Geburt, aber ein soldatisches Genie, war soeben von den Legionen an der Donau zum Kaiser ausgerufen. Den Imperator „Handamschwert“ hießen ihn seine Krieger, und es that Noth für ihn, die Hand am Schwert zu halten. Die Allemannen standen bei Piacenza, wo sie ein römisches Heer vernichtet hatten; Markomannen, Gothen und Vandalen bedrohten mit ihnen Italien. Zum ersten Male erzitterte Rom bei dem Gedanken, daß Feinde ihm selber nahen könnten. Der Senat befragte die Sybillinischen Bücher; sie forderten und erhielten blutige Menschenopfer. Aurelian aber eilte mit seinen Legionen von der Donau herbei, schlug die Barbaren in zwei großen Schlachten bei Pavia und am Metaurus, und jagte die Trümmer über die Alpen zurück. So ward Aurelian Italiens Retter und der „Wiederhersteller des Reiches.“ Aber gewarnt durch diese erste Bedrohung ging er nach Rom, und verordnete die Befestigung der Hauptstadt durch eine starke Ringmauer. Dies ist im Wesentlichen noch heute die Ringmauer von Rom. Durch Totilas theilweise zerstört, unter Arkadius und Honorius (402) theilweise wieder hergestellt, später von Päpsten ausgebaut, nahm sie im neunten Jahrhunderte auch den Anbau am Vatikan unter Papst Leo IV. in ihren Umfang auf, nachdem bereits unter Arkadius und Honorius das Mausoleum Hadrian's (die Engelsburg) zu einem Brückenkopf und zur Deckung der Zugänge von Monte Mario her benutzt worden war.

Diese Aurelianische Mauer, deren Thore selbst noch ziemlich mit den heutigen übereinstimmen, trägt alle Spuren der großen Eile, mit welcher die Baumeister Aurelian's zu Werke gingen. Kunstbauwerke früherer Zeit, Monumente und Grab-

denkmäler wurden bei dem Baue als Stützpunkte oder als Kern eines Befestigungs-Thurmes benutzt, und ganz oder theilweise mit eingemauert.

Wir begannen unseren Umritt von Porta di Popolo aus bei dem Muro torto *), nicht weit von der Stelle der alten Porta Flaminia Aurelian's, wo rechts zwischen der Villa Borghese und der Stadtmauer der Weg nach der alten, seit mehr als fünfzig Jahren verschlossenen Porta Pinciana führt. Hier ist die Mauerstelle Muro torto (Murus ruptus) zu erwähnen nach Gregorovius I., 361. Schon an diesem Thore zeigt das auf den riesigen Travertinquadern des antiken Unterbaues ruhende Gesims Reste eines gleichfalls antiken Gebäudes, während die runden Thürme des Thores und die schlechte Ziegelmauer über dem Travertinbau offenbar späteren Ursprunges sind. Dasselbe gilt von dem nächsten Thore, der Porta Salara, dessen Straße nach Terni und Rieti führt. Vom Salarischen Thore ist's nur eine Strecke von zehn Minuten bis zur Porta Pia, welche Papst Pius der vierte nach Michel Angelo's Zeichnung an die Stelle des von ihm zerstörten alten Romentanischen Thores erbauen ließ, um die schnurgerade vom Quirinal auf diesen Punkt zulaufende Strada di Porta Pia direkt zum Thore zu führen. Wenige Schritte weiter sieht man die ausgefüllte Stelle des alten Thores durch eine Inschrift mit dem Wappen des Papstes bezeichnet. Das nächste Thor, welches in alter Zeit den

---

*) Der „Muro torto" (der murus ruptus Prokop's) ist ein gewaltiger Bau von aneinander gereihten Strebepfeilern und mit gutem Netzwerk überzogen, der in Folge eines Erdbebens in schiefer Stellung stehen geblieben ist. S. Gregorovius I., S. 361.

Namen des Tiburtinischen (von der Straße nach Tibur, jetzt Tivoli) führte, ist die Porta di San Lorenzo, so genannt von der Kirche des Heiligen dieses Namens, welche etwa eine halbe Miglie außerhalb des Thores an der Straße liegt. Denn wie die Thore des alten Roms durchgängig nach den nächsten Hauptorten benannt wurden, wohin ihre Straßen führten, so sind in dem christlichen fast überall die Namen der Heiligen und ihrer Kirchen an die Stelle solcher vernünftigen Bezeichnung getreten. Auf dem Wege dahin ritten wir vorbei an den, zum Theil noch wohlerhaltenen Mauern des alten Prätorianischen Lagers, welche Aurelian in die Ringmauer aufnahm. Tiber hatte es angelegt, Constantin zerstörte es, wie er die Prätorianergarde selbst aufhob. Es war ein vollständiges römisches Kriegslager, nur ein gemauertes, die Gestalt ein Viereck, mit vier Thoren, die längeren Seiten 1500, die schmalen 1200 Fuß lang. Jetzt haben in dem Inneren die modernen Prätorianer der geistlichen Weltherrschaft Roms, die Jesuiten, Landbesitzungen und Vignen ihres Noviziats. Die Mauern sind guter Ziegelbau, die zwei alten, jetzt vermauerten Lagerthore der beiden erhaltenen Seiten noch durch Pilaster kenntlich. Eine Inschrift über dem Lorenzo-Thore besagt, daß es zur Zeit des Honorius erbaut oder erneuert wurde. Man benutzte dazu den prachtvollen Bogen eines Mauerwerkes, welches Agrippa, der Erbauer des Pantheons, als Schmuck der drei Wasserleitungen, Marcia, Tepula und Julia, auf der nach Präneste führenden Straße errichtete. In diesem wundervollen Bauwerke flossen die drei genannten Wasserströme in drei Gewölben über einander fort zur Stadt. Hier bekommt man nun einen Begriff von der allmäligen Erhöhung des Bodens der ewigen Stadt; denn

das Monument ist von dem Schutte, welcher sich jetzt fünfundzwanzig römische Palm *) oder achtzehn rheinländische Fuß hoch über dem Boden der alten Straße gelagert hat, fast bis an das Gebälk begraben, auf dem sich der Bogen erhebt.

Von dem alten Prätorianerlager an läuft die Ringmauer fast ganz gerade bis zur Porta Maggiore, die ihren Namen von der Kirche Santa Maria Maggiore hat, von welcher die gleichnamige Straße mit geringer Biegung zu dem Thore hinführt. Von ihm aus geht die Gebirgsstraße über Valmontone nach Palestrina und Neapel. Als Aurelian die Stadt mit Mauern umgab, setzte er an die Stelle des alten Esquilinischen Thores der Stadtmauer des Servius Tullius, aus welchem die Via Pränestina und Labicana hinausgingen, zwei andere, fast eine Miglie weiter auswärts gelegene Thore, von denen jedoch das eine, weil es sehr nahe an dem andern lag, bald geschlossen ward. Dies letztere größere war die Porta Pränestina, die heutige Porta Maggiore. Aurelian's Baumeister benutzten zur Anlage dieses Thores den kolossalen Bogenbau des Kastelles, welches Kaiser Claudius für die von ihm errichteten beiden Wasserleitungen der Aqua Claudia und des Anio novus erbaute, welche hier in riesigen Kanälen über einander flossen. Im Mittalter ward es fast ganz verdeckt durch zwei gewaltige Festungsthürme, die erst vor sieben Jahren niedergelegt worden sind. Dadurch ist die Porta Maggiore jetzt das besterhaltene der alten römischen

*) Ein römischer Palm ist ein Längenmaaß von nahezu 3/4 Fuß rheinländisch. 500 römische Palm bilden eine Miglie oder römische Meile, von denen 60 auf einen Grad gehen. Eine geographische Meile ist also ungefähr gleich vier römischen Miglien. Eine Miglie beträgt 1500 Meter.

Thore. An beiden Längenfronten ist es vollkommen gleich gestaltet. Von den zwei großen Durchgangshallen ist die eine zugemauert. An beiden Enden und in der Mitte des Baues befinden sich je zwischen zwei rustiken korinthischen Säulen drei Fenster. Ueber dem Thorbogen zieht sich die obere Masse des Gebäudes in drei Abtheilungen, deren jede mit einer Inschrift versehen ist, welche die Kaiser Claudius, Vespasian und Titus als Erbauer und Erneuerer der Wasserleitungen nennen.

Als man im Jahre 1838 den einen der beiden mittelalterlichen Thürme zur Linken des Thores beim Ausgange niederriß, schälte sich als Kern desselben ein altes Monument heraus, das von allen antiken Todtendenkmalen das einzige seiner Art sein möchte. Es ist das Grabmal eines reichen Bäckers aus der letzten republikanischen oder aus der ersten Kaiserzeit, — Markus Virgilius Eurysaces, Brodlieferant für die Lictoren, Schreiber und Boten des Magistrates nennen ihn die Inschriften, — ein unregelmäßiges Viereck von Travertin, dessen Bau und Verzierungen die Lebensthätigkeit dessen, der es errichtete, darstellen. Die Flächen der Wände sind nämlich regelmäßig durch große cylindrische Steinröhren, wie Kanonenmündungen aussehend, unterbrochen, welche die zum Umrühren des Teiges bestimmten Mörser darstellen. Der Fries, welcher um das Ganze lief — jetzt ist nur etwa die Hälfte erhalten — zeigte in Reliefs den Kreis der Thätigkeiten, in welchen sich das Leben des Erbauers bewegte. Das Mahlen des Kornes in einer von Eseln gedrehten Mühle, Sklaven, die das Mehl sieben, andere, die den Teig auf Tischen kneten, andere, die das Brod wägen, in Körben forttragen, Deputirte der Magistratsdiener, welche es in Empfang nehmen und das Geld auszahlen, dies und Aehnliches sind

die Gegenstände, welche die Reliefs des Frieses darstellen. Eine Marmorinschrift unter einem der Reliefs, das den würdigen Bäckermeister und seine Gattin über Lebensgröße darstellte, und das jetzt ein wenig seitab neben dem Thore eingemauert ist, lautet einfach und rührend: „Es war Atistia, meine Gattin, die als beste Frau lebte, und deren Asche in diesem Panarium bestattet ist.“ Das hier genannte, unter dem Schutt gefundene Panarium (Brodkorb) ist ein korbähnliches Steingefäß aus Travertin, welches in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Ganzen als Aschenkrug diente. Es liegt ein merkwürdiger Realismus in dieser Art und Weise, einem geliebten Todten zu Ehren und Erinnerung das Denkmal, dessen innere Kammer seine Asche beherbergt, mit solchen Darstellungen seines Lebensberufes zu zieren. Immer aber doch noch vernünftiger, als die christlichen Todtengerippe mit „Stundenglas und Hippe.“

Von Porta Maggiore aus um die äußerste südwestlichste Mauerecke biegend, welche Kirche und Kloster Santa Croce in Gerusalemme einschließt, stießen wir auf die Reste eines antiken Amphitheaters mit zwei Arkadenreihen über einander, welche Aurelian zumauern ließ, als er das Gebäude in eine Bastion der Ringmauer verwandelte. Die eine nach Außen gewandte Hälfte mit ihren korinthischen Halbsäulen an den Pfeilern ist noch ziemlich erhalten. Der Name des Bauwerkes zeigt wohl nur die spätere militärische Bestimmung an. Von hier aus läuft die Mauer wieder in ziemlich gerader Richtung fort bis nach der

Porta di San Giovanni, dem Thore, das nach Neapel führt. Giovanni del Duca erbaute es unter Gregor VIII. 1575, wenige hundert Schritte von der Aureliani-

schen Porta Asinaria, die noch heute in der Mauer kenntlich ist an den zwei flankirenden Thürmen. Dies letztere Thor, dessen Name in die Zeit des Königs Servius Tullius hinabreicht, wurde vermauert, seitdem Totilas, der Gothenkönig, durch dasselbe in die Stadt als Sieger eingedrungen war.

Vorbei an den beiden alten, zugemauerten Thoren der Aurelianischen Mauer, der Porta Metronia und Porta Latina, gelangten wir dann zur Porta di San Sebastiano, dem alten Appischen Thore, welches ich schon früher bei Schilderung meiner Ausflüge auf die Appische Straße beschrieben habe *). Hier hat man etwa den halben Weg des Umkreises zurückgelegt. Wir ritten also nur noch bis zur Porta di San Paolo, dem letzten, südlichsten unweit der Tiber gelegenen Thore, wo wir, nachdem wir die Mauer noch um den Scherbenberg herum bis an die Tiber verfolgt hatten, in die Stadt zurückkehren mußten, weil dort weder eine Fähre noch eine Brücke den Uebergang über den Fluß möglich macht. Dies Thor, die alte Porta Ostiensis, jetzt nach der vor der Stadt liegenden Paulskirche benannt, ist in seiner gegenwärtigen Gestalt aus der Zeit des Honorius. Auch hier ist die eine der beiden Thorhallen vermauert. Antike Travertinquadern bilden den Unterbau, späteres Ziegelwerk den oberen Theil. Dicht dabei ist die berühmte Pyramide des Cestius in die Befestigungsmauer aufgenommen, und diesem Umstande verdankt man ihre Rettung vor den Händen, welche alle übrigen Denkmale dieser Art zu Tausenden entweder völlig zerstört, oder doch ihrer Außenbekleidung beraubt haben.

---

*) Vgl. Band III. IV. S. 109.

Wenn man von Porta del Popolo zur Linken die Ringmauer verfolgt, mag man sich hüten, dies zu einer Zeit zu thun, wo, wie gestern, für Reiter und Fußgänger Lebensgefahr damit verbunden ist. Durch den ziemlich engen Weg, welcher hier längs der Stadtmauer und der Gärten und Gehöfte etwa dreihundert Schritte lang zur Tiber führt, treiben nämlich die Campagnareiter die Ochsenheerden, aus denen sich Rom mit dem beliebten Manzo (Rindfleisch) versorgt, auf einen großen, zur Rechten der Mauer befindlichen, umhegten Platz, wo die Thiere bis zum Schlachten verweilen. Uns passirte eine solche Begegnung gerade bei der gestrigen Fortsetzung unseres Mauerumgangs, die wir zu Fuße machten, weil dieser Theil des Umfangsweges zu Pferde nicht wohl passirbar ist. Die Rinder, welche von den berittenen Campagnolen aus den Weideplätzen der Campagna zu dem genannten Platze getrieben werden, in dessen Nähe auch das Schlachthaus befindlich ist, sind durchaus in einem halbwilden Zustande. Da sie fortwährend im Freien leben, bringt sie schon der weite Weg auf dem ungewohnten Pflaster in Wuth, und es gewährt einen prachtvollen Anblick, wie die Campagnolen auf ihren kräftigen, wilden, langmähnigen Pferden, in Spitzhut und Sammetjacke, die bespornten Beine mit den braunen Lederschienen bis an's Knie umschnallt, die Flinte auf der Schulter, und die lange Lanze in der nervigen Rechten, mit unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit eine solche Heerde im vollen Laufe zusammenzuhalten wissen. Die Wendungen der Reiter mit ihren meist schwarzen Pferden, die Stellungen, in denen sie ein widerspenstiges Thier mit einem wohlgeführten Lanzenstoße zur Ordnung bringen, sind höchst malerisch und das Entzücken der Künstler, mit denen ich oft

Morgens, wenn wir am Eingange von Villa Borghese unseren Kaffee tranken, einem solchen Schauspiel zusah. Uebrigens sind von Porta Salara nach Porta di Popolo und bis zu dem Schlachtplatze an allen Thurmwinkeln längs der Mauer starke hölzelne Brustwehren aufgestellt, hinter die sich Fußgänger und Reiter im Falle einer Begegnung mit solcher Heerde flüchten können. Von der Ripetta ließen wir uns darauf über die Tiber setzen und gelangten, einen anmuthigen Weg zwischen Gärten und über Wiesen verfolgend, an der Engelsburg und ihren drohenden Bastionen vorbei nach der Porta Angelica. Das Mausoleum Hadrian's wurde schon von Aurelian in die Befestigungslinie der Stadt gezogen, die Befestigungsmauern des Vatikanischen Stadttheiles dagegen, von der Porta Angelica bis zur Porta Cavalleggieri, und die Ringmauer von da bis zur Porta Portese, welche den Janiculus einschließen, sind sämmtlich aus später Zeit; die letztere wurde sogar erst im siebzehnten Jahrhunderte von Papst Urban VIII. erbaut. Die Aurelianische Mauer lief innerhalb der Stadt etwa von der Engelsbrücke nach Porta Portese zu. Das Thor Porta di Castello, nahe der Engelsburg, auf der Seite nach dem Vatikan zu, ist jetzt vermauert. Der bedeckte Gang, welcher, vom Papst Alexander VI. Ende des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, die Verbindung zwischen Vatikan und Engelsburg bildet, und den Trägern der dreifachen Krone in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht sicherte, liegt innerhalb der Ringmauer.

Von Porta Angelica durch die breite Straße des Borgo Angelico gehend, gelangt man quer über den etwa vierhundert Schritte breiten Petersplatz nach der Porta Cavalleggieri, neben welcher rechts sich noch ein kleineres Ausgangs-

thor, die Porta Fabbrica befindet. Von hier zieht sich die Ringmauer, parallel mit der Tiber, vorbei an den großen Villen Barberini und Corsini über den Janiculus bis nach Porta di San Pancrazio. In der republikanischen Zeit befand sich auf der Höhe des Janiculus nur eine Art detaschirter Forts, in welchen regelmäßig eine Besatzung lag, ebensowohl zur Abwehr gegen äußere Feinde, als auch, um die Bewohner des Janiculus selbst, niedriges Volk und unterworfene Feinde, im Zaume zu halten. Die Porta di S. Pancrazio, aus welcher die Hauptstraße nach Civita Vecchia führt (eine Nebenstraße dahin aus der Porta Cavalleggieri vereint sich nach drei Stunden mit ihr), ist ein Hauptpunkt der neueren Befestigung des Janiculus. Ohngefähr eine Viertelstunde von dem Thore liegt die an Kunstschätzen reiche Villa Pamfili, mit den beiden Villen Albani und Ludovisi auf der entgegengesetzten Seite der Stadt die schönsten der römischen Prachtgärten. Das letzte Thor dieser Seite, dicht am Flusse, ist die Porta Portese, zu der sich die Ringmauer mit einer Biegung nach links hinabsenkt. Das heutige, im siebzehnten Jahrhundert erbaute Thor steht an der Stelle der alten Porta Portuensis, aus welcher die Straße nach dem Hafen Ostia führt. —

Ich weiß nicht, wieviel der jetzige Kriegsetat des Kirchenstaates auf die Unterhaltung dieser Befestigungswerke Roms verwendet. Viel wird es nicht sein, denn Niemand denkt hier auch nur an die Gefahr eines Angriffes durch einen äußeren Feind. Seit der Eroberung durch Karl von Bourbon und seine deutschen Söldner ist Rom nicht mehr von einem äußeren Feinde belagert worden. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat sich in dieser Beziehung ein Gefühl vollkommener

Sicherheit gebildet, welches die heilige Stadt, den Sitz des geistlichen Weltoberhauptes, die geheiligte Erinnerungsstätte der Geschichte des Alterthumes und der Kunst, sicher weiß unter dem Schutze der europäischen Bildung. Die Anlage der beiden herrlichen Villen Albani und Pamfili, welche an Kunstschätzen ihres Gleichen auf der Welt nicht haben, außerhalb der Umfangsmauern, ist der beste Beweis dieses Gefühles der Sicherheit, das sich dem in Rom weilenden Fremden, im Gedanken an den innigen Zusammenhang zwischen der gesammten europäischen Kultur und dieser Stadt, unwillkürlich mittheilt. Wer sollte jetzt Rom angreifen? Freilich, wenn die Hauptstadt selbst einmal, wie bisher nur die Provinzen, das Banner des Aufstandes von den Zinnen der Engelsburg wehen ließe, und das Pfaffenthum Metternich's eiserne Arme herbeiriefe! Aber mit einer Erhebung Roms hat es gute Wege, so sehr auch alle Welt von der Nothwendigkeit einer Trennung der geistlichen und weltlichen Herrschaft überzeugt ist.

Das Kapitol und seine Sammlungen *).

Rom, den 1. März 1846.

Wenn man sich von dem gegenwärtigen römischen Kapitol eine richtige Vorstellung machen will, muß man alle seine antiken Erinnerungen zu Hause lassen.

---

*) Einen wundervollen Ueberblick über die Geschichte des Kapitols im Mittelalter giebt Gregorovius IV., 438—450. Ueber den Kapitolsplatz und die Reiterstatue Mark Aurels s. Ein Winter in Rom. S. 222—25.

Aus einer der anliegenden engen und krummen Gassen tretend, deren Häuserfundamente und Gewölbe zum Theil noch altrömischen Ursprungs sind, gelangt man von der Nordseite aus auf die Piazza Araceli, so genannt von der auf der linken Seite des Hügels liegenden Kirche S. Maria Araceli oder in Capitolio, zu welcher eine majestätische Treppe von hundert und einigen zwanzig Stufen emporführt. Ein alter Tempel des Quirinus lieferte zu dieser Treppe den Marmor. Die übrigen Kosten bestritt die heilige Jungfrau selber, indem sie durch das Marienbild der Kirche für gute Bezahlung vielfältige Heilkuren gegen die Pest des Jahres 1348 verrichtete.

Neben dieser Treppe, von der Mitte des Platzes aus, schreitet man auf der breiten, sacht ansteigenden Cordonate (Flachtreppe) Michel Angelo's, deren Anfangspunkte die beiden altägyptischen wasserspeienden Basaltlöwen zieren, empor zu dem viereckten Platze des Kapitols, in dessen Mitte sich die herrliche Reiterstatue Mark Aurel's erhebt. Die Treppe führt über antike gewölbte Backsteinkammern, die zur Substruction verwendet sind. Man hört noch jetzt, die Treppe hinaufsteigend, den dröhnenden Schall. Gerade an dieser Seite fiel in alter Zeit die Höhe steil und unzugänglich ab. An der Mündung der Treppe empfangen uns die antiken Kolossalbilder der Dioskuren. Die Marmorbalustraden, welche den Platz nach der Treppenseite zu begränzen, sind mit den beiden berühmten Trophäen des Cimbernbesiegers Marius — so nennt sie wenigstens das Volk — und mit den Statuen Kaisers Konstantin des Großen und seines Sohnes geschmückt. Dort steht auch die Columna milliaria, der alte Meilenstein, der an der Appischen Straße einst die erste Meile vor der Porta

Capena des alten Rom anzeigte, und erinnert uns an die Zeit, wo alle Straßen der Welt auf dem Forum und Kapitol, als dem Centrum des Erdballes, ausmündeten.

Der freie Platz, in dessen Mitte sich die Reiterstatue Kaiser Mark Aurel's, vom Volke noch immer bloß il cavallo del Campidoglio genannt, erhebt, wird in der Fronte gegen das Forum hin von dem „Palast des Senators," auf beiden Seiten links von dem Palaste des Museums, rechts vom Palaste des Konservatoriums eingeschlossen. Alle drei sind in gleichem Styl erbaut. Zu dem ersteren, welche auf dem Unterbaue des alten Archivs (Tabularium) der römischen Republik ruht, dessen gigantische Massen nach dem Forum zu noch sichtbar sind, führt eine Doppeltreppe. In einer Nische ihrer Façade hält eine Statue der Minerva Wacht. Zu ihren Füßen rauscht ein Brunnen, zu beiden Seiten sieht man die kolossalen Marmorstatuen der Tiber*) und des Nil. Ein Glockenthurm mit flachem Dache, der die herrlichste Aussicht auf Rom und die Campagna gewährt, trägt eine Statue der Göttin Roma, in ihrer Bildung der Minerva ähnlich. In dieser Dea Roma vergöttlichte das herrschgewaltige Rom sein eigenes Wesen und Herrschen; bedeutet doch der Name Rom selbst die Kraft dieser Herrscherschaft. Die Göttin Roma ist die eigentliche Gemahlin des römischen Jupiter Capitolinus, des „besten und größten" Gottes, wie ihn die alte Römersprache

---

*) Jetzt Marforio genannt. Den Namen leitet Gregorovius (III. 570.) ab von Mavortis, woraus das Volk in der Vulgärsprache nach der beliebten Umsetzungsweise der Consonanten (noch heute crapo für capro, prubica für republica, drento für dentro) Mavortis (Marforio) machte.

nennt. In diesem Palaste hielt Cola Rienzi Hof, Roms letzter Volkstribun. Die Glocke aber auf dem Thurme verkündet noch heute mit ihrer ehernen Zunge den Römern die beiden wichtigsten Ereignisse ihres Lebens: den Tod des Papstes und den Beginn des Karnevals.

Der gedachte freie Platz bildet die zwischen zwei Höhen eingesenkte Mitte des Kapitolinischen Berges. Hier gründete Romulus das Asyl, um seine Stadt aus Verbannten und flüchtigen Räubern und Mördern zu bevölkern. Eine Treppe führt rechts zu dem westlichen Gipfel, der einst die älteste Burg der romulischen Vorzeit und den Tempel des Kapitolinischen Jupiter, das römische Reichsheiligthum, trug: zu dem Felsen der Tarpeja, der schönen Römerin, welche einst im Kampfe des Romulus gegen die Sabiner den Feinden den Eingang öffnete in die ihrem Vater zur Bewachung anvertraute Burg der jungen Stadt. Der Glanz der goldenen Spangen, welche die Sabiner am Arme trugen, so erzählt die märchenhafte alte Sage, hatte die Jungfrau geblendet. Um solchen Preis öffnete sie eine Pforte der Burg. Erdrückt von der Last des auf sie geschleuderten Schmuckes büßte sie ihr Verbrechen mit dem Tode Das Andenken ihrer Schuld, die Properz so reizend besungen hat, lebt noch heute in einer Volkssage. Mädchen aus den nahen Häusern des, Pallazzaccio genannten Trümmergewirres, welches die dem Forum zugewandte Seite des Tarpejischen Felsens bedeckt, erzählten dem großen Geschichtschreiber Roms noch vor fünfundzwanzig Jahren: „Tief im Berge sitze verzaubert la bella Tarpeja, mit Gold und Geschmeide bedeckt. Wer zu ihr zu kommen suche, der finde den Weg nimmer. Ein einziges Mal habe der Bruder der Einen sie gesehen.“ Die Bewohner dieser

Gegend, fügt Niebuhr hinzu, sind Schmiede und Bauernwirthe, ohne einen Anflug von jener scheinbar lebendigen Kenntniß des Alterthums, die aus den trübsten Quellen trivialer Bücher an andere Klassen gekommen ist. Durch wahre mündliche Ueberlieferung ist Tarpeja seit dritthalbtausend Jahren in dem Munde desselben Volkes geblieben, welches die Namen einer Clölia und Cornelia seit vielen Jahrhunderten nicht mehr kennt. — Aber ist es denn anders mit dem Andenken Nero's, das uns in und außer Rom überall entgegen tritt?

Torr' di Nerone benennt das Volk den trotzigen Thurmbau,
Welchen, am Hügel Quirin's, wilde Barone gethürmt.
Nero's Condotti so heißt ihm der Zug der gigantischen Bögen,
Welche die Quellen zur Stadt führten von Alba's Gebirg.
Dort an dem Cassischen Weg der einsam verwitternde Grabstein —
Immer noch nennt ihn „das Grab Nero's“ der schweifende Hirt. —
Seine Catonen und Brutus vergaß der Römer von heute,
Nero's grause Gestalt lebet unsterblich ihm fort.

Wo übrigens, neben der Burg und dem Tempel des Kapitolinischen Jupiter, alle die anderen Tempel — unter denen allein noch vier besondere Jupitertempel — sowie die vielen Hallen und Triumphbogen, die Denkmäler alter und berühmter Familien, die Versammlungsplätze u. s. f. auf dem, doch immer sehr beschränkten Raume dieses Gipfels Platz gefunden haben sollen, das mögen die deutschen Gelehrten ausmachen, welche jetzt das dort gegründete archäologische Institut bewohnen. Denn außer dem Tempel des Jupiter Capitolinus, der im Quadratbau von etwa 200 Fuß die Seite war, kennen wir noch die Namen von zehn Tempeln, die auf demselben Plateau gestanden haben sollen. Dazu eine Unmasse von Statuen, Weihgeschenken und Denkmälern. Daß von dem

Allen heute auch nicht eine Spur mehr übrig, das ist die traurige Thatsache. Auf dem östlichen Gipfel an der entgegengesetzten Seite, wo jetzt die Kirche Araceli steht, war die alte Sabinerburg und der Tempel der Juno Moneta, die Münzwerkstätte der Republik.

Der ganze Berg selbst besteht aus losem Tuffstein und ist von uralten Gängen durchbrochen, deren nur wenige noch zugänglich sind. Ein Brunnen von ungeheuerer Tiefe in einem dieser Gänge datirt aus der ältesten Zeit der Eroberung Roms durch Brennus und seine Gallier.

Die beiden Paläste zur Rechten und Linken des Berges umschließen eine Welt von Schätzen alter Kunstdenkmale. Ihre Erklärung füllt in der bekannten, von vier deutschen Gelehrten: Bunsen, Platner, Gerhard und Röstell herausgegebenen, vielbändigen „Beschreibung der Stadt Rom" allein 150 Seiten. So gehört denn freilich schon etwas dazu, sich nur einigermaßen in dieser Fülle zu orientiren. Alle äußeren Höfe, Hallen, Treppen und Gänge sind bedeckt mit Marmorwerken, Statuen, Koloßfragmenten, Reliefs, antiken Inschriften aller Art, deren Betrachtung mich, als ich zuerst diese Sammlungen zu besuchen ging, während der festgesetzten Stunden gar nicht bis in's Innere gelangen ließ. Ich habe Euch von demselben früher gelegentlich erzählt. Als ich heute den Hof passirte, welcher zu dem Eingange in den Palast der Konservatoren führt, fiel mir in demselben die verstümmelte Abbildung eines langgeschwänzten Affen aus grauem Marmor auf. Wunderlich genug ist es, daß wir gerade von diesem abenteuerlichen Bildwerke die Namen der Künstler kennen, während die Meister der herrlichsten Werke des griechischen Meißels, die wir besitzen, in ewige Nacht begraben sind. Eine griechische

Inschrift nennt Phidias und Ammonios, die Söhne eines anderen Phidias, als Schöpfer dieses Ungethüms, das, wie Winckelmann vermuthet, ein Gegenstand religiöser Verehrung bei einem nach Afrika verschlagenen griechischen Stamme gewesen sein soll. Der Himmel mag es wissen, wie hellenischer Geist sich zu solcher Entartung verirren konnte, das Abbild der Häßlichkeit anzubeten. Aber die Thatsache selbst leidet keinen Zweifel, und ein griechischer Autor (Diodor) bezeugt, daß diese affenverehrende Völkerschaft noch zu seiner Zeit in Afrika existirte. Und hier hatte ich nun auch den sichtbaren Beweis vor Augen, daß sich griechische Künstler der besten Zeit dazu hergegeben haben, auch solche „Kunstungeheuer," wie der alte Winckelmann sich ausdrückt, für gute Bezahlung neben ihren schönen Götterbildern anzufertigen! Verstehe ich eine römische Inschrift an der Basis recht, so ist dieses wunderliche Werk eine spätere, im zweiten christlichen Jahrhunderte gearbeitete Kopie des ungleich älteren Originales, und bei irgend einem römischen Kriegs- und Raubzuge aus Afrika in die ungeheuere Raubburg der alten Welt geschleppt worden.

Der Palast der Konservatoren enthält die Gemäldesammlung des Kapitols. Schon die Wandgemälde der verschiedenen Säle des Palastes sind für die Geschichte der Malerei von Interesse. Hier hat sich die Historien-Malerei des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren großartigen, wenn auch noch sehr mangelhaft ausgeführten Stoffen aus der römischen Geschichte behaglich ausgebreitet. Scenen aus der Heroensage der römtschen Königszeit, von Giuseppe Cesari, genannt Cavaliere d'Arpino; Heldenthaten und Schlachten aus dem ersten Jahrhunderte der römischen Republik von Tommaso Lauretti, einem geborenen Palermitaner, aber in Bo-

logna ausgebildet; Marius' Triumph über die Cimbern von Daniele da Volterra, Scenen aus dem Leben des Scipio Afrikanus von Annibale Caracci, und aus dem Hannibalischen Kriege von Sodoma, füllen in großen Fresken diese Säle. Mag man von dem Werthe dieser Arbeiten auch noch so gering urtheilen, mag die Ausführung bei den Kunstkennern noch so wenig Gnade finden, immerhin war die Wahl dieser Stoffe zumal an diesem Orte eine glückliche. Und noch heute empfand ich auf dem alten Herrschersitze der Welt eine innerliche Befriedigung im Anschauen dieser Bilder, welche uns Männer und Thaten von ewigem Klange vor die leiblichen Augen führen, und dem Gemüthe des Besuchers die rechte Stimmung geben, um, wie ich heute nach dem Besuche dieser Sammlungen that, niedersteigend vom Kapitole sich in die Trümmerwelt des alten Forum Romanum zu versenken.

In der Gemäldesammlung fesselte mich auch diesmal wieder auf's Neue ein Werk von Rubens, das ich unbedenklich für die Krone der kapitolinischen Gallerie erkläre. Auch dieses Gemäldes Gegenstand steht in geistigem Zusammenhange mit dem Orte seiner Aufstellung, und ist gleichsam der malerische Pendant zu der berühmten erzenen Wölfin, deren ich in früheren Briefen gedachte. (S. Bd. III. IV. S. 133—136.) Die Gründer Roms, das Zwillingspaar der Königsknaben Romulus und Remus, vom Hirten Faustulus gefunden, ist der Gegenstand des Bildes. In lieblicher Waldlichtung, unter einem uralten Baume, dicht an einer Quelle, bei welcher Flußgott und Nymphe sitzen, liegt das prächtige Wolfsthier, die Säugamme der Gründer Roms, bequem dahingestreckt, und blickt mit aufgesperrtem Rachen und mit dem Ausdrucke einer gewissen wilden Zärtlichkeit die beiden göttlichen Knaben an.

Der eine dieser beiden kräftigen Buben, denen man es ansehen zu können meint, daß kein geringerer als der Kriegsgott selbst sie mit der italischen Königstochter gezeugt, dehnt im eifrigen Saugen begriffen die strammen Glieder behaglich auf dem grünen Wiesenteppich, während der andere, sich ein wenig von der gleichen Arbeit aufrichtend, mit ausgebreiteten Armen frohlockend einen buntgefiederten Specht begrüßt, der ihm im Schnabel rothe Waldbeeren entgegenträgt. Von rechts her um die Ecke der Baumpartie tritt der Hirt Faustulus heran, von anderen Hirten begleitet, und erblickt mit staunender Verwunderung das seltsamste Schauspiel. Rechts öffnet sich ein Stück Campagna-Landschaft zu heiter großartiger Fernsicht. Dies Bild ist wirklich ein Juwel, und neben ihm in der Sammlung höchstens noch eine Botticellische Madonna mit dem Kinde und ein Francesco Francia zu nennen. Von wundervoller Wirkung ist die Beleuchtung. Alles Licht fällt auf die nackte Kindergruppe, und beleuchtet warm das schöne Fleisch der prachtvollen Buben. Der Ausdruck des Thieres mit seiner wölfischen Mutterliebe gegen diese seine menschlichen Pflegekinder ist das Prächtigste, was man sehen kann. Es zeugt von Rubens' Genialität und großem historischen Sinne, daß den jugendlichen Künstler, der als Edelknabe des Herzogs Gonzaga Rom besuchte, sein römischer Aufenthalt gerade zu diesem Werke begeisterte. Man denkt bei dem Anblicke unwillkürlich an die Findung Moses' am schlammigen Nilufer und an das erste Krippenlager des Gründers der neuen weltbeherrschenden Roma. Es ist eine wunderbare Uebereinstimmung, mit welcher alle diese und ähnliche Gründungssagen die Heroen großer Anfänge in äußerster Niedrigkeit und Verlassenheit darstellen, während sie doch zugleich den Ursprung derselben

unmittelbar an das Göttliche selber knüpfen. Die Liebe einer Göttin zu einem Sterblichen, der Aphrodite zu Anchises, hatte das Geschlecht der Aeneaden gegründet. Als es zu verlöschen drohte, gab die Liebe eines Gottes zu einer Jungfrau ihm verherrlichende Fortdauer. Der Kriegsgott selber entbrannte in Liebe für die letzte Sprosse des Heldengeschlechtes. Als die Vestalische Jungfrau, Silvia, Numitor's Tochter, in den geweihten Hain gegangen war, lauteres Wasser zu schöpfen aus dem Quell für den heiligen Tempeldienst, da verfinsterte sich die Sonne, ein Wolf scheuchte die Jungfrau in eine Höhle. Dort überwältigte Mars die Zagende. Aber wie er sie auch trösten mochte mit der Verheißung edler Kinder aus ihrem Schooße: der Gott vermochte nicht sie zu schirmen gegen die Rache der Menschen. Vesta selbst bedeckte im Tempel ihr jungfräuliches Auge mit den Händen, als sich das Zwillingspaar dem Schooße der gottgeweihten Jungfrau entwand. Ihr Altar erbebte und die ewige Feuergluth ihres heiligen Heerdes verbarg sich entsetzt in der Asche. Die Wellen des Anio, welche auf des Oheims Geheiß die unglückliche Mutter verschlangen, führten die Wiege der ausgesetzten Kinder hinunter in den weit ausgetretenen Tiberstrom. An der Wurzel eines wilden Feigenbaumes, der lange Jahrhunderte hindurch heilig gehalten, am Fuße des Palatinus stand, zeigte man noch im republikanischen Rom die Stelle, wo die Wölfin das Zwillingspaar gefunden, und es in ihre Höhle getragen und gesäugt. Als die Milch versiegte, trug der Specht, Mars' heiliger Vogel, Nahrung herbei für die Knäblein. Erst als der Hirte Faustulus dies seltsame Schauspiel erblickte, entwich die Wölfin und überließ ihre Zöglinge menschlicher Pflege und Zucht.

So sangen beinahe ein Jahrtausend später die römischen Dichter, und so malte nach dritthalb Jahrtausenden Rubens die wundervolle Sage.

Im Kapitolinischen Museum.

Rom, den 3. März.

Bevor ich einige halbverwischte Notizen aus meiner Schreibtafel über meine letzten Besuche des Kapitolinischen Museums diesem Briefe beifüge, will ich ein Paar Bemerkungen über die Reste der alten Plastik in Rom überhaupt voranschicken.

Was uns in Rom und seinen Sammlungen und Museen an plastischen Kunstwerken des Alterthums durch die Laune des Zufalls aufbehalten worden, ist nicht etwa eine Auswahl der besten oder auch nur der bedeutenderen Kunstwerke griechischer Herkunft, sondern vielmehr nur ein Blick in die ungeheuere Fülle des Bildervorrathes spätrömischer Zeit. Aus diesem bunten Gewühle von Kunstwerken, dessen verwirrende Massenhaftigkeit in den römischen Sammlungen den Beschauer oft zu überwältigen droht, ergiebt sich doch für die allmälig zur Ruhe kommende Betrachtung, trotz aller Verschiedenheit der aufgehäuften Werke nach Entstehungszeit und Werth der Arbeit, der Komposition, Originalität, Bestimmung des Zweckes u. s. f., zuletzt als Resultat das intuitive Gefühl eines untergegangenen, religiös, politisch und künstlerisch gewaltigen, nach allen Richtungen hin in üppiger Fülle ausgestalteten Daseins.

Und dies Gefühl macht es denn auch, daß wir zur Vervollständigung unserer Anschauung selbst den untergeordneten Abbildern und Nachklängen einer schöneren Zeit uns liebevoll zuwenden, da wir anfänglich ihre zerstreuende Masse gewöhnlich hinweg wünschen, um uns dem genießenden Studium des vereinzelten Vortrefflichen ungestörter hingeben zu können.

Wer in dieser Beziehung Ordnung in seine Anschauungen bringen und sich eine allgemeine Uebersicht über diese verwirrende Welt der in Rom aufgespeicherten alten Kunstreste verschaffen will, der wird wohlthun, die Gerhard'sche Abhandlung „über Roms antike Bildwerke" im ersten Bande der Beschreibung der Stadt Rom zu lesen. Sie ist der erste Versuch, die Hauptfragen zu beantworten, welche sich bei einer solchen Uebersicht jedem Nachdenkenden aufdrängen. Es sind dies die Fragen: welcher Zeit, oder vielmehr welchen Zeiten des antiken Lebens gehört die Masse dieser verschiedenen Kunstwerke an? Welcher Nation waren die Künstler, die sie schufen? In welche Kunstperiode gehören diese Reste? Welche Bedeutung, welche Bestimmung im römischen Leben hatten sie? Welcher Zweck rief sie hervor, und welche Ideen sollten durch sie verkörpert werden?

Als Antworten auf diese Fragen kann man jener ausführlichen Darstellung etwa folgende Sätze entnehmen:

Nicht nur von den ältesten Formen und Bildern der griechischen Kunst, sondern auch von den Erzeugnissen ihrer blühendsten Perioden bieten uns die römischen Sammlungen mit sehr geringen Ausnahmen, nur mehr oder weniger entfernte, zum Theil viele Jahrhunderte spätere, oft noch obenein frei und willkürlich behandelte, Nachbildungen. Zu den Ausnahmen gehören nur etwa Werke wie die Juno Ludovisi, die

Kanephore im Vatikanischen Saale Braccio nuovo, und weniges Andere.

Dagegen kann man annehmen und wahrscheinlich machen, daß in solchen Nachbildungen viele der berühmtesten griechischen Künstler aus der blühenden Zeit der Plastik: Phidias, Alkamenes, Polyklet, Naucydes, Leochares, Ktesilaus, Myron, Skopas, Praxiteles, Lysippus, Bupalus wenigstens andeutungs- und annäherungsweise vertreten sind.

Bei weitem die Mehrzahl auch der erhaltenen Meisterwerke der Plastik zu Rom gehört den Kaiserzeiten, zum Theil den späteren Kaiserzeiten bis auf Hadrian hinab. Der Laokoon entstand unter Titus, der Vatikanische Apoll unter Nero's Regierung.

Die Meister und Künstler, welche die Plastik in Rom auch in den Kaiserzeiten pflegten und von denen die in den römischen Museen befindlichen Werke herrühren, waren keine Römer, sondern Griechen, wie der ganze Sagenreichthum, den jene Werke enthalten, griechisch ist.

Die Ansicht von dem schnellen Verfalle der plastischen Kunst der Griechen ist unrichtig. Meisterwerke, welche thatsächlich den ersten Kaiserzeiten angehören und zu dem Vorzüglichsten zählen, was uns die Zeit von alter Kunst zu schauen vergönnt hat, wie der Apoll von Belvedere, reichen allein schon hin, jene Ansicht zu widerlegen. Ein Gewächs, wie die griechische Kunst, welchem die ganze langvorbereitete hellenische Bildung zum Nahrungsstoffe diente, war nicht von so kurzer Lebenskraft. Es konnte sehr wohl Jahrhunderte hindurch in fast ungeschwächter Gesundheit fortbestehen, wenn auch hier und da sein schlanker Wuchs allmälige Abnahme zeigte, und mannigfaltig fremder Anhauch den Farbenglanz seiner Blüthen-

pracht verdunkelte. Unfigürlich gesprochen: Das eigene Walten des innewohnenden gesunden Bildungstriebes, die aufmerksame Pflege einer seit Alexander immer mehr dem Genusse zugewendeten Welt begünstigten dies Fortbestehen und Fortblühen, und trieb besonders die technische Meisterschaft und das mit ihr Hand in Hand gehende Talent zu immer größerer Vollendung.

Fast alle erhaltenen römischen Antiken, auch die berühmtesten, hatten keine religiöse, sondern eine weltliche Bestimmung, die überwiegende Mehrzahl derselben nicht einmal eine öffentliche, sondern eine rein private: Schmuck und Zier der Häuser, Gärten und Villen. Die öffentliche Bestimmung war äußerer Prachtschmuck der Tempelhallen, der öffentlichen Plätze, Circus, Theater u. s. f., später der Thermen, dieser ungeheueren Herbergen römischer Geselligkeit. Aus dem Schmucke von Staatsgebäuden, wie Curien, Basiliken u. dergl. ist außer einigen Kaiserbildnissen nichts erhalten. Tempelstatuen sehr wenige, und auch diese wenigen sind zweifelhaft.

So diente die plastische Kunst, deren Reste uns in Rom erhalten sind, dem Luxus und der Prachtliebe, dem Ehrgeize und der Schmeichelei, während die Plastik in Griechenland, ihrem Mutterlande, vorwiegend im Dienste der Religion und religiöser Ideen thätig war und blieb.

Von allen uns erhaltenen römischen Antiken dienten dem Ausdrucke religiöser Ideen allein nur die Kunstreste von Grabmonumenten und die Reliefbildungen an Sarkophagen, und zwar mit oft unverkennbarer Symbolik der Bedeutung, in deren dunkelen Wandelgängen sich indessen ein minder Kundiger nur allzuleicht verirren kann.

Rom, den 4. März.

Gestern habe ich wieder einmal die Kapitolinische Venus gesehen.

Die spekulirende Heuchelei des Pfaffenthums, welche hier in allen Lebenserscheinungen zu Tage tritt, hat diese keuscheste aller ähnlichen Kunstbildungen mit noch ein Paar anderen gleich vortrefflichen in ein eigens dazu hergerichtetes enges Kabinet verwiesen, das aber Jedermann für ein Paar Paul von dem Kustoden geöffnet wird.

Kein einziges von allen Hauptwerken plastischer Kunst in Rom ist in so unbeschädigter Vollständigkeit erhalten, wie diese Kapitolinische Venus. Sie wurde in dem Keller eines Hauses in der Subura, oder gar in einer Brunnenröhre aufgefunden, wohin sie vielleicht in Zeiten christlicher Bilderstürmerei, bei der unzählige Kunstwerke zu Grunde gingen, der Besitzer verborgen hatte. Nur an den Händen und an der Nase bemerkte ich unbedeutende Ergänzungen. Sieht man von der konventionellen Benennung ab, so ist das Motiv ein schönes Weib, das sich zum Bade entkleidet, und ihr Gewand zusammengefaltet über ein zierlich schlankes Salbengefäß gelegt hat. Im Begriff, in das Bassin zu treten, überfliegt ihren Leib ein leiser Schauer der Kühle, der den Unterkörper mit dem sanft gehobenen rechten Fuße gleichsam zurückdrängt, während der Oberleib sich leise vorbeugt. So ist auch das Knie des linken feststehenden Fußes gleichsam mit einer gewissen Anspannung in sich zusammengestrafft, woraus eine fast gerade Linie des Fußes entsteht, bei der das Knie mit seiner Scheibe kaum merklich hervortritt. Zu diesem physischen scheint sich auch ein gewisser geistiger Schauer zu gesellen. Sie hat ihre hüllenlose

Schönheit in dem Wasserspiegel erblickt, und wendet darum in keuscher Scham das Haupt etwas seitwärts, während sie Brust und Schooß mit der bekannten Handbewegung bedeckt. In Haltung und Motiv so der Medizeischen fast gleich, ist sie doch von derselben auch wieder wesentlich verschieden. In dem ganzen Ausdrucke der Gestalt ist hier mehr Unschuld und Reinheit, dort mehr reizende Koketterie. Ist in der Medizeerin die Phryne, so scheint hier die Matrone im antik-römischen Sinne vorherrschend. Denn nicht eine mädchenhaft jungfräuliche Knospe, sondern ein zu ganzer Prachtfülle aufgeblühtes Weib in aller schwellenden Herrlichkeit ihres völlig ausgestalteten Leibes hat der Künstler in diesem Bilde vor uns hingestellt. Sie ist nicht unschuldig im Sinne des Nichtwissens, wohl aber unschuldig im Sinne der geistigen Jungfräulichkeit eines reinen keuschen Weibes. Dabei hat das Werk etwas, was den Ausdruck des Portraitartigen macht, und der spezifisch griechischen Medizeerin gegenüber als durchaus römisch erscheint. Ist bei der letzteren die ideale Behandlung der Natur, so ist dagegen hier das Naturalistische vorwaltend. Das Haar kopfputzartig, mit hoch über dem Haupte zusammengeschlungenen Flechten, hinten weich den Nacken hinabfließend, ist viel ausführlicher behandelt, als dies bei den älteren griechischen Arbeiten der Fall zu sein pflegt. Die Körperformen sind voll, geschwellt, üppig, besonders abwärts der Hüften von strotzender Fleischigkeit. Dabei ist das Fleisch von einer elastischen Weiche und lebensvollen Wärme, wie ich es nirgends bisher an alten Kunstwerken gesehen, wozu freilich auch der vortreffliche parische Marmor das Seinige thut. Die Linien der Arme, besonders des über den Busen gestreckten rechten Armes, sind von großer Schönheit, weit weniger poin-

tirt wie bei der Medizeerin, bei der freilich Hände und Arme großentheils ergänzt sind. Aber auch die Größe, welche über die Natur hinausgeht, und die mehr aufgerichtete Haltung stellen die Kapitolinische Venus über ihre Rivalin in Vortheil, indem dadurch das an's Gezierte Streifende der bekannten Haltung zu einer gewissen Großheit erhoben und geadelt wird. Ueber den Gesichtsausdruck wage ich nicht zu urtheilen. Denn der Raum in welchen jene heuchlerische Barbarei das herrliche Werk verbannt hat, verstattet nirgends, den vollen Gesichtsausdruck zu erblicken, da ein unerträgliches Reflexlicht dies unmöglich macht.

Namhafte Kunstkenner setzen das Werk sehr weit in die beste Zeit zurück. Freund Kümmel, einer der tüchtigsten deutschen, in Rom lebenden Bildhauer, mit dem ich gestern die Venus betrachtete, hielt sie dagegen für die nicht völlig verstandene Kopie eines Originals aus der Blüthezeit griechischer Kunst, und führte als Beleg seiner Ansicht unter Anderem auch eine gewisse zu stark hervortretende naturalistische Ausprägung einzelner unwesentlicher Theile auf. Vielleicht haben wir in dieser Statue eine freiere Nachbildung der berühmten Knidischen Venus des Praxiteles, der es zuerst wagte, die ganze Schönheitsfülle der Liebesgöttin unverhüllt zu zeigen. Die Bewohner von Knidos kauften sein Werk, und gaben es nicht hin, als ihnen später ein König Asiens anbot, für dasselbe ihre ganze große Staatsschuld zu bezahlen. Für diesen Idealismus hatte selbst noch ein später Römer Sinn und Verständniß. „Die Knidier thaten Recht," sagt Plinius, „denn mit diesem Werke hatte der Künstler ihr Vaterland geadelt." Etwas von dieser Gesinnung lebt selbst noch in den Römern von heute fort.

Weniger berühmt als die Kapitolinische ist die herrliche Venus im Palaste Chigi, welche eine griechische Inschrift das Werk des Menophantos nennt. Sie ist nach derselben Inschrift Kopie eines sonst nicht bekannten griechischen Werkes, das in der kleinasiatischen Stadt Troas befindlich war. Die Behandlung ist weniger naturalistisch als bei der Kapitolinischen, auch hat der Marmor etwas Unlebendiges. Die Gestalt zieht mit der linken Hand das neben ihr liegende Gewand von dem Badekästchen nach dem Schooße zu in die Höhe, während sie mit der rechten die Brust bedeckt. Die Inschrift, welche ausdrücklich auf das Original hinweis't, kann den großen Ruf des letzteren bezeugen. Und in der That ist das Werk durchaus anmuthig und erfreulich; die reine schlanke Gestalt mit dem schönen und doch individuellen Gesichtsausdruck des etwas zur Seite geneigten Köpfchens ist ungemein lieblich.

In dem Kabinette der Kapitolinischen Venus befindet sich jetzt auch die Leda mit dem Schwane und die herrliche Umarmungsgruppe von Amor und Psyche, deren wundervolle Linienkomposition von keinem ähnlichen Werke erreicht wird.

Die römischen Sammlungen sind reich an Venusbildern. Im Vatikan allein fand ich sieben Darstellungen der Liebesgöttin, darunter die Venus des Bupalos, unter Lebensgröße, sitzend auf einem Salbgefäße, eine Zierde der Sala delle Maschere. Sie ist im Begriffe, den Leib mit duftendem Oele besprengen zu lassen. Fleisch und Rücken sind von höchstem Leben. Ferner zwei Nachbildungen der Knidischen Göttin des Praxiteles, eine bekleidete Venus genitrix, eine Venus victrix mit dem herabhängenden Siegeskranze in der Linken, neben ihr ein Amor, der sich den Helm des Mars aufsetzt;

eine andere, im Begriffe, das Gewand anzuthun, endlich eine Anadyomene auf einem Felsen sitzend, zwischen zwei jetzt nur noch in Spuren vorhandenen Liebesgöttern, auf dem Felsblocke Bogen und Köcher und Andeutung heransteigender Wellen: alle meist stark ergänzt. Außerdem befinden sich noch in der Villa Ludovisi eine kolossale Knidische Venus, eine im Bade niedergekauerte und eine dem Bade entsteigende, welcher Amor ein Tuch zum Abtrocknen bietet. Im Palaste Colonna ist eine dem Bade entstiegene Venus, ihr langfließendes Haar mit beiden Händen fassend, eine Darstellung, deren häufige Wiederholung auf ein berühmtes Original schließen läßt. Unter den neueren Künstlern hat Eduard Meier dasselbe Motiv sehr anmuthig ausgeführt. Villa Albani besitzt eine Aphrodite, auf einem Seepferde reitend, desgleichen eine bekleidete und eine in der Stellung der Medizeischen gehaltene Venus. Am reichsten aber ist die Sammlung der Villa Borghese versehen, die neben einer Nachbildung der Kapitolinischen und der Medizeischen, sowie einer sitzenden Venus mit dem Amor zur Seite und einer herrlichen Venus genitrix im nassen Gewande, auch die wundervolle Gruppe des Mars und der Venus enthält, in welcher die alte Kunst den Sieg liebreizender Schönheit über die rauhe Kraft darzustellen liebte. Venus, die den Mars entwaffnet, ist eine Gruppe von ächt römischer Erfindung, während die griechische Kunst von ihrem ernsten Ares dies anmuthige Spiel ferne hielt. Für die Römer hatte eine solche Darstellung ganz besonderes Interesse, denn beide Götter, die Aeneadum genitrix, die Mutter der Aeneaden, und Mars, der Vater des Romulus und Remus, waren die Ahnen des Volkes der Romuliden, und der große Cäsar führte die Venus in seinem Siegelringe, als seines

Stammes göttliche Mutter. Die Gruppe ist etwa halb lebensgroß und von hoher Vortrefflichkeit. Die Göttin hat ihr siegreiches Werk schon begonnen. Ihr Fuß ruht bereits auf einem Rüstungsstücke, den Beinschienen. Jetzt hat sie den Gott mit beiden Armen sanft umschlungen, und lös't in dieser Stellung leicht und zierlich das Wehrgehenk auf. Zwar nur die Scheide hängt noch an demselben, das Schwert hält der trotzig dastehende Kriegsgott noch in der Hand, und an seinem linken Arme wiegt sich der kriegerische Schild. Aber die Liebesgöttin scheint zu wissen, daß, wer erst den Finger hat, auch bald die Hand und den Arm erhält, mit Allem, was daran hängt. Der Trotz in dem Gesichte des Schlachtengottes ist allzu ernsthaft, um nicht halb erzwungen zu sein. Er wird bald ganz dem süßen Zauber der unwiderstehlichen Schmeicheleien weichen müssen. So wenigstens scheint Amor, der Schalk, zu denken, denn schon hebt er, zur Seite der göttlichen Mutter stehend, die angezündete Fackel empor.

Der Verfasser der „Epochen der bildenden Kunst," welcher neulich über seine Reise zum vorjährigen neapolitanischen Gelehrtenkongresse in der Augsb. Allg. Zeitung berichtete, und dabei auch von dem zum erstenmale gesehenen Museo Borbonico, nach einmaligen Durchwandern desselben, Kunde gab, behauptete in seinem Berichte, daß die berühmte neapolitanische Venus victrix von Capua, der man einen Amor zur Seite gegeben hat, falsch restaurirt sei, und vielmehr einen Mars zur Seite haben müsse. Vielleicht schloß Herr Thiersch das aus dem Helme, auf welchem der Fuß der Göttin ruht. Bei genauerem Zusehen würde er aber gefunden haben, daß die neapolitanische Venus auf einen Gegenstand zu ihren Füßen niederblickt, während sie in der Borghesischen Gruppe zu dem

Mars aufsieht. Doch was soll man von der Genauigkeit eines Berichtes sagen, dessen Verfasser die reizende kleine, erst kürzlich aufgefundene Venus von Nocera im Museum der Broncen zu Neapel, auch nach seinem Urtheile eines der größten Meisterwerke des Alterthumes, als halblebensgroß bezeichnet, während sie doch uns anderen Erdenkindern nur eben etwa anderthalb Spannen hoch erschien. Da ich in meinem Wunderunglauben nicht annehmen kann, daß die reizende Hellenengöttin dem berühmten Philhellenen durch eine dreifache Vergrößerung ihrer liebenswürdigen Miniaturerscheinung eine besondere Ehre erwiesen haben wird, so bleibt nichts übrig, als diese Thatsache zum Belege der deutschen Gründlichkeit jener alten Herren anzuführen, welche über die Flüchtigkeit und Ungründlichkeit der jüngeren modernen Literatur so laute Klagen zu führen gewohnt sind.

Die Kunstausstellung bei Porta del Popolo, welche ich neulich besuchte, hat meine Erwartungen von einer römischen Kunstausstellung sehr getäuscht. Ich fand nur wenig Mittelgutes, viel geradezu Mißlungenes und Werthloses. Fast alle bedeutenderen Künstler von einigem Namen ziehen es nämlich vor, ihre Werke in den eigenen Ateliers von den Fremden und Kunstfreunden aufsuchen zu lassen, wo sie Aufstellung, Beleuchtung und was sonst dazu gehört, ein Kunstwerk im rechten Lichte erscheinen zu machen, selbst anordnen können. Wir gingen also nach kurzem Verweilen in das Atelier des Malers Kaselowsky aus Berlin, um seine Kopien der Rafaelischen

Disputa und der Schule von Athen zu sehen, deren erstere der tüchtige Künstler für den König von Preußen, die andere für einen Privatmann kopirt hat. Ich gestehe, daß ich das letztere Werk Rafael's erst hier ordentlich kennen gelernt habe. Der Künstler hat nämlich zum Behufe seiner Kopie die sämmtlichen achtundfünfzig Köpfe des Bildes, sowie die Nebenfiguren des Architekturreliefs, die man im Original von dem gewöhnlichen Standpunkte aus gar nicht mehr genießen kann, so vortrefflich gezeichnet, daß eine Vervielfältigung durch Kupferstich höchst wünschenswerth sein würde. Denn schon jetzt sind die Originale durch lange Vernachlässigung, Abspringen des Kalkes, durch Restaurationsversuche und durch die gewissenlose Barbarei früherer Kopisten so beschädigt, daß ein vollständig reiner Genuß derselben, zumal bei der dunkelen Räumlichkeit der Stanzen nicht mehr möglich ist. Die Kopien sämmtlicher Köpfe haben etwa halbe Größe der Originale, und ihre Vergleichung mit den früheren Kupferstichen zeigte, daß sich die Zeichner der letzteren oft die größten Willkürlichkeiten und Abweichungen erlaubt hatten.

Aus dem Atelier des Künstlers im Palazzo nuovo an der neuen Passeggiata tretend, schlenderte ich im mildesten Abendsonnenscheine die Ripetta entlang, und erquickte mich an der friedlichen Abendruhe, welche um diese Zeit über das römische Stadtleben einen so wunderbaren Zauber verbreitet. Ruhig fluthete der gelbe Tiberstrom mit seinen glitzernden Wellen dahin. Die Fähre mit dem blaugestreiften Zeltdache, welche hier die Brücke ersetzt, schwebte langsam und geräuschlos herüber und hinüber von einem zum anderen Ufer. Da, wo die Kähne liegen, welche Waaren von Ostia herführen, standen zahlreiche Gruppen langbärtiger Kapuziner, behaglich

plaudernd, prachtvolle Gesichter darunter. Unweit davon, gegenüber der kleinen Kirche San Girolamo, bildet die Ufereinfassung ein weites, von einer Steinbalustrade umschlossenes Rund, in dessen Mitte eine Fontaine plätschert. Hier setzte ich mich nieder auf eine Steinbank und betrachtete die Scene. Die Sonne war hart am Niedergange, und beleuchtete die majestätische Peterskuppel, die in leisen, goldenen Nebelduft gehüllt, hoch über den feinästigen schlanken Bäumen des jenseitigen Ufers emporragte. Pinien zu beiden Seiten hoben sich scharf ab mit den riesigen Pfauenwedeln ihrer dunkelen Kronen. Das leise Rauschen des Stromes, das sanfte Plätschern der Fontaine, das Murmeln der plaudernden Mönche, vermischt mit dem dumpfen Getön aus dem wagendurchrasselten Korso und mit fernem Glockengeläute, bildeten ein wundersames Zusammen von schlummererzeugender Musik, das die müde Seele zur Ruhe wiegt. Bei den Mönchen spielten Kinder ihr Boggiaspiel; Frauen und Mädchen, die großen Henkelkrüge auf den Köpfen tragend, kamen von Zeit zu Zeit, Wasser aus der Fontaine zu schöpfen, und Jesuiten, paarweise, raschen schwebenden Ganges glitten wie schwarze Schatten vorüber. Alle Stimmen mäßig, gedämpft, nirgends Geschrei und Lärm. Am offenen Altanfenster eines stattlichen Hauses lehnte ein schönes Frauenbild und blickte nachdenklich in das verglühende Abendgold. Mir aber stieg bei dem Anblicke des wohlbekannten Hauses die Erinnerung auf an die hier vorgefallene, von Goethe so unvergleichlich zart und rührend geschilderte Scene des Abschiedes von der geliebten schönen Mailänderin, deren Gedächtniß „ihm nie aus Sinn und Seele gekommen ist;“ und mit unsagbarem Schmerze war es mir, als hörte ich selber das leise, unaufhaltsame Rinnen der Sand-

körner in dem zu Ende neigenden Stundenglase meiner römischen Glückseligkeit!

Auf dem Grabsteine eines edlen römischen Staatsmannes las Winckelmann am Ende der Inschrift, welche seine Ehrenstellen, Feldzüge und Triumphe meldete, die Worte VIXIT ANNOS VII (er lebte sieben Jahre). Der Mann hatte nur die Jahre als Jahre des Lebens gerechnet, welche er in der stillen würdigen Muse seines Landsitzes fern vom Weltgetriebe genoßen. Wenn ich sterbe, so mögt Ihr mir nur immer auf mein Grab setzen:

VIXIT ANNUM UNUM.

Antike Mosaiken in Rom.

Rom, den 6. März 1846.

Die antiken Mosaikbilder, von denen ich Euch heute Einiges erzählen will, sind neben den Pompejanischen und einigen anderen spärlichen Resten farbiger Zimmerverzierung das Einzige, was sich von den Werken antiker Malerei erhalten hat.

Das ist freilich weniger als „eines Schattens Traum," von jener Fülle farbigen Kunstlebens, welches in unzähligen Staffeleibildern einer Jahrhunderte lang blühenden Kunst die Welt der alten Bildung erfüllte. Mann kann ohne alle Uebertreibung annehmen, daß in dem ungeheueren Wogensturze der geschichtlichen Sündfluth, welche die Welt des Griechen- und

Römerthumes zerschlug, eine größere Fülle von Meisterwerken der Malerei auf ewig vernichtet worden ist, als deren jetzt in allen Sammlungen Europas die moderne Kunst aufzuweisen hat. Alle die großen Künstler, deren Werke von den Perserkriegen bis hinab auf die ersten Kaiserzeiten in Tempeln und Hallen, in Bibliotheken, Palästen, Wohnhäusern, Villen und zuletzt in den Prachtbauten des kaiserlichen Roms, die Lust und Bewunderung der alten Welt bildeten, — sie leben jetzt, wie die Schatten des Hades, nur noch mit ihren Namen in der Geschichte des Alterthumsforschers. Was wir davon in den spärlichen Resten antiker Mosaiken besitzen, sind zertrümmerte Scherben vereinzelter Nachbildungen, entstanden zu einer Zeit, in welcher die Kunst der Malerei bereits, wie ein alter Schriftsteller, Plinius, sich ausdrückt, „eine sterbende war," verfertigt von namenlosen Handwerkern, mit dem kümmerlichen Material farbiger Steinchen, und bestimmt nur zum Schmucke des Bodens, welchen der Fuß des Reichen in den Zimmern und Sälen seiner Villen und Paläste betrat. Und doch ist die einzige Mosaik der Alexanderschlacht von Pompeji noch jetzt die Bewunderung der Welt.

Die antiken Mosaikbilder nahmen im Verhältniß zu ihren Originalen etwa die Stelle unserer Lithographien und Kupferstiche von berühmten Werken ein. Der Luxus erfand die Kunst aus farbigen Steinchen Bilder zusammenzufügen, um die Fußböden seiner Tempel, Hallen und Höfe, Wohngemächer und Speisesäle mit einem Schmucke zu versehen, dessen Genuß sein verwöhntes Auge auch an diesen Stellen nicht missen mochte. Das Material sicherte die Dauer, während es zugleich die dem Süden nöthige Kühle gewährte. Dieser raffinirten Genußsucht der alten Welt verdanken wir jetzt einen

großen Theil dessen, was wir von antiker Malerei als Anschauung besitzen. Auch hier also heißt es:

Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kehrt zurück!

Viele dieser antiken Mosaikbilder, namentlich die werthvolleren und größeren, bildeten einen Zimmerschmuck, der selbst nicht an Ort und Stelle gebunden blieb. Der große Cäsar, groß auch in der Leidenschaft für Kunst und Kunstgenuß, kann als ein Beispiel gelten, wie weit der rezeptive Kunstsinn, wie wir ihn in neuerer Zeit nur bei den Engländern finden, zur Zeit der höchsten Blüthe des römischen Lebens ausgebildet war. Dieser Mann, der den ganz vollendeten Prachtbau einer mit ungeheuerem Aufwande erbauten Villa, bloß „weil sie nicht ganz seinem Geschmacke entsprach," von Grund aus niederreißen ließ, und das zu einer Zeit, wo er, wie sein Biograph sagt, noch keine große politische Bedeutung besaß, dafür aber bis an die Zähne in Schulden steckte; — dieser römische Schlachtenheros, der die kalte Besonnenheit in den höchsten Kriegsgefahren nie verlor, — er verlor sie, wenn es galt, ein Kunstwerk, eine Statue, ein Meisterwerk griechischer Malerei, eine Gemme, ein getriebenes Bildwerk zu erstehen. Wandte er doch selbst auf den Ankauf schöner und kunstgebildeter Sklaven Summen, welche er in seine Rechnungsbücher einschreiben zu lassen sich schämte. So kann es uns denn nicht befremden, daß er sich selbst auf seinen Reisen und Kriegszügen in den eroberten und zu erobernden Provinzen nicht trennen mochte von jenem Bilderschmucke seiner Fußböden, daß er deshalb Mosaikbilder aller Art mit sich führte. Hielt

er doch in den Provinzen immer zwei Tafeln, die eine für seine Generale und Kriegsobersten, sowie für die Elite griechischer Bildung, die Rhetoren, Schriftsteller, Philosophen und Dichter, welche seinen geistigen Hofstaat bildeten, die andere für die vornehmen Landsleute, die römischen Senatoren und Ritter, Provinzial-Gouverneure und Civilbeamte aller Art, welche damals an allen Orten der bekannten Welt auf Privatreisen und in Staatsfunktionen anzutreffen waren. Der Luxus dieser Mosaikbilder scheint in der Zeit nach Alexander dem Großen aufgekommen zu sein. Wir finden sie selbst als Schmuck der Fußböden auf den kolossalen Lustjachten griechischer Könige Siziliens und Aegyptens im dritten vorchirstlichen Jahrhunderte. Rom aber war der Hauptplatz für diesen Zweig antiker Kunst, die sich auch in neuerer Zeit dort zu ihrer größten Vollkommenheit wieder ausgebildet hat. Es gab eine Zeit, wo man in der Mosaikfabrik im Vatikanischen Palaste die Zahl der Farbentinten durch Anwendung gefärbter Glaspasten bis auf achtzehntausend gebracht hatte, während man im Alterthume, wo man sich der natürlichen Steine bediente, kaum die Zahl von achthundert erreichte. Es war dies die Zeit, in welcher die großen Mosaikarbeiten zum Schmucke der Peterskirche unternommen und jene prachtvollen Nachbildungen Rafaelischer und anderer Meisterwerke zur Ausschmückung der Altäre dieses Wunderbaues geschaffen wurden. Noch in diesem Augenblicke sind Mosaikarbeiten kleineren Styles ein Hauptzweig römischer Kunstindustrie, und ein Gang durch die Straßen Condotti, Babuino und über den spanischen Platz zeigt in zahlreichen Läden die Erzeugnisse der verschiedenen Werkstätten; unter denen die des Cavaliere Barbieri in Via Rasella die ausgezeichnetste ist. Dort sah ich

unter Anderem einen für den Kaiser von Rußland bestimmten runden Tisch, auf dessen vier Feldern vier Ansichten von Pompeji, die Stadt vor der Verschüttung, während des Vesuvausbruches, dieselbe im Mittelalter mit darüber gelagerten Normannenkriegern und endlich die jetzt ausgegrabenen Reste in meisterhafter Komposition und Ausführung darstellten.

Ich kehre zu den alten Mosaikbildern der römischen Sammlungen zurück.

Das Kapitolinische Taubenmosaik ist durch unzählige kleine Nachbildungen bekannt. Es ist von allen antiken Mosaiken, welche Rom besitzt, — und ich habe sie jetzt alle gesehen, — ohne Frage das schönste. Auf dem Rande eines runden Wassergefäßes, eines antiken Kantharos, sitzen vier Tauben in den verschiedensten Stellungen. Die eine trinkt, während die anderen nach allen Seiten ausschauend gleichsam Wache halten. Dieser charakteristische Ausdruck des Schüchternen, Zarten, Scheuen und dabei doch so Friedlichen und Sanften, ist von ungemeiner Anmuth, und zeugt für ein liebevolles Eingehen und Sichversenken in die innerste Natur dieser harmlosen Geschöpfe. Geistreich in der Komposition, ist es eben so fein und sanft in den Farben behandelt, wovon freilich die Nachbildungen, auch die besten, die ich bei dem zuvorgenannten ausgezeichneten Mosaicisten Roms sah, keine Ahnung geben. So ist z. B. das Wasser durch den Zusatz bunter Farben, welche der Wiederschein der Tauben hineinwirft, außerordentlich belebt, da es sich in seiner Naturfarbe sehr matt ausnehmen würde. Wir haben hier, wenn nicht das Original, doch eine sehr gelungene Nachahmung eines schon im Alterthume berühmten Meisterwerkes des Künstlers Sosus von Pergamus, das Plinius sehr genau beschreibt. Der

feinste Kunstforscher Frankreichs, Letronne, hält es in seinen Briefen über die historische Wandmalerei der Alten, für das Original, und ich bin selbst gegen Winkelmann ganz seiner Ansicht. Denn solch ein Werk haben sich die Virtuosen der Kunsträuberei schwerlich entgehen lassen. Es ist aus lauter natürlichen Steinchen verfertigt, von solcher Feinheit, daß ein Quadratzoll einhundertundsechzig derselben faßt. Gefunden wurde es in der Villa Hadrian's zu Tivoli, der unerschöpflichen Fundgrube, aus welcher eine Unzahl von alten Kunstwerken hervorgezogen ist, und unter deren Trümmerschuttboden noch eine Welt von anderen der Auferstehung entgegenharret. In diesem Prachtbaue waren selbst die Fußböden der bedeckten Hallen und Wändelgänge mit Mosaikarbeiten geschmückt. Das Taubenmosaik ist übrigens nur als ein Feld des ganzen Werkes von Sosus anzusehen, das den Namen Asarotos Oikos, d. i. „ungefegtes Haus, oder Zimmer," führte.

Ich will bei dieser Gelegenheit gleich die übrigen antiken Werke der Mosaik zusammenfassen, welche sich in den verschiedenen Sammlungen Roms zerstreut finden. Das Kapitolinische Museum enthält noch zwei schöne Mosaikmasken, und ein Gemälde: Herkules in Weiberkleidern am Rocken spinnend, während Liebesgötter zu seinen Füßen mit einem liegenden Löwen spielen, gefunden bei Porta d'Anzo. Ein Mosaikbild im Palaste Corsini zeigt zwei wüthende Stiere, die ihren Führer zu Boden geworfen haben; ein anderes sehr fein ausgeführtes Thierstück befindet sich in der Kirche S. Maria in Trastevere. Es stellt zwei Enten und drei langbeinige Wasservögel vor, von denen der eine im Begriffe steht, seine Beute aufzuspießen. Daneben hängt das Fragment eines Seestückes, mehr beachtungswerth durch sein Genre als durch

die Ausführung: netzwerfende Fischer in einer Barke, und Delphine, welche ein segelndes Fahrzeug umschwärmen. In einer anderen Kirche des heil. Antonius Abbas haben wir ein Werk von sogenanntem Opus Alexandrinum aus dem dritten nachchristlichen Jahrhunderte, einen Tiger darstellend, der ein junges Rind zerfleischt. Hier sind indeß die einzelnen Thiere aus größeren zugeschnittenen Stücken farbigen Marmors gebildet, so daß man das Werk kaum noch eine Mosaik nennen kann. Von den Mosaiken der Sala rotonda und des Braccio nuovo im Vatikane habe ich Euch bereits früher erzählt. Ebendaselbst führt ein Zimmer den Namen Gabinetto delle Maschere, von den vier antiken komischen Mosaikmasken, welche in der Hadrianischen Villa die Mitte eines Zimmerfußbodens schmückten. Aus drei anderen Zimmern derselben Villa stammen die drei anderen Mosaiken jenes Kabinetes. Die eine derselben stellt eine Landschaft dar mit weidenden Schafen und Ziegen; auch hier fehlt nicht die bekränzte Statue der Lokalgottheit (s. Bd. III. IV. S. 245 ff.). Die zweite zeigt in landschaftlicher Umgebung auf einem Felsen zwischen Lorbeerbäumen eine bekränzte Bacchusmaske, die dritte eine Apollomaske auf einem Altare. Bei jeder der beiden Masken zeigen, dort Thyrsus und ein Panther, der auf einem Tamburine spielt, hier Bogen und Köcher, nebst Lorbeer, Greif und Leier, die Attribute der Gottheiten. Aber weit das vortrefflichste aller antiken Werke dieser Art ist das berühmte Bild des Kampfes eines Centaurenpaares mit Löwen und Tigern, von Cavaliere Barbieri meisterhaft restaurirt (jetzt im Besitze des Königs von Preußen). Freund Hettner hat beide in seiner „Vorschule der bildenden Kunst der Alten" so trefflich beschrieben, daß ich darauf zu verweisen mich be-

gnügen darf. Nenne ich außer den angeführten noch eine neuerlich in der Vigna Lupi aufgefundene Mosaik, welche den ungefegten Fußboden (Asaroton) eines Speisezimmers, bedeckt mit Speiseresten aller Art, Fischköpfen, Früchten u. s. f., darstellt, ein Genre, das im Alterthume an dem schon genannten Sosus seinen eigenen berühmten Vertreter hatte, so könnte ich meine Aufzählung schließen, wenn ich nicht noch einer ganz eigenthümlichen Gattung von Mosaiken zu erwähnen hätte, die, ohne Zweifel der spätrömischen Zeit angehörig, den römischen Charakter von seiner widerwärtigsten Seite zeigen. Es sind dies die Darstellungen von Gladiatoren und Gladiatorenkämpfen aller Art, welche sich in zum Theil kolossalen Mosaiken im Palaste des Lateran, in der Villa Borghese und im Palaste Massimi finden. Von dieser allein ächt römischen Malerei nächstens. Für heute habe ich genug gearbeitet. Wir wollen den schönen Nachmittag in der Campagna zubringen und die Stätte aufsuchen, wo einst das alte Fidenae stand.

Römische Gladiatorenbilder.

Rom, den 7. März 1846.

Nur von der Elite der exclusiven römischen Bildung in der Blüthezeit ihrer Kultur hatte das Horazische:

Graecia capta ferum victorem cepit, et artes
Intulit agresti Latio *) —

*) Das eroberte Hellas erobernd den wilden Besieger,
Brachte Bildung dem rauhen Latium. —

seine Geltung. Der Kern der Nation blieb barbarisch, und selbst das Verhalten der römischen Bildung zur griechischen Kunst und ihren Werken war nicht sowohl ein produktives, als vielmehr ein raffinirt genießendes, wenn auch in letzterer Beziehung der kultivirte Römer es zu einer unglaublichen Virtuosität brachte. Dabei aber zählte selbst dieser kultivirte Römer die bildenden Künste nicht zu den liberalen Künsten, und ihre Vertreter galten ihm nur als Diener der Ueppigkeit (luxuriae ministri), und ebenso blieb, neben der feinsten Genußbildung die dem römischen Charakter eigenthümliche Bestialität und Grausamkeit ungeändert bestehen. Dafür giebt es kein sprechenderes Beispiel als die Gladiatorenkämpfe, und die Lust der Römer an diesen furchtbaren Schauspielen. In der Sitte dieser grausamen Kämpfe, bei denen uns der Name Spiel auf den Lippen erstirbt, einer Sitte, wie sie kein einziger Staat des gesammten Alterthumes aufzuweisen hatte, tritt der radikale Unterschied griechischer und römischer Natur in den schneidendsten Gegensatz. Den Griechen, schon den Homerischen, sind ihre Kampfspiele nur die Mittel, die Fülle und Kraft der eigenen Leibesgestalt zu vollendeter Schönheit, zum vollkommenen Werkzeuge des sittlichen Willens künstlerisch auszugestalten. In ihrer Gymnastik, in ihren Wettkämpfen entwickelte sich das Götterbild der zum Kunstwerke vollendeten Menschengestalt. Der Römer dagegen kämpfte bis in die späteste Zeit der Entartung, wo auch Freie, Ritter, Senatoren und selbst Kaiser, wie Caligula und Commodus, in die Arena stiegen, nicht selbst bei seinen Kampfspielen. Die Ströme von Blut, welche ein Jahrtausend lang die Arena seiner Amphitheater tränkten, waren gemeines Blut niedriggeborener Sklaven, die der römische Vollbürger sich gegenüber

kaum als Halbmenschen ansah. Ursprünglich Leichenspiele uraltitalischen Ursprunges, dienten sie als Blutspenden zur Ehre und Sühne der Abgeschiedenen, und erscheinen in dieser Gestalt bis tief in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, nehmen aber schon im Laufe dieser Zeit allmälig mehr und mehr jenen Schauspielcharakter wilder Festlust an, der im letzten Jahrhunderte der Republik dieselben zu einem wesentlich politischen Institute ausgestaltete. Jetzt wurden diese Kämpfe Mittel politischer Bestechung des Volkes, und zugleich furchtbare Waffen in den Händen ehrgeiziger Parteihäupter zu gewaltsamer Durchsetzung ihrer Interessen. Die Spiele selbst, die Anstalten und Bauten, die Kasernen, die Abrichtungs- und Dressurschulen für diese Lustmordkämpfer vermehrten sich in's Ungeheuere, und die Anzahl der Letzteren wuchs und schwoll zu einer Höhe, daß sie mehr als einmal, wie im Sklavenkriege des Spartakus, die Herrscherin der Welt erzittern machte. Die Theilnahme, der Fanatismus für diese Lustmordkämpfe war allen Ständen und Klassen gemein. Der gebildetste und freisinnigste Römer, Cicero, bezeugt ausdrücklich, „keine Volksversammlung, kein Wahltag, kein öffentliches Gericht vereinige die römische Bevölkerung aller Stände in so ungeheuerer Anzahl, wie diese Schauspiele." Das blieb so bis in die späteste Kaiserzeit. Der gute Kaiser Trajan gab einmal hundertunddreiundzwanzig Tage lang Festlichkeiten dieser Art, bei denen zehntausend Gladiatoren kämpften und eilftausend wilde Thiere getödtet wurden. Tacitus hat uns die Kunde eines furchtbaren Unglückes aufbehalten, das sich bei Gelegenheit eines solchen Schauspieles in Rom zutrug, so entsetzlich, daß es dem Verluste eines gewaltigen Krieges gleichkam, eines Unglückes, bei dem „Anfang und Ende in den

Raum weniger Minuten zusammenfielen.“ Es war zur Zeit Tiber's. Die Sparsamkeit des Kaisers hatte die Römer ungewöhnlich lange ihre Lieblingsschauspiele entbehren lassen. Da verkündete plötzlich die Stimme der Tagesausrufer, daß vor den Thoren der Stadt, an den Hügeln bei Fidenae ein riesiger Bau aufgerichtet sei, ein Amphitheater, kaum weniger groß, als Titus' späteres Kolosseum, und daß der Unternehmer, ein freigelassener Atilius, die Konzession erhalten habe, dort Fechterspiele gegen Einlaßgeld zu veranstalten. Es war vielleicht das erste Mal, daß nicht der Ehrgeiz reicher Bürger, sondern die Habsucht eines gemeinen Unternehmers die römische Schaulust zu einer Geldspekulation auszubeuten suchte. Ausführliche Programme gaben Nachricht von den Einzelnheiten der zu erwartenden Schauspiele, von den Arten der Kämpfe, von den Namen und Personen der vorzüglichsten Fechter. Tausende und aber Tausende strömten hinaus, Männer und Frauen jeden Alters und Standes; die Nähe des Ortes und die Begierde nach dem langentbehrten Genusse waren zu lockend. Sie übertönten die warnenden Stimmen, welche meinten, der riesige Bau entbehre des steinernen Fundamentes, und das ungeheuere Balken- und Brettergerüste der festen Fügung metallener Klammern und Riegel. Schon sind die thurmhoch aufsteigenden Sitzreihen gefüllt, sie vermögen die immer neu nachdrängenden Menschenströme nicht zu fassen, deren Wogenschwall den bereits von Zuschauern wimmelnden Bau umfluthet. Die Kämpfe beginnen, schon feuchtet das Blut in Strömen den Plan der ungeheueren Arena unter dem Jubelgeschrei der Tausende, die flammenden Blickes niederstieren auf das Todeszucken der Opfer ihrer grausamen Lust. Da plötzlich ein dumpfes Krachen, noch eines und wie-

der eines, übertönt von einem Schrei der Todesangst aus hunderttausend Kehlen, der weithin in dem fernen Rom vernommen wird, und berstend aus seinen Fugen stürzt der ganze riesige Bau nach Innen und Außen in sich zusammen, zerschmetternd, die er trägt, begrabend unter seinen Trümmern auch die nächsten der ihn umgebenden Schaaren. „Glücklich Diejenigen, denen ein rascher Tod lange Todespein ersparte. Weit bejammernswerther die Unseligen, welche mit verstümmelten Leibern noch bis Sonnenuntergang durch ihren Anblick, die Nacht hindurch mit ihrem Jammerheul und Todesseufzen ihren Gatten und Kindern das Herz zerrissen. Ganz Rom war hinausgestürzt zu dem Schauplatze des Entsetzens, denn unter seinen Hunderttausenden war kaum Einer, der nicht einen Verwandten, einen Bruder, einen Vater, eine Mutter, ein Kind, einen Freund oder Bekannten von dem Entsetzlichen betroffen wußte oder glaubte. Als man an das Wegräumen der Trümmer ging, gab es neue erschütternde Scenen. Alles stürzte zu den Leichen der Erschlagenen, die Angehörigen auszufinden, sie zu umarmen und zu küssen, und wenn das zerschmetterte Antlitz bei gleichem Alter und ähnlicher Leibesgestalt Irrthum veranlaßte, gab es einen entsetzlichen Streit um die entseelten Ueberreste.“ Die offizielle Angabe setzte die Zahl der Erschlagenen und Zerschmetterten auf fünfzigtausend. Ein kaiserliches Senatskonsult beschränkte seitdem das Recht, Gladiatorenspiele zu geben, auf ein gewisses Vermögen, und setzte fest, daß vorher jedesmal der Bau des Amphitheaters und seine Festigkeit untersucht werden sollte. Dieser Ukas und die Verbannung des Atilius waren die Sühne, welche man für ausreichend hielt bei solchem Verbrechen! Noch lebten zu Tacitus' Zeiten Zeugen dieses ent-

setzlichen Ereignisses; von ihnen vernahm der Historiker auch: wie die ganze Stadt nach demselben in ein großes Lazareth verwandelt schien, wie alle Paläste des Adels sich für die Verwundeten und Verstümmelten öffneten, wie Aerzte und Pfleger überall freiwillig thätig waren, und reiche Spenden aller Art das Elend erleichterten.

In dem Eingangssaale der Villa Borghese sieht man auf fünf großen Mosaikbildern des Fußbodens Darstellungen solcher Gladiatoren- und Thierkämpfe, gefunden vor zehn Jahren unter den Trümmern der alten Prachtvillen, welche einst die Tuskulanischen Hügelabhänge schmückten. Diese Darstellungen der Einzelkämpfe von Fechterpaaren, von Menschen gegen wilde Bestien, von Sterbenden in allen Lagen sind von einer blutigwüsten Gräßlichkeit. Neben den Gestalten lies't man ihre Namen; es sind also wohl Portraiterinnerungen an ausgezeichnete Lustmordkämpfer unter den Gladiatoren der jedenfalls sehr späten Zeit, aus welcher diese Mosaiken stammen. Kleidung und Rüstung haben schon etwas Byzantinisches. Fast alle die verschiedenen Mordwaffen, welche bei diesen Gelegenheiten von den verschiedenen Klassen der Kämpfer gebraucht wurden, findet man hier abgebildet: Schwerter, Lanzen, Wurfspieße, auch den Dreizack, mit dem der Schlingnetzwerfer (retiarius) sein umstricktes Opfer durchbohrte. Einige Gestalten tragen Helme mit geschlossenen Visieren, wie die mittelalterlichen Ritter. In diesen Bildern, zu denen sich noch vier ähnliche Mosaikdarstellungen im Palast Massimi gesellen, trat mir zuerst jene barbarische Rohheit vor Augen, welche sich nicht damit begnügte, diese Schauspiele von Blut und Graus in der Wirklichkeit zu schauen, sondern sich auch — was zehnmal ärger ist, in den friedlichen Räumen der Woh-

nung, in Sälen und Speisezimmern dauernd diesen Anblick festhalten mochte. Doch was war von einem Volke zu erwarten, das in der Blüthe seiner literarischen Kulturepoche bei seinen schwelgerischen Gastmahlen die blasirten Sinne durch den Mordkampf von gänzlich ungerüsteten nur mit leichter kurzer Tunika bekleideten Fechtern aufzustacheln suchte!

Fast noch widriger sind die lebensgroßen Mosaikbilder von römischen Athleten in einem großen Saale des Lateranpalastes, wohin sie kürzlich aus den Thermen des Caracalla gebracht wurden; auch offenbar Portraits, unschöne, ekelhaft feiste, zu plumper Kraft künstlich aufgemästete Gestalten. Ein künstlerisch gebildetes Auge mag sie kaum ansehen. Der Bildhauer Steinhäuser, mit dem ich sie besah, rief bei ihrem Anblick mit fast komischer Verzweiflung aus: „Kommen Sie um's Himmelswillen fort, die Kerle riechen förmlich übel."

Kein griechischer Künstler hat sich erniedrigt, diese Lustmordkämpfe der Römer zum Gegenstande künstlerischer Darstellung zu machen. Ihnen lieferte die Schönheit ihrer gymnastischen Kämpfe edleren Stoff für ihre Kunst. Und selbst da, wo ihnen von ihren römischen Herren jene Aufgabe gestellt ward, haben sie in der Plastik den Gegenstand durch die Behandlung zum Adel der Schönheit erhoben. Denn ich will's Euch nur verrathen, daß ich den sterbenden Kapitolinischen Fechter und vielleicht auch den Borghesischen und die kleinen Fechter im Berliner Museum für römische Aufgaben halte, die von griechischen Künstlern mit griechischem Geiste gelös't sind *).

---

*) Das Richtigere und Genauere siehe in meinem „Torso," Theil II., S. 93—104

Hingegen malerische Darstellungen der Lustmordkämpfe und Portraitfiguren der Gladiatoren sind nie über das Handwerk hinausgegangen. Dafür waren sie in den Kaiserzeiten desto verbreiteter. Ein Freigelassener Nero's, der zu Antium ein großes Gladiatorenspiel veranstaltete, ließ öffentliche Wandelgänge der Stadt mit der portraitgetreuen Abbildung der stattgefundenen Kämpfe ausmalen, eine Sitte, die unter den späteren Kaisern auch in Rom selbst aufkam. Aber kein antikes Gefäß von hellenischer Kunst geformt und geschmückt, keines der Tausende von Vasengemälden, welche alle Sammlungen Europas füllen, selbst kein einziges der Wandgemälde Pompejis, wo griechische Bildung immer überwiegend blieb — kein auch noch so geringes Kunstwerk alter Malerei und Zeichnung, das einen Hauch griechischen Geistes trägt, zeigt uns auch nur eine Spur jener Darstellungen von Kampfspielen, die zu den dunkelsten Blutflecken gehören auf dem Bilde des römischen Lebens und Volksgeistes. Unter allen Resten antiker Kunst sind diese Gladiatorenmosaiken die einzigen, zu denen ich nie wiederzukehren gedenke. Aber zu Einem ist ihr Anblick dienlich: er mäßigt um ein Bedeutendes die elegische Trauer, der sich die Mehrzahl der Besucher Roms bei der Erinnerung an den Untergang des alten römischen Lebens so gern zu überlassen liebt. Als ich gestern nach dem Besuche der Villa Borghese in der Campagna an der Stätte Fidenä's die Stelle des Tacitus über den oben erwähnten Einsturz des Amphitheaters las, ward ich mir selbst in dem heutigen verpfafften Rom des ungeheueren Fortschrittes der Menschheit im Gegensatze zu jener Zeit römischer Kaiserherrlichkeit tröstlich bewußt, und sah ordentlich mit einem friedlichen Gefühle die Sonne niedersinken hinter dem Vatikane, wo doch sogar unter

dem alten stumpfen Tyrannen Gregor die Idee der Menschlichkeit weiter entwickelt ist, als selbst in den Tagen eines Vespasian und Trajan! *) —

Ich habe vorhin des sterbenden Fechters und meiner kunsthistorischen Ketzerei über ihn erwähnt. Vom Lateran kommend gingen wir heute auf das Kapitol, und ließen uns den Saal aufschließen, wo er steht, um uns die Seele rein zu waschen von dem Eindrucke jener wüsten Mosaikbilder.

Da lag er vor uns auf seinem Schilde. Das Schwert ist ihm entsunken, aus der linken Brust rinnt das letzte Bluttröpfel der Todeswunde. Die rechte Hand stemmt sich noch matt gegen den Boden, die linke ruht über dem linken Knie auf dem Schenkel des zusammengezogenen rechten Beines, über dessen untere Hüfte sich das linke schon sterbend hinstreckt. Alles, bis auf das zur rechten Seite geneigte Haupt, zeigt den Moment an, welcher dem „langhinstreckenden Tode" vorangeht. Das niederwärts gekehrte Antlitz verbirgt selbst unter den Schauern des nahen Todes den verhaßten Zuschauern noch stolz den Ausdruck des körperlichen und Seelenleidens. Allein mit sich und seinem Schmerze will er sterben. Aus dem geöffneten Munde scheint der letzte Athemseufzer zu dringen, die Augen starren und brechen, und unter dem aufwärts

---

*) Die Gladiatorenkämpfe bestanden in Rom noch nach der Zeit Constantin's d. Gr., der sie beschränkte, aber nicht abzuschaffen vermochte. S. Gregorov. I., S. 116—117 und 289.

gesträubten Haare kraus't sich die Stirn wie im Todesschauer. Noch ein Moment, und der stützende Arm wird zusammenbrechen und das sinkende Haupt sich auf ihm betten im Todesschlafe.

Es ist ein Häuptling, ein Barbarenfürst, der im Schlachtenkampfe bezwungen, oder durch Verrath gefangen, sein Leben hier im Lustmordkampfe zur Augenweide seiner Feinde verhaucht. So hat ihn Byron gefaßt im Childe Harold, in den wundervollen Strophen:

I see before me the Gladiator lie:
He leans upon his hand, his manly brow
Consents to death, but conquers agony.
His drooped head sinks gradually low —
And trough his side the last drops ebbing slow
From the red gash, fall heavy, one by one,
Like the first of a thunder-shower; and now
The arena swims around him — he is gone,
Ere ceased the inhuman shout which haild the wretch,
who won.

He heard it, but he heeded not, — his eyes
Were with his heart, and that was far away:
He reck'd not of the life, he lost nor prize,
But where his rude hut by the Danube lay
There were his young barbarians all at play,
There was their Dacian mother, he, the sire
Butcherd, to make a Roman holiday —
All this rush'd with his blood — Shall he expire
And unavenged? — Arise! ye Goths, and glut your ire!

Und so hat ihn der griechische Künstler aufgefaßt, wer er immer gewesen, dessen Hand wir dies Meisterwerk verdan-

ken. Da es ursprünglich zur Ludovisischen Sammlung gehörte, wird es auch wie alle Hauptwerke derselben, und namentlich die bekannte Todesgruppe des Barbarenhäuptlings und seines Weibes *) wohl demselben Fundorte der Salustischen Gärten angehören. Das Barbarenthum erscheint hier vom Künstler zur Schönheit geadelt, und dennoch ist das Portraitartige der Darstellung kaum zu verkennen. Ueber dem ganzen Werke aber liegt der Hauch jenes ächt hellenischen Mitgefühles ausgebreitet, welches sich in dem Ausspruche jenes Griechen wiederfindet, der, als in seiner Vaterstadt Korinth ein römischer Gewaltherr der Kaiserzeit die Lustmordspiele seiner Heimath einführen wollte, ausrief: man müsse erst den Altar des Mitleides und der Barmherzigkeit umstürzen, bevor man sich entschließen könne, jene Spiele anzusehen! —

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich kann auch heute den widerwärtigen Eindruck jener Mosaikbilder noch nicht los werden. Und doch verdanke ich ihnen etwas nicht Geringes: daß mir der Gegensatz des römischen Wesens zu dem griechischen und der brutale Realismus dieses weltknechtenden Volkes im Gegensatze zu dem göttlichedlen Idealismus der weltbefreienden Hellenennatur zum ersten Male in vollkommen greifbarer Deutlichkeit vor die Seele getreten ist. Und dann noch etwas. Diese Römerherrschaft, die alle Nationen der bekannten Welt wie eine riesige Boa Constriktor immer enger und

*) S. Th. I. II. S. 220—222. Winckelmann, Geschichte der Kunst. IX., 2, 33.

enger umschlang, bis die letzte Lebenskraft des Nationalgefühles in ihnen zerbrochen war, dieser Zustand der Welt, der vor der Tyrannei römischer Weltherrschaft nirgend eine Hülfe, nirgend eine Zufluchtsstätte bot, diese allgemeine Knechtschaft und Sklaverei, welche den letzten Lebensfunken des Bewußtseins von Menschenwürde und Menschenadel erstickte, dieser Weltzustand war es, der das Christenthum entstehen sah, er war es, aus dessen Boden diese Religion der Weltverachtung, des Ekels und Hasses gegen Natur und Sinnenwelt, der Verzweiflung an der Würde des Menschen emporwuchs. Im Angesichte der Greuel dieses brutalen Realismus der weltbezwingenden Römer, deren tragisches Vergnügen nur durch die gemeine Wirklichkeit der physischen Leiden und Martern in jenen Lustmordkämpfen erweckt werden konnte, bei denen sich die Kinder aller Nationen zu ihrer Augenweide zerfleischten — im Angesichte dieser Greuel wuchs eine Religion empor, die, von der Welt sich völlig losreißend, mit allem ihren Hoffen und Sehnen sich in den Abgrund des Jenseits stürzte, während sie ihren Bekennern anempfahl, hinieden jedes Sklavenjoch zu ertragen zur Ehre Gottes. Eine Religion, die nicht bloß blinde Unterwürfigkeit gegen jede Obrigkeit, als von Gott verordnete empfahl, nein, die selbst dem Sklaven, den etwa die Laune seines Herrn zum Mitspielen in jenen Gladiatoren-Tragödien verurtheilte, durch den Mund des Apostels zurief: „Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht Eueren Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den argen und schlimmen!“ Fürwahr diese Religion hat ihre Berechtigung gehabt in einem Weltzustande allgemeiner Verzweiflung, aber — sie hat sie gehabt.

Zum Schluß noch ein Wort über den sterbenden Fechter. Schorn hält ihn in seinen „Studien der griechischen Künstler" für eine Kopie jenes berühmten Werkes des griechischen Bildhauers Kresilas, von dem Plinius uns mit den Worten Kunde giebt: „Kresilas bildete einen sterbenden Verwundeten, in welchem man erkennen konnte, wie viel noch Leben in ihm übrig war." Dies Original war, wie Schorn meint, ein sterbender Barbar am Fuße eines griechischen Tropäons. Der neueste gründliche Forscher über die griechische Künstlergeschichte, Heinrich Brunn, hat dem großen Gruppenwerke der Keltenschlacht, zu welchem der sterbende Fechter seiner Ansicht nach gehört haben soll, eine ausführliche Abhandlung gewidmet (S. Geschichte der griechischen Künstler, Th. I. S. 413—459). Ich denke aber, Byron wird wohl Recht behalten mit seiner Auffassung, wenigstens für alle Diejenigen, welche in der pfadlosen Wüste unserer Kunde von den vorhandenen alten Kunstwerken, lieber dem Genius des Dichters als den Vermuthungen der Antiquare folgen.

Rom, den 10. März 1846.

Ihr wißt, wie ich hier in diesem Lande der Schönheit das Schöne der Landschaft sowohl in der Natur als in seiner Abspiegelung durch die Kunst fortwährend zum Gegenstande meines genießenden Sinnens mache. Da fiel mir nun heute in einem Buche der George Sand, in welchem sie ihr Winterleben auf der Insel Mayorka beschreibt, eine Stelle auf, in welcher die tiefsinnige Dichterin einen Grundirrthum der Menge

mit aller ihr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit zu dem ihrigen macht. Hingerissen von der großartigen Schönheit südlicher Natur, wie sie auf jenem wunderbaren Meereseilande ihr zum ersten Male im Leben vor die Augen trat, ruft sie den Kunstenthusiasten zu: „in der fleißigen Betrachtung solcher Gegenden und Ansichten Respekt zu lernen vor dem Schönheitswerke der göttlichen Kunst des Weltschöpfers." Aber hier wie anderswo ist der Deismus die Achillesverse ihrer tiefsinnigen Spekulationen wie ihrer poetischen Schöpfungen. Auch hier verleitet er sie, die Naturschönheit über die Kunstschönheit, die art divin qui préside à l'éternelle création des choses über die menschliche Kunst des Malers zu setzen. Denn freilich, wenn wir einem allmächtigen créateur divin die Absicht der Hervorbringung des Schönen in der Natur, in unserem Falle also einer schönen Landschaft, unterschieben, wie vermag da selbst der kunstbegabteste Mensch mit einem solchen Rivalen zu wetteifern! Aber der Grundirrthum ist eben der, daß die schöne Landschaft, dieses wundervolle Zusammen von Bergen, Thälern und Bäumen, von Fernsicht auf Gebirgssäume und Meeresstrand von der Dichterin und ihrer Reflexion als beabsichtigtes Kunstwerk gefaßt wird, während es doch als Ganzes nur Erzeugniß des Standpunktes ist, den der kunstgebildete, zum künstlerischen Sehen organisirte Betrachter gerade einnimmt. Nur für seinen Standpunkt, für sein Auge ist dieser landschaftliche Zusammenhang der Naturgegend eine schöne in sich zusammenhängende Landschaft, sind die einzelnen Theile derselben auf einander künstlerisch bezogen und zu einem schönen Ganzen vereint. An und für sich haben sie gar keinen solchen Bezug auf einander. Verändere den Standpunkt, oder sieh dieselben Gegenstände bei ungünstiger

Beleuchtung, und die Schönheit des Ganzen ist dahin. Die Natur ist kein Künstler, denn sie arbeitet und schafft bewußtlos, und ihr Zweck ist, wie Goethe einmal bemerkt, Leben und Erhaltung, nicht Schönheit. Freilich wird der Maler auf den Ausdruck der vollen Wirkung gewisser Naturerscheinungen in seinen Kunstschöpfungen verzichten müssen. Aber jeder wahrhafte Künstler wird uns sagen, daß er nie und nirgends eine Naturlandschaft auch bei dem allergünstigsten Standpunkte ganz unverändert wiedergeben kann, daß er vielmehr überall ergänzend nachdichten, verändern, zusetzen, umschaffen muß. Kein einziges der Meisterwerke aller großen Landschaftsmaler ist Portraitlandschaft, wie es doch in dem Sinne George Sand's sein müßte. Die Täuschung, welche vollendete Schönheit in der landschaftlichen Natur erblickt, und welche die Dichterin in jenem Buche mit den Worten ausdrückt: tout ce que le peintre et le poëte (in diesem et le poëte liegt schon der Irrthum) peuvent rêver, la nature l'a crée dans cet endroit: ensemble immense, détails infinis, variété inépuisable! formes confuses, contours accusés, vagues profondeurs, tout est là, et l'art n'y peut rien ajouter — diese Täuschung ist leicht aufzudecken. Sie besteht darin, daß der Betrachter einer solchen immensen Naturlandschaft das Nebeneinander vieler einzelnen landschaftlich und künstlerisch schönen Motive, weil er es mit unmerklicher Wendung des Blickes fast gleichzeitig beherrscht, als ein Ganzes, als eine Landschaft auffaßt. Da ist denn freilich ein Galleriereichthum vorhanden, gegen den gehalten das auf die Einheit eines Standpunktes und eines einzigen Blickes beschränkte Einzelwerk des Künstlers nicht aufkommen kann. Wer jemals von den Höhen Tuscu-

lums oder von den Bergen Genzanos auf die Campagna hinab sah, und scheinbar „mit einem Blicke" (es sind aber immer mehrere dazu erforderlich — Capo Circelli und das Meer und die Wellenhügel der Campagna, die ewige Roma in schimmernder Ferne, und rechts hinauf den Sorakte in der Abendsonne leuchtend erblickte, der wird die Möglichkeit jener Täuschung verstehen, und einen Irrthum begreifen, der weiter verbreitet ist, als man denken sollte, zumal da er in der Annahme kunstschöpferischer göttlicher Absicht eine starke Stütze findet. Aber alle wahrhaften Künstler, und so auch die Landschaftsmaler, sind in diesem Sinne, ohne es zu wissen, praktische Atheisten.

Das habe ich neulich wieder so recht empfunden, als ich mit F. das Atelier von Willers besuchte. Mein Oldenburgischer Partikularpatriotismus erfreut sich an der großen Anerkennung, welche unser Landsmann, der Landschaftsmaler Ernst Willers unter den Künstlern in Rom genießt. Ich sage unter den Künstlern, bei denen er neben Gurlitt für den größten unter den hiesigen deutschen Landschaftsmalern gilt. Dabei kann er allerdings sehr bequem verhungern. Denn in Rom kann man zwar ein großer Maler werden, aber damit ist noch keineswegs gesagt, auch ein berühmter, d. h. ein solcher, dessen Bilder die reichen Touristen bestellen oder kaufen. Ernst Willers ist davon ein redendes Beispiel.

Dieser ächte Künstler hat die harte Lebensschule des Genies durchgemacht, ohne noch an ihr Ende gelangt zu sein. Von dem armen Lehrlinge eines Zimmeranstreichers in einem kleinen Städtchen an der Nordsee, der er noch in seinem zwanzigsten Jahre war, bis zu dem Range eines der ersten neueren Landschaftsmaler, ist ein weiter und schwerer Weg.

Vor etwa eilf Jahren kam er nach Rom. Es währte geraume Zeit, bis er, an die öden Haidemoore seiner Heimath und später an die wilde Natur des Baierischen Gebirges gewöhnt, sich einlebte mit Aug' und Sinnen in die ihm fremde Natur Italiens. Und wie sein ganzes Wesen auf langsame Entwickelung angelegt war, so gelang es ihm auch hier erst spät, aus den Eindrücken des Bunten und Grellen, die noch in seinen ersten italischen Landschaften vorherrschen, sich zur richtigen Auffassung und zum treuen Wiedergeben der ruhigen Harmonie in Farben und Linien zu befreien, welche seine späteren Werke auszeichnen. Er pflegt gern zu erwähnen, daß er hier seinem Freunde Rahl viel verdanke, der ihm zuerst die Augen rein gewaschen habe.

Steigt mit mir die stille Via die San Isidoro hinauf zu dem Atelier des Künstlers, wo er seit eilf Jahren neben seinem Freunde Riepenhausen wohnt, und wohin sich der Schritt der jährlich nach Rom touristenden Schooßkinder des Reichthums nur selten verirrt. Ein ächter Sohn des blonden Nordlandes, das scharfgeschnittene, schroffgeformte und doch so ungemein gutmüthige Angesicht von dem stattlichsten blonden Barte umschattet, eine Figur, die unwillkürlich an die alten Künstlergestalten erinnert, tritt uns entgegen, unbehülflich in jeder Form moderner künstlicher Geselligkeit, aber eine Seele rein wie Gold. Aus jedem Zuge seines Wesens, aus jedem Worte spricht die ächte Künstlernatur. Die Wände seines Ateliers sind bis zur hohen Decke hinauf geschmückt mit einer Reihe der ausgezeichnetesten Studien und Skizzen, von denen er einen Theil als Ertrag einer nach Sicilien und Griechenland kürzlich unternommenen Reise zurückgebracht hat. Daneben findet Ihr die ganze Großartigkeit der Campagna di

Roma, die romantische Wildheit der Sabinergebirge, Felsen- und Baumstudien in einer Fülle, wie sie keiner der jetzt in Rom lebenden Landschaftsmaler aufzuweisen hat, und die mit den zahllosen Schätzen seines Portefeuille an Handzeichnungen vielleicht einmal einen Kunsthändler zum reichen Manne machen werden.

„Mit Kraft begannen, die mit Schönheit enden!"

Dies Wort Immermann's findet im vollen Maaße Anwendung auf unseren Künstler, dessen Naturauffassung in der Landschaft sehr gut mit der Immermann'schen Auffassung und Darstellung der Landidylle verglichen werden kann. Er hat sich in der letzten Zeit aus der bei ihm früher überwiegenden Neigung zu dem Wilden, romantisch Schauerlichen, zu derjenigen Ruhe und stillen Großheit erhoben, welche in seinem letzten Werke, Küstenlandschaft vor Sizilien, uns so bewundernswürdig entgegentritt.

Selten ist der Charakter eines Künstlers so ganz mit seinen Werken in Eins verwachsen, wie bei Willers, dessen rauhe, eckige, aber granitfeste und dabei doch wieder so kindlich einfache und gutmüthig liebenswürdige Natur in seinen wilden Felsgebirgen und gewaltigen Eichen, wie in der Lieblichkeit seiner duftigen Thäler, seiner sonnenglühenden Fluren und Meeresgestade so treu sich wiederspiegelt. Jetzt hat er ein großes Landschaftsbild begonnen, das in jeder Beziehung sein größtes Werk zu werden verspricht: das Thal der Egeria mit der Aussicht auf die Campagna und den Monte Cavo*). Dies Bild kann recht füglich dazu dienen, die Wahrheit

---

*) Jetzt im Besitze des Großherzogs von Weimar (1863).

meines obigen Fundamentalsatzes über landschaftliche Naturschönheit zu beweisen. Jeder, der es sieht, glaubt bei dem ersten Blicke das naturgetreue Portrait dieses schönsten und anmuthigsten aller Thäler der an malerischer Schönheit so reichen Umgegend Roms zu erblicken. Und doch zeigt die sorgfältiger vergleichende Betrachtung alsbald, wie selbstständig der Maler mit schöpferischem Kunstgefühle die einzelnen Motive benutzt, hier ausgelassen, dort zugesetzt, hier verändert und umgestaltet, dort kopirt und nachgebildet hat, um jenen Eindruck eines in sich vollkommen abgeschlossenen Ganzen hervorzubringen, den jedes wahre Kunstwerk erzeugen soll, und den auch in der schönsten landschaftlichen Natur eben nur das schöpferisch thätige, kunstgeübte Auge des Malers wahrnimmt: dieser schöpferische Blick, um den der Dichter den Künstler beneidet, wenn er sagt:

„Ich möchte Bilder sehn, nicht malen können,
Nur um nicht von dem Häßlichen zu leiden;
Denn niemals hat's der Maler noch gesehen."

Das Werk ist eines der größten Staffeleibilder moderner Landschaft, über eilf Fuß lang, sieben bis acht Fuß hoch. Man sieht von der Höhe schräg hinein in das reizende Thal. Im Vorgrunde fällt der Blick zur Rechten auf die Grotte der Egeria, aus der das erquickende Naß der klaren Quelle hervorrieselt, und aus deren Tiefe uns das Marmorbild der ruhenden Nymphe aus dem Gehänge von Schlingpflanzen entgegenleuchtet. Eine Gruppe prachtvoller Eichen, deren Laubwerk sich scharf abhebt gegen die weißlichen Wolkenstreifen des blauen Himmels, krönt den Hügel, welcher sich über der Grotte wölbt, und spiegelt sich wieder in dem krystallenen Gewässer, das am Fuße der Quellgrotte leise dahin strömt.

Weiter fernwärts schiebt sich das sanfte Hügelrund des „heiligen Haines“ in das Bild hinein; denn die Kunst, die in der That die bergeversetzende Kraft besitzt, welche die Schrift dem frommen Glauben zuschreibt, hat hier auf dem natürlichsten Wege das nothwendige Wunder bewirkt. Sie hat jenen lieblichen Hügel von seiner Stelle, wo ihn die Eichen der Grotte in der Wirklichkeit dem Blicke verdecken, hervorgerückt an den Rand des Thales, das sich jetzt, von sanften Wolkenschatten durchschnitten, mit seinen grünen Cannapflanzungen und sonnigen Wiesengründen, seinen Lorbeergebüschen und Baumgruppen, weiter und weiter vor uns aufthut bis dahin, wo die stolze Bogenreihe der alten Wasserleitungen sich über die Hügelwellen der sonnegebräunten Campagna wie ein versteinerter Heereszug lang hinstreckt zu den sanften Abhängen des Albanergebirges. Der Monte Cavo, von dessen mittlerer Höhe Rocca di Papa herabschimmert, und auf dessen Gipfel ein scharfes Auge die duftigen Umrisse des Klosters wahrnimmt, schließt das Bild beruhigend ab mit der unaussprechlichen Schönheit seiner Linien, in deren sanftem Schwunge die felsige Starrheit des Gebirges gleichsam zu bewegtem Leben erzittert. Die Sonne eines scheidenden Sommertages glüht und leuchtet auf den farbenduftenden Fernen, während die breiten, klaren, südlichen Schatten kühl und labend über die Vorgründe ziehen. Keine überlästige Staffage stört aufdringlich die Ruhe dieser in sich vollendeten Natur. Nur ein Trupp schwerwandelnder silbergrauer krummgehörnter Rinder, geführt von einem stattlichen schwarzgrauen Stiere, schreitet langsam von der Thalschlucht des heiligen Haines dem Quelle zu. Der Hirt folgt in der Ferne mit dem großen Wolfshunde. Aus der Grotte tritt eben eine Bäuerin der Campagna hervor, den gefüllten

Henkelkrug auf dem Haupte. Alles in dieser Staffage ist der Landschaft untergeordnet, dienend dem Charakterausdruck und der Farbenharmonie des Ganzen, das eben als Ganzes auf das Schlagendste den Lessing'schen Ausspruch auch auf diesem Kunstgebiete bestätigt:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur mit Kunst gehandelt!"

Die Größe des Bildes wird durch die wunderbare Harmonie des Ganzen so gemäßigt, daß sie sich erst bei längerem Beschauen fühlbar macht. Es ist eben ein Werk groß und einfach wie die schöne Natur selbst.

Es war Spätnachmittag, als wir die Werkstatt des Künstlers verließen, und aus der Porta di San Sebastiano dem Thale von Numa's Egeria unsere Schritte zuwendeten, um nach dem Genusse des Kunstwerkes uns an seinem Naturbilde zu erfreuen. Die Sage, welche alles menschlich Milde und Fromme in den Satzungen und Einrichtungen des alten Roms auf den weisen Numa, den Liebling der Götter, zurückführt, hat sein Gedächtniß unauflöslich verbunden mit diesem lieblichen Thale, in dessen weltabgeschiedener Stille und Einsamkeit sie ihn von der geliebten Göttin Egeria, der begeisterten „Erweckerin," die Gedanken empfangen ließ zu seinen weisen und menschlich edlen Schöpfungen. Die Sage von der Liebe des unsterblichen Weibes zu dem edlen Sterblichen ist einer der wenigen Lichtpunkte in der so blutigen ältesten Geschichte des wilden Römervolkes. Sie reiht sich an die Ueberlieferungen von anderen Heroen der Civilisation, welche in der Einsamkeit, zurückgezogen von den Menschen, am Busen der ewigen Natur der Stimme ihres eigenen Herzens lauschten, und ihre großen Menschheitgedanken reifen ließen. Fast ein Jahrtausend später

erzählte Plutarch: wie der Jüngling Numa, lange bevor der Ruhm von der Weisheit des Mannes ihn auf den Thron des Romulus berief, „gewohnt gewesen sei, allein umherzuschweifen durch Feld und Wald und Einsamkeit, durch Götterhaine und heilige Wiesenthäler; daher die Sage entstanden sei von seinem Liebesbunde mit der Göttin Egeria, der ihn hochbeseligt und den Göttern gleichgemacht an Einsicht und Weisheit. Und es lautet ja das Wort," setzt der menschliche Heide hinzu, „daß der Gott nicht so sehr ein Liebhaber ist der Thiere des Feldes und der Luft, als vielmehr ein Liebhaber der Menschen, und daß er mit den vorzüglich guten derselben gern zu verkehren liebt, und nicht geringachtet oder verschmäht den Umgang mit einem göttlichen und weisen Manne. Ist doch auch der menschliche Leib und seine Blüthe ein verwandter Genuß und Wohlgefallen für einen Gott und göttlich Wesen!" An diese Worte des alten Hellenen dachte ich, als ich der Grotte nahte, die tief im buschig grünen Thale versteckt, den Liebesbund der Göttin und des unsterblichen Mannes geweiht. Numa's Rom ist längst begraben tief unter dem Schutte der Jahrtausende. Aber in dieser Grotte, in diesem Thale, in dieser heiligen Stille des Haines, in diesem seit Jahrtausenden rinnenden kühlen Borne lebt sein Gedächtniß ein ewig gegenwärtiges, unsterbliches Leben, ewig und unsterblich wie die Natur, die er einst zu seiner Freundin, zu seiner Lehrerin und Geliebten erkor. Komm! laß uns schöpfen aus Egeria's Quell den Trunk der Begeisterung, welche verkörpert ward in ihr durch die Poesie, und laß uns nach frommem heidnischem Brauche die ersten Tropfen spenden der heiligen Egeria, der Erweckerin der Begeisterung, daß sie nie uns fehlen möge in dem Kampfe des mühevollen Menschenlebens!

Rom, den 11. März 1846.

So unglaublich und paradox es Euch auch klingen mag: ich bleibe dabei, die Italiener stehen der politischen Freiheit näher als die Deutschen *). Ich habe dafür nur einen einzigen Hauptgrund: sie seufzen unter einer vollständigen Tyrannei, während bei uns in Deutschland nur Unfreiheit herrscht. Die Tyrannei ist aber immer und überall die Mutter der Freiheit gewesen. Die Tyrannei in Italien, im Kirchenstaate empfindet Jeder, die bodenlose Schlechtigkeit der ganzen Staatsverwaltung liegt vor Aller Augen, ihre Resultate, allgemeine Verarmung, Elend und Entsittlichung drängen sich handgreiflich zu Tage. Mit Ausnahme der Pfaffen und der Wenigen,

---

*) Geschrieben 1846, zogen diese Worte dem Verfasser in den zunächst folgenden Jahren genügenden Hohn und Spott zu. Heute aber, im Jahre 1863, schreibt ein anderer Deutscher, F. Gregorovius, aus Rom (5. Okt.) an die Nationalzeitung in Bezug auf dasselbe Thema, wie folgt:

„Wir sehen die Tage und Wochen verstreichen, ohne daß im Vaterlande ein Entschluß gefaßt wird. Wir müssen selbst vor den Italienern die Augen niederschlagen, welche unseren Vorwurf, daß ihr Land in der Verrottung begriffen sei, uns doppelt zurückgeben, indem sie uns die fast räthselhafte Ohnmacht einer Nation von vierzig Millionen vorhalten, welche nicht fähig ist, ein urdeutsches Land aus der Fremdherrschaft eines zwerghaften Staates zu befreien, welche den heiligsten und sittlichsten Interessen des Vaterlandes gegenüber mit pedantischer Gründlichkeit erörtert, ob einem übermüthigen Feinde nicht wenigstens ein Bruchtheil eines Rechtstitels zu Gute komme, und die zu nichts fähig sei, als Europa das Schauspiel eines beständig wiederholten Enthusiasmus bei Festgelagen ohne praktisches Resultat darzubieten. Wenn das Vaterland auch heute wieder in der That unfähig bleibt und sich zur Fortdauer eines politischen

welchen dies allgemeine Elend zu Gute kommt, sieht Alles mit knirschendem Ingrimme den Dingen zu; und die wiederholten Aufstände der letzten dreißig Jahre, bei denen nicht bloß ein besitzloser Pöbel, sondern die tüchtigsten und angesehensten Männer Vermögen, Blut und Leben wagten, scheiterten immer nur an den Bajonetten des Auslandes.

Bei uns dagegen, soviel auch geklagt werden mag, herrscht zwar Unfreiheit, aber keine Tyrannei. Die Unfreiheit aber wird nur von den innerlich Freien schwer empfunden. Die ungeheuere Mehrzahl, selbst der mittleren Klassen, empfindet sie nicht, sondern fühlt sich wohl in dem herrschenden Zustande von Ruhe und Ordnung, welcher im Ganzen Jedem Freiheit genug läßt, seinen Kohl zu bauen und für sein Wohl zu sorgen, wenn er sich nur nicht unterfängt, gegen die büreau-

---

Todes verdammt, so wäre es freilich besser, die Schande sammt dem deutschen Namen und der deutschen Sprache für immer in der Fremde zu verbergen und auf die Heimath zu verzichten."

„Ich bin nicht vermögend, Ihnen über die hiesigen Zustände heute etwas zu sagen. Ich bemerke nur, daß selbst die Feinde der italienischen Umwälzung heute Gelegenheit haben, zu erkennen, wie patriotisch und wie rechtlich die Italiener verfahren sind, wenn sie selbst mit Hintansetzung von Rechtsverträgen sekundärer Natur die ihnen angebotene Gelegenheit ergriffen, ihre Einheit, so weit dies möglich war, zu erringen. Sie haben Männer der Initiative zu rechter Zeit gehabt; dies war ihr Glück und auch ihr Verdienst. Cavour warf noch im Sterben einen Blick auf das große und starke Deutschland und lächelte zufrieden, daß das schwache Italien in einem schnellen Anlaufe errungen hatte, was Deutschland nicht in einem Menschenalter zu erringen gewußt." —

Jetzt aber (1871) hat Deutschland seine Einheit errungen.

kratische Unfehlbarkeit unseres aufgeklärten Despotismus Zweifel zu erheben, oder sich überhaupt um Staat und Staatsdinge zu kümmern, die ihn, den Unterthan, nichts angehen. Denn für den Staat sorgt und denkt bei uns der Staat, jenes mystische Wesen, das die Beamten bezahlt und die Einwohner ernährt. In Italien ist ferner keine hündische Verehrung gegen die Fürsten, die entweder, wie in Lucca, Parma und Modena, in der Lombardei, Neapel und Toskana, Ausländer sind, oder, wie die Päpste — aus dem Volke hervorgegangen und unter weltbekannten Intriguen gewählt, keinen göttlichen Blutsursprung in Anspruch nehmen können. Der geringste Römer steht und empfindet sich ganz anders zu seinem Beherrscher, als ein Deutscher zu seinem Könige. Von einem religiösen Kultus der monarchisch-patriarchalischen Kindesknechtschaft, wie wir ihn bei uns kennen, ist in Italien keine Spur. Ueber schlechte Herrscher wird bei uns geklagt, in Italien haßt man sie. Der König von Neapel ist nicht viel schlimmer, als einzelne andere Fürsten, aber man sollte den gründlichen Haß sehen, von dem besonders die Sizilianer und alle aufgeklärten Patrioten in Neapel gegen diesen engherzigen, habsüchtigen, und nach Gelegenheit auch grausamen Pfaffenknecht erfüllt sind. Endlich in Italien sind gerade die höheren Stände, der Adel, die Reichen, wie sie meist die gebildeteren sind, so auch vorzugsweise die gedrückten, und darum standen auch an der Spitze aller neueren Erhebungen zahlreiche Mitglieder dieser Klasse. Sie haben keine Privilegien zu verlieren, wie unsere Aristokratie, die nie und nimmermehr aufrichtig zur Freiheit halten kann und wird, weil der Sturz des gegenwärtigen Systems durch einen Sieg der Demokratie, ihnen das raubt, was sie jetzt allein besitzen: Herrschermacht und Ansehen. Denn sie

lenken die Staaten als Diplomaten und Minister, und stützen sie als Befehlshaber der stehenden Heere. Gerade weil der deutsche Adel weder reich noch mächtig ist durch eigenen Besitz und sich doch im tiefsten Innern als Standesgenosse der Fürstengeschlechter betrachtet und empfindet — darum ist er angewiesen, einen politischen Zustand zu konserviren, der ihm für vieles Verlorene wenigstens einigen Ersatz gewährt. Die deutsche, absolute Monarchie ist weit weniger eine Monarchie, als vielmehr eine Adelsoligarchie. Die höhere Büreaukratie ist nur ein Theil dieser Oligarchie, und soweit sie nicht selbst zum Adel gehört, hat sie doch im Wesentlichen sich selbst geadelt, indem sie alle Vorurtheile dieser Kaste sich zu eigen gemacht hat. Dagegen ist die Monarchie in Italien wirklich die alte, auf Italiens Boden zuerst von Augustus, dem schlauen Erben Cäsar's, gegründete Monarchie.

Diese Gedanken kamen mir, als ich heute in dem alten Prätorianerlager unweit der Porta Pia die Trümmer dieser ältesten aller europäischen Kasernen durchwanderte. Wie damals, als der Vater des europäischen Despotismus dieses Heerlager schuf, so sind auch jetzt die stehenden Heere die Stützen der europäischen Weltordnung. Ihre politische Bedeutung ist heute so ziemlich dieselbe, wie damals. Jede Tyrannei, der es gelingt, die Volkskraft zu zerstören, wird die Gründerin einer, ihrem innersten Wesen nach demokratischen Herrschaft des zum Waffendienst organisirten Pöbels. In dem monarchischen Rom hat denn auch seit Tiberius eigentlich fortdauernd diese Art von Pöbelherrschaft gewaltet, und die alten Historiker, wie Tacitus, haben sich darüber nicht getäuscht. Um den letzten Rest republikanischer Macht des Senates und Volkes niederzulegen, bedurften August und Tiber den Schutz und Beistand

eines großen wohlorganisirten, stehenden Heeres, das bald genug seiner Dienste Wichtigkeit erkannte, um unter schwachen Herrschern alle Machtgewalt an sich zu reißen. Die großen stehenden Heere des modernen Europas datiren sämmtlich ebenso von der Zeit, wo die absolute Monarchie zuerst ihre Aufgabe begann, und sie sind seit den letzten hundert Jahren in so riesenhaftem Maaße vermehrt worden, daß man im eigentlichen Sinne des Wortes sagen kann: ein Theil der Gesellschaft steht fortwährend zur Niederhaltung des anderen im Interesse des Absolutismus unter den Waffen. Gelingt es dem fortschreitenden Geiste der Civilisation nicht, diesen Gegensatz versöhnend aufzuheben, wird er vielmehr durch den Gang der Ereignisse gesteigert, so kann auch das moderne Europa eine Erneuerung altrömischer Prätorianerherrschaft erleben.

Die italischen Patrioten hoffen für ihr Vaterland auf Louis Philipp's Tod, auf eine neue Erhebung der französischen Nation, auf eine verbesserte Auflage der propagandistischen Invasion französischer Freiheitsheroen von 1798, die ihnen dazu verhelfen sollen, den Alpdruck Oesterreichs abzuschütteln. Mit der Priesterherrschaft allein denken sie schon fertig zu werden; aber die österreichischen Bajonette sind nicht so leicht zu bewältigen.

Professor Welcker hat uns Dahlmann's französische Revolution und Gervinus' Schrift über den Deutschkatholizismus mitgebracht. Das sind zwei Sturmvögel in der politischen Windstille der Zeit. Unsere deutsche Gesellschaft reißt sich hier um die beiden Bücher, dergleichen in Rom eine Seltenheit sind. Ich habe gestern Abend bis tief in die Nacht hinein im Dahlmann gelesen. Das stärkste unter den vielen Schlagworten, die er wie Eisenkeile in die Ritzen und Spalten unserer

deutschen politischen Zustände hineintreibt, scheint mir das Todesurtheil, welches er über die beliebte „allmälige Entwickelung“ fällt: „Die Entwickelung eines baufälligen Hauses ist sein Einsturz!“ Und wenn Die, welche unsere politischen Geschicke leiten, die Diplomaten sind, so mag ihnen wohl bekommen, was der Historiker der Revolution bei der Charakteristik des Kardinals Rohan über ihren Stand sagt: „Abgefeimter ist nichts, als die Jüngerschaft der Diplomatie. Man sieht Menschen an ihr zu Grunde gehen, mit welchen die Natur es gut gemeint hatte. Bei dem gewöhnlichen Schlage bleibt vollends nur ein stehender Sumpf zurück.“ Das ist nächst dem bekannten Worte Rahel's wohl das Schlimmste, was über diese Klasse gesagt ist. Daß die deutschen Diplomaten solche Standesehrenbeleidigung ungeahndet hingehen lassen, nimmt mich fast Wunder.

Die erste deutsche Buchhandlung in Rom.

Den 12. März 1846.

Gestern besuchte ich die neue deutsche Buchhandlung, welche seit einigen Wochen Herr Spithöver aus Münster in Westfalen hier in Rom am spanischen Platze etablirt hat. Ein Fremder trat ein und wendete sich an den Mann mit der Bitte, ihm die Luther'sche Bibel zu verschreiben. „Die können Sie ja,“ versetzte der Buchhändler, „auf dem Kapitol vom preußischen Gesandtschaftsprediger umsonst haben.“ „Ich wünsche aber kein solches Geschenk,“ erwiederte etwas befremdet durch jenen Rath der Eingetretene, „sondern eine Bibel für mein Geld, und zwar die und die Ausgabe,“ er nannte irgend eine

der neueren Prachtausgaben. „Ich bedauere sehr," antwortete der deutschrömische Sosius, „aber die Luther'sche Bibel darf ich ohne einen eigenen Permeß der apostolischen Kammer nicht verschreiben. Ich muß Sie also bitten, sich einen solchen auszuwirken."

Bei diesem Vorgange fiel mir Zweierlei ein. Zuerst: was wohl die ultramontanen Schreier über den Zustand der ecclesia pressa in Deutschland dazu sagen möchten, wenn sie von Seiten einer protestantischen Regierung auch nur eine einzige Maßregel gegen sich erführen, die halbwegs mit dieser römischen Intoleranz zu vergleichen wäre? Im Jahre 1846 darf ein deutscher Buchhändler in Rom einem deutschen Protestanten nicht seine deutsche Bibel aus dem Vaterlande kommen lassen, ohne eine spezielle Gnadenerlaubniß! Und man bildet sich noch immer hie und da in Deutschland ein, daß mit dem katholischen Hierarchenthum zu Rom auf dem Grunde und Boden gleichmäßiger Anerkennung zu unterhandeln sei!

Die zweite Betrachtung war auch nicht gerade erbaulicherer Art. Die Errichtung einer deutschen Buchhandlung in Rom ist allerdings ein beachtungswerthes Ereigniß. Es ist der erste Versuch dieser Art in Rom, und die Korrespondenz der allein hierher bringenden Allgemeinen Zeitung hat nicht verfehlt, ein großes Gewicht auf dieses Ereigniß zu legen, und daraus Gott weiß was für wohlthätige Folgen für die „Vermittelung des deutschen und italienischen Geistes in der Literatur" zu weissagen. Ich bin nicht so glücklich, diese heiteren Vorstellungen theilen zu können. Erfreulich ist es allerdings, daß jetzt neben den Franzosen und Engländern doch auch die vierzig Millionen deutsch redender Menschen in dem großen europäischen Gasthofe einen Tisch im Salon erhalten haben,

auf dem einmal, wenn bessere Zeiten kommen, auch ihre Literatur aufliegen kann. Soweit ist es aber jetzt noch nicht. Ein einziger Blick auf Herrn Spithöver's Persönlichkeit, der ein sehr achtbarer, aber aller literarischen Bildung völlig fremder Mann ist, und auf seine Büchervorräthe können Jeden überzeugen, welcher Geist und welche Absichten hier bei der Gründung dieses neuen Institutes thätig gewesen sind. Sehen wir nämlich ab von ein paar Romanen der Frau Gräfin Hahn-Hahn, von einigen Kunstschriften, Reisehandbüchern von Förster, Neigebaur und Comp., sowie endlich (zur Steuer der Wahrheit sei's gesagt) von einem Exemplar Schiller und Goethe, so besteht die gesammte feilgebotene Literatur Deutschlands in katholischen Tendenzschriften ultramontanster Färbung. Zeitschriften wie die Neue Sion und ihre Schwestern und Brüder vertreten die deutsche Journalistik! Ein Paar Widerlegungen Spinoza's und des Hermesianismus von ein Paar Münsterschen Privatdozenten repräsentiren die deutsche Philosophie, und eine wahre Sündfluth antirongischer Broschüren der gemeinsten Art geben ein Bild von dem Leben und der Bewegung, welche sich in Deutschlands Flugschriften-Literatur zur Erscheinung bringt. Mit einem Worte: die Konzession dieser deutschen Buchhandlung von Seiten der päpstlichen Regierung ist lediglich darauf berechnet, für die große Zahl der deutschen Schüler und Studenten, von denen es in den römischen Abrichtungsanstalten wimmelt, die gehörige Geistesnahrung in der für zweckdienlich erachteten Qualität bereit zu halten. Denn wie das alte welterobernde Soldaten-Rom, als die eigene Kraft zu Ende ging, seine besten Legionen aus Deutschland zog, so sucht auch das welterobernde Priester-Rom jetzt aus demselben Lande seine besten geistigen Hülfs-

truppen, welches ihm in den freien deutschen Schweizern seine treuesten eisenfesten Schergen und Gewaltknechte liefert. Der neue Buchhändler selbst gestand uns sehr naiv, daß er auf die Bedürfnisse dieser in Rom studirenden jungen Schülerschaft vorzugsweise angewiesen sei. Hierauf ist denn auch Alles berechnet. Selbst die Portraits und sonstigen Kupferstiche, die an den breiten Fenstern hängend deutsche Art und Kunst in Rom vertreten sollen, sind nicht etwa unsere Goethe, Schiller, Herder, Lessing, Klopstock, Leibnitz, Kant, Fichte, Hegel u. s. f., sondern Heilige und Märtyrer, Legendendarstellungen und Madonnenbildchen, oder wenn's hoch kommt, irgend ein noch lebender Pater Henricus oder ein Bischof. Dagegen aber fehlt nicht das treue Portrait des vor zwei Jahren von der heiligen Jungfrau in eigener allerhöchster Person, durch ein von ihrem Bilde verübtes Wunder, bekehrten jungen jüdischen Elegants, Herrn Ratisbonne, darin er dargestellt wird, wie er mit ausgebreiteten Armen auf's Knie stürzt vor dem auf ihn zuschreitenden Madonnenbilde, während sein Hut ihm aus der erschreckten Hand auf den Boden rollt.

Dieser Zustand der Dinge ist sehr verdrießlich für die in Rom lebenden Deutschen, welche die geistige Bewegung ihres Vaterlandes nicht ganz aus den Augen verlieren möchten. Freilich ist jetzt wenigstens die Möglichkeit da, sich ein Buch aus Deutschland verschreiben zu lassen. Allein dies ist auch Alles. Denn erstens fragt es sich: ob das Buch von der Censur eingelassen wird. Mit welcher Strenge aber diese Bücherkontrole hier gehandhabt wird, davon wissen Erfahrene zu reden. Zweitens dauert es, im glücklichsten Falle, dritthalb Monate, ehe solch' ein Buch über Triest und Ancona durch Herrn Favarger in Triest hierherkommt, und drittens sind die

Preise enorm, da der römische Buchhändler sich genöthigt findet, zu den $33 \frac{1}{3}$ Prozenten, die er vom Ladenpreise erhält, noch zwanzig und mehr andere Prozente über den Ladenpreis des Buches zu berechnen. Von neuerer Literatur, d. h. von der Literatur nach Goethe und Schiller, besonders aber von Allem, was seit 1830 in Deutschland erschienen, ist der Deutsche in Rom so gut wie völlig abgeschnitten. Deutsche, die hier ein oder zwei Jahrzehnte leben, findet man fast völlig außer Zusammenhang mit dem Leben des Vaterlandes. Ihre Büchersammlungen erstrecken sich nicht über die „Klassiker" hinaus, und nur ganz vereinzelt erscheint hier und da mit einem neuen Ankömmlinge von jenseits der Alpen ein Buch, eine Broschüre, ein Gedicht von neuerem Datum, das sich in der hiesigen Umgebung ganz wunderlich ausnimmt. Eine deutsche Bibliothek in Rom, die Wissenschaft und Kunst zugleich verträte, wäre ein höchst wünschenswerthes Institut, ich setze hinzu, ein Institut von nicht zu berechnender Wichtigkeit für Wissenschaft und Forschung, wie für Leben und Streben der hiesigen Deutschen. Die Bibliothek des deutschen Institutes für Archäologie auf dem Kapitol ist bettelarm. Mancher Kandidat der Philologie in Deutschland besitzt eine vollständigere. Und doch zählt jenes Institut den König von Preußen und den Fürsten Metternich zu seinen Beschützern! Eine deutsche Bibliothek in Rom für die deutsche Wissenschaft, und eine deutsche Kunstanstalt, die deutschen Künstlern Das gewährte, was den Franzosen ihre Villa Medicis bietet, sind zwei Dinge, die jeder Deutsche, der je in Rom war, schon zur Ehre seiner Nation wünschen wird.*) Mußten doch die armen deutschen

---

*) Heute (1873) der deutschen Reichsregierung zu empfehlen.

Künstler, als sie neulich ihren Verein gründeten — den ersten Versuch eines geistigen Zusammenlebens der Deutschen in Rom — das Geld zur Beschaffung eines gemietheten Lokales durch eine Auktion von Skizzen und Handzeichnungen, die sie veranstalteten, auf eine der deutschen Kunst nicht eben würdige Weise zusammenbringen! Mit einigen Tausend Scudi ließe sich hier viel machen, und ich dächte, die Bundeskasse unserer Amphiktyonen zu Frankfurt sollte dazu wohl einiges Geld übrig haben. Oder ist es eine unbedeutende Sache, daß die zahlreiche deutsche Künstlerjugend in Rom, ohne allen rechten geistigen Zusammenhang mit dem Vaterlande, ohne das Gefühl, von der Nationalität getragen zu werden, so hinlebt, daß sie in Gleichgültigkeit gegen nationale Interessen verfällt, und sich gewöhnt, sich als außer der Nation und die Kunst als außer dem Weltzusammenhange stehend anzusehen?

Das Proselytenmachen wird hier übrigens unter den Deutschen mit großem Eifer betrieben. Dem Uebertritte der Gattin eines deutschen Künstlers ist neuerdings auch der ihrer Schwester, Gattin des Doktors H. aus B., gefolgt, und man spricht noch von anderen, welche bald nachfolgen werden. Der protestantische Seelsorger der deutschen Gemeinde sieht so seine kleine Gemeinde sich verringern, ohne im Stande zu sein, dem Abfalle Widerstand zu leisten. Alle katholischen Streit-, Zeit- und Parteischriften, welche in Deutschland erscheinen, werden hier von der Propaganda unter den Deutschen in Umlauf gesetzt, während man die Gegner konsequent abschließt. Das erleichtert freilich die Arbeit.

In der Peterskirche.

Rom, den 14. März 1846.

Heute früh besuchte ich die Peterskirche, um eine Messe von Durante zu hören. Als ich nach Beendigung derselben in dem riesigen Baue umherschlenderte, stieß ich auf einen deutschen Touristen, der mit seinem Förster in der Hand sich von einem Lohndiener die Merkwürdigkeiten der Peterskirche im erbärmlichsten Französisch vorerklären ließ. Sie standen vor der großen runden Granitplatte, auf welcher der Sage nach die deutschen Fürsten knieend die Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation vom Papste empfingen. Mein Mann hielt sich bei dieser Kunde verpflichtet, seinen deutschen Patriotismus und seinen aufgeklärten Haß gegen die Anmaßungen des Papstthums zu bethätigen. „Welche Schmach hat unser edles Germanenvolk von diesen welschen Pfaffen ertragen?" rief er, halb und halb zu mir gewendet und eines Gespräches gewärtig, aus! Ich kehrte ihm stillschweigend den Rücken. Diese Art ist mir mit ihrer stupiden Aufklärung in Rom besonders unerträglich, wo Alles zu ruhiger historischer Betrachtung der großartigsten Vergangenheit auffordert. *)

Wer die römisch-katholische Kirche gerecht beurtheilen will, muß hier, wie überall, den historischen Maaßstab anlegen. Die allgemeinen Tiraden der rationalistischen Aufklärungsschreier und ihre eben so allgemeinen Verdammungsurtheile sind lächerlich. Die geschichtliche Betrachtung zeigt, daß

*) Sehr schön sagt Gregorovius (IV, 246—47): „Dies Reich von Priestern, die keine andere Waffe in der Hand führten, als ein Kreuz, ein Evangelium, einen Segen und einen Fluch, ist bewunderns-

sehr oft gerade diejenigen Institutionen, Grundsätze und Handlungsweisen, welche eine vorgerückte Zeit mit Recht zu Anklagepunkten stempelt, in einer früheren die Anerkennung einer vollen Berechtigung und einer heilsamen Wirkung verdienen. In Zeiten, wo die rohe physische Kraft als Schwert in der Hand ungebändigter Leidenschaften Alles entschied, war das Erstehen einer geistigen und moralischen Machtgewalt, und mochte sie auch immerhin neue Uebel in ihrem Gefolge mit sich führen, ein Fortschritt. Es darf der Kirche nie vergessen werden, daß sie es war, welche zuerst der ungebändigten Willkür physischer Uebermacht moralische Schranken entgegensetzte. Klöster und Orden, weltliche Obergewalt des Papstes, Uebergriffe des Klerus in die Funktionen weltlicher Beamten, Kreuzzüge, Pilgerfahrten, das Alles hat zu seiner Zeit seine heilsame Berechtigung gehabt.

Zwei Dinge sind es aber ganz besonders, für welche die Menschheit ewig dem Christenthume, wie es sich in der römischen Kirche gestaltete, zu Dank verpflichtet bleibt. Einmal, daß die Kirche theoretisch und thatsächlich den Grund legte zur Milderung des trennenden Nationalunterschiedes und des Unterschiedes der Kasten und Stände. Die Kirche schuf mit dem

---

würdiger als sämmtliche Reiche römischer oder asiatischer Eroberer. Dies geistliche Imperium mag man verdammen oder hassen, doch wird es, so lange die Erde steht, ein einziges unwiederholtes Phänomen moralischer Macht sein. — Die Idee (Gregor's VII.), einen Sterblichen vor der sündigen Welt als gottähnliches Wesen hinzustellen, die Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demuth als Vikar Gottes die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend und so schauerlich, daß sie noch das Staunen der spätesten Geschlechter erregen wird."

Priesterstande eine absolut demokratische, an keinem Unterschied des Standes und Blutes, an keinem Vorzug der Nationalität, des Besitzes gebundene, sondern lediglich auf geistige Eigenschaften begründete Aristokratie, wenn man will eine göttlich privilegirte demokratische Republik mit einem wählbaren Präsidenten. Noch mehr: in ihrer ganzen streng durchgeführten Organisation, in ihren Mönchsorden und religiösen Gesellschaften, in ihren Klöstern, in ihrer Trennung des Besitzes von der einzelnen Person und in der unauflöslichen Verbindung mit der Allgemeinheit liegen die Keime der Ideen, denen unsere Zukunft gehört, die Keime der Assoziation, der Organisation der Arbeit, des Sozialismus. Alles, was bestimmt ist, im Laufe der Menschheitentwicklung Allgemeines zu werden, ist zuerst immer als Besonderes vorgebildet: das allgemeine Recht als Vorrecht, die Freiheit als Privileg. So oft ich in Rom die Kirchen und Kapellen der verschiedensten Nationen besuchte, so oft in der Peterskirche mein Blick auf den Inschriften ruhte, welche die Beichtstühle für alle Zungen der Welt bezeichnen, so oft ich die lange Reihe der Päpste durchmustere, und in ihnen fast alle Nationen Europa's vertreten finde, eben so oft wiederhole ich mir: die Kirche ist ein Versuch, die Brüderlichkeit der großen Völkerfamilien vorzubereiten, wie die Schweinehirten und Bauernsöhne unter ihren Kardinälen den heilsamen Gegensatz bilden zu jener Theorie des bevorzugten Blutes und der göttlichen Erbrechte des Herrscherthums. In diesem Sinne erquickt es mir die Seele, wenn ich den vierten Heinrich vor Gregor VII. knieen und den geisteskräftigen Sohn eines heimathlosen Vagabonden seinen Fuß auf den Nacken des stolzesten Herrschers setzen sehe. Es ist für mich ein Triumph des Geistes über die physische Gewalt,

der Idee über ihre Gegner. Es ist dann freilich in dem Ringen dieser dualistischen Mächte dahin gekommen, daß auch ein Napoleon, als Sohn des Volkes, einen Papst demüthigte, tiefer, als es Gregor mit Heinrich gethan. Aber der eigentliche Ausgang dieses Kampfes wird der sein, daß geistliche und weltliche Macht in diesem Gegensatze sich aufheben, daß sie untergehen in einer höheren Einheit beider. Der letzte Papst wird der Geist der Menschheit, und die Völker und Nationen werden die Fürsten seiner Kirche, und alle Menschen ihre Priester sein!

Träumereien, Märchenwünsche! sagt Ihr? Immerhin! Die Märchenwünsche der Menschheit sind nichts als die Ahnungen ihrer Erfüllung.

Um uns aber doch nicht allzusehr von dem Boden der Wirklichkeit zu verlieren: das Ende des Papstthums scheint mir nicht in allzu ferner Zeit bevorzustehen. Der Papst aber ist der Schlußstein des riesigen Kuppelgewölbes der Kirche, und Ihr wißt, was dieser Schlußstein in der Architektur für eine Bedeutung hat. Schon jetzt gilt es als ein unheilverkündendes Omen, daß die Kuppel von St. Peter einen neuen gefährlichen Riß zeigt. Man schreibt dies dem Umstande zu, daß die Kraft der zehn Fuß dicken Mauer, sowie der vier kolossalen Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, durch Anlegung innerer Treppen geschwächt sei. Auch dies mag symbolisch erscheinen. Uebrigens habe ich neulich im Winckelmann gelesen, daß die Peterskirche doppelte Mauern hat, und daß in deren Zwischenraume zwei Personen bequem um die ganze Kirche sowohl unten als oben herum gehen können. Das ist etwas für Engländer! Von den unzähligen marmornen Heiligenstatuen der Kirche sagt derselbe: „Es sind große

Stücke Marmor, die unbearbeitet jedes fünfhundert Scudi kosten. Wer eine sieht, hat sie alle gesehen.“ Ein Franzose sagte von ihnen: „Les tombeaux de St. Pierre ne peuvent être considéré que comme l'ameublement d'un palais.“ Unter den zahlreichen Grabdenkmälern der alten Päpste ist das beste das des Papstes Paul III. von della Porta, mit den beiden überlebensgroßen Statuen der Klugheit und Gerechtigkeit. Bei diesem Werke hat ein wunderlich neckischer Zufall gewaltet. Der Künstler hatte die Gerechtigkeit, bei der ihm die schöne Julia Farnese, die Schwester des Papstes, als Modell diente, ganz nackt und von solcher Fülle üppiger Schönheit dargestellt, daß ihre allzuverführerischen Reize später auf päpstlichen Befehl mit einem broncenen Gewande verdeckt werden mußten. Das Grabdenkmal Papst Alexander VII. Chigi galt lange als eines der ausgezeichnetsten Werke Bernini's, des Lieblings so vieler Päpste, des Künstlers von fürstengleichem Ansehen und unermeßlichem Vermögen. Für mich ist es der Gipfel der wüstesten Verirrung, zu welcher durch jenen ächten Neapolitaner die Skulptur sich verlor. Man denke: über der Thüre, welche in das Grabgewölbe führt, oder vielmehr der Länge lang, nach oben zu aus ihr heraus fliegt der Tod, ein kolossales Gerippe von vergoldeter Bronce, uns entgegen, im Begriff mit der einen vorgestreckten Knochenhand das Stundenglas zu wenden. So von Innen herausfliegend stößt er mit dem Kopfe gegen den Vorhang aus buntgesprenkeltem Marmor, den er nun, nachdem er ihn über sich zurückgeschlagen hat, mit Armen, Kopf und Schultern trägt. In ungeheueren quaderhaft massigen Wulsten bauscht sich das steinerne Vorhangwesen über dem Gerippschensal aufwärts, und trägt hoch oben den von vier

Tugenden umgebenen knieenden Papst, der bekanntlich mit Weibern und zwar mit jungen und schönen sehr gern und viel im Leben verkehrte. Die eine dieser vier Kardinaltugenden, eine Carita denk' ich, hält einen Säugling an der Brust, der seinen Kopf so kräftig gegen die Halbkugel des vorquellenden vollen Busens drängt, daß man den dadurch hervorgebrachten elastischen Eindruck gewahrt. Denkt man sich nun diese Figuren kolossal, den Marmor polirt und schimmernd wie eine spiegelnde Eisfläche, so wird das Maaß des Unerträglichen voll. Vor diesem Werke begreift man den Ausspruch des alten Winckelmann: „vor dem Rafael waren alle Figuren gleichsam schwindsüchtig, durch den Bernini wurden sie wassersüchtig." Und doch ist das derselbe Bernini, der durch sein Urtheil über die als Pasquino bekannte Gruppe des Menelaus und Patroklus bewies, daß er an Einsicht in das Wesen vollendeter Plastik über allen Künstlern seines Jahrhunderts stand. Als ihn ein Fremder fragte, welches die schönste Statue in Rom sei, antwortete er: der Pasquino! was ihm als Verhöhnung ausgelegt wurde, und fast üble Händel zugezogen hätte. In der That nannte er den Torso und den Pasquino die beiden vollendetsten Kunstwerke in Rom, und setzte den letzteren fast noch über den ersteren. Denn dort zeige sich: „il piu perfetto della natura senza affettazione dell arte." Ehe er nach Rom kam, nannte auch Winckelmann den Bernini einen großen Künstler; und auch später galt er ihm noch immer als „ein Mann von großem Talent und Geist, dem aber die Grazie nicht einmal im Traume erschienen sei." —

Unter all den Grabmonumenten suchte ich vergebens nach einem Denkmale des großen Reformators der Kirchenmusik, dessen Tonschöpfungen so oft den Dom von St. Peter erfüll-

ten. Palestrinas irdische Reste ruhen unbezeichnet unter irgend einem Altare der Peterskirche. *)

Rom, den 15. März 1846.

Bei meinem gestrigen Besuche der Peterskirche habe ich die Bekanntschaft eines mir bis dahin unbekannten Malers der alten Paduanischen Schule gemacht. Das ist Melozzo da Forli (geb. 18. Juni 1438, † 14. Novbr. 1494), Schüler der Baldassar Carrari und Hofmaler Papst Sixtus IV. Als solcher malte er eine Himmelfahrt in der Tribüne der Kirche S. Apostoli zu Rom. Als aber unter Clemens XI. diese Kirche umgebaut wurde, ward dies Meisterwerk zerstört, und nur die inständigen Bitten eines kunstbegeisterten Mönches, Fra Sebastiano Resta von Mailand, bewogen den Baumeister, wenigstens einige Bruchstücke der besten Arbeit eines der größten vorrafaelischen Maler Italiens zu retten, a salvarne pocchi brani, sagt der Marchese Giuseppe Melchiorri, aus dessen Schrift: Notizie della vita ed opere in Roma di Melozzo da Forli (Roma 1835) ich diese Notizen entnehme. Die so geretteten Bruchstücke befinden sich in der Stanza Capitolare der Sacristia canonicale von St. Peter, und galten früher für die Arbeit Mantegna's.

Es sind zunächst ein Cyklus von musicirenden Figuren, Engel, welche das Fest der Himmelfahrt des Herrn verherrli-

---

*) Palestrina († 1594 2. Febr.) ward beigesetzt am Altar der S. S. Simon e Giuda in der südlichen Tribüne des Querschiffs. S. Norder: Janus IV, S. 236.

chen. Der Ausdruck in diesen Gestalten und Köpfen ist vorherrschend weiblich, und die Instrumente, welche sie spielen, sind Laute, Mandoline, Tamburin, eine Art Tympane und allerhand Streichinstrumente. Die überirdische Engelnatur ist hie und da durch bescheidene Flügel mäßig angedeutet. Ohne diese unnützen Flederwische aber sind es prachtvolle irdische Geschöpfe, entnommen aus dem Oktoberjubel der Winzerfeste Italiens. Figuren, wie die Tamburinspielerin und die, welche die Tympane schlägt, kann man noch heute in den Oktoberfestvignen vor Porta Angelika sehen. Ein frischer, menschlich froher Ausdruck, der aber in allen fein nuanzirt ist, belebt diese schönen Physiognomien. Dieser Ausdruck geht von der tiefsten Empfindung bei der Lautenspielerin, von der ich gleich noch besonders reden werde, durch die kindlich naive Heiterkeit und Fröhlichkeit der Violinspielerinnen bis zur ausgelassenen fast bacchantischen Lust, wie sie in den Tamburinschlägerinnen aufjauchzt. Von typisch einförmiger Behandlung dieser Köpfe, wie sie bei unseren modernen Nazarenern vorkommt, ist keine Spur: alles ist der Natur und dem Leben entnommen bis auf die Bekleidung der übrigen Theile der Halbfiguren. Soviel Naturwahrheit und Naturgefühl waren schon in der Kunst vorhanden, ehe Rafael geboren war! Das Bild ist im Jahre 1471 gemalt.

Die Lautenspielerin ist von allen Figuren die schönste, und nebenbei auch noch durch den Umstand merkwürdig, daß sie nach vierthalbhundert Jahren neulich als Heine'sche Loreley in dem bekannten Bilde des Berliner Malers Begas wieder auferstanden ist. Was davon unser Freund Hettner schon in Neapel erzählt hatte, bestätigte jetzt der Augenschein. Das ganze Motiv in Haltung und Geberde, Ausdruck, Blick und

Wendung, alles findet sich in dem Bilde des alten Meisters präformirt. Seine Lautenspielerin sitzt freilich nicht auf einem Felsen, sondern auf Wolken, die aber seit der Zerstörung des Gesammtbildes nicht mehr sichtbar sind. Auf dem linken Knie ruht die Laute, die sie mit der linken Hand hält, während die rechte in die Saiten greift. Dabei blickt das edelschöne Antlitz hinabwärts in die Tiefe, welcher der ganze Obertheil leise zugebeugt ist. Das Antlitz, im Profil gefaßt, setzt sich wundervoll ab gegen das schöne Haar, dessen üppige Fülle ungeflochten über der rechten nach der linken Schulter zu, ganz im Einklange mit der Bewegung des Hauptes, frei hinabwallt. Ein meergrünes Gewand mit blaßrothen weißaufgepufften Aermeln umschließt die edle Gestalt. Die Zeichnung ist in allen Theilen von größter Schönheit, der leise Schattenwurf am Auge von herrlichster Wirkung. In dem ganzen Ausdrucke, in Gesicht und Haltung liegt eine süße Traurigkeit, die bei dem Anblick des himmelanschwebenden Gottmenschen der Leiden und Martern zu gedenken scheint, welche er noch kurz zuvor durchlitten auf der undankbaren Erde. Ich weiß nicht, ob Herr Begas in Rom war, ob er dies Bild gesehen, ob er es benutzt hat. Aber das weiß ich, käme Heinrich Heine nach Rom und sähe er diese Lautenspielerin Melozzo da Forli's, so würde er ausrufen: Wie kommt meine Loreley in die Peterskirche!

Von anderen Figuren des großen Melozzo'schen Freskobildes sind nur ein Paar Köpfe erhalten, aber sie geben eine nicht minder hohe Idee von der Vortrefflichkeit des zerstörten Werkes. Ein Sanct Paulus gehört zu dem Erhabensten, was ich von physiognomischem Ausdrucke in christlicher Kunst gesehen.

Etwas bekannter als die hier erwähnten Reste ist die

Figur des Christus, die ich unmittelbar darauf an der Treppenwand des Quirinalpalastes aufsuchte. Aber über diese kann man jetzt gar nicht mehr urtheilen. Denn einmal steht die Figur jetzt vertikal und nur wenige Ellen hoch, da sie doch vom Künstler für das Deckgewölbe einer Kirche bestimmt und berechnet war, und ferner ist das Bild schmählich überschmiert von dem Restaurator Giuseppe Chiari, einem Schüler des Bilderverderbers Carlo Maratta.

Stahr, Adolf,

Ein Jahr in Italien

Bd.: Theil 3 [und] 4

Oldenburg 1874